



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

UC-NRLF



\$B 714 599

600 199



THE LIBRARY
OF
THE UNIVERSITY
OF CALIFORNIA

PRESENTED BY
PROF. CHARLES A. KOFOID AND
MRS. PRUDENCE W. KOFOID

146

Südbrasilien.

W. H. Meyer
Lehr.
Kiel.

Ein Handbuch

zur

Belehrung für Jedermann,

insbesondere für

Auswanderer.

Mit einer Karte.

Von

Capitän J. Hörmeyer.

Hamburg.

Gustav Carl Bürger.

1857.

Anmerkung. Die zu diesem Buche gehörige Karte von Südbrasilien kann erst ohngefähr ult. Januar 1858 vollendet und soll den Käufern des Buches nachgeliefert werden.

Der Herausgeber.

Wien, Mitte December 1857.

Das Recht der Uebersetzung ist vorbehalten.

Seiner Majestät

DOM PEDRO II.

Kaiser von Brasilien.

F 2513

H66

Sire.

Eine Arbeit voll Schwierigkeiten und Anstrengung in der Ausführung, aber mit Eifer und Hingebung, wenn auch mit wenig Talent zu Ende geführt, ist es, welche ich hie- mit Ew. Kaiserlichen Majestät ehrerbietigst zu Füßen lege.

Wer wie ich die Herrlichkeiten des weiten Reiches, dieses schönen Erbtheiles Ihres erlauchten Geschlechtes gesehen — prachtvollte Wälder des edelsten Holzes, strotzend von seltenen Pflanzen und reichlichem Wild, Ebenen bedeckt mit unabsehbaren Heerden von Nutzthieren, Flüsse voll von Fi-

schen und über Goldsand dahinströmend, Gebirge reich an Schätzen aller Art vom Eisen bis zum Demant und fast überall der Boden gesegnet mit der jungfräulichen Kraft üppigster Vegetation — der konnte nicht stummer Zeuge bleiben bei all' den zahl- wie namenlosen Angriffen perfidester Art, welche eine gewisse, eigennützige Partei gegen Brasilien zu richten nicht müde wird.

Die gerechte Entrüstung hierüber und der Eifer für Wahrheit und Gerechtigkeit dictirte mir diess Werk; aber

da mein Name unbekannt, die Zahl der Gegner gross, die Indolenz und Ignoranz der Menge noch grösser, — bedurfte mein Buch eines Bürgen für die Wahrheit und Unparteilichkeit seiner Darstellung; und konnte ihm wohl ein gewichtigeres Zeugniß gegeben werden, als indem Eure Kaiserliche Majestät, in Allerhöchstwelchem die Welt nicht allein den weisen und gerechten Monarchen, sondern auch den Gelehrten und Denker zu verehren gewohnt ist, die ehrfurchtvollste Widmung desselben huldvollst entgegen nahmen?

So geschirmt und geschützt vermag ich getrost den Be-
geiferungen der Feinde Brasiliens entgegenzusehen, die immer
bestrebt sind, das ruhige Urtheil des Publikums zu trüben.

In tiefster Ehrfurcht

Ew. Kaiserlichen Majestät

Wien, im July 1857.

unterthänigster

J. HÖRMEYER,
Capitän.

V o r r e d e.

Es ist ein guter, alter Brauch, am Eingange eines Buches dem Leser die Gründe anzugeben, welche den Autor zur Abfassung desselben veranlaßten und somit den Zweck anzudeuten, dem zu dienen das Werk bestimmt ist.

Der Zweck liegt übrigens schon im Titel ausgesprochen, so wie hinwieder in dem Zwecke selbstverständlich die Gründe enthalten sind.

Ich wollte damit, so weit es meine Erfahrungen ermöglichten, die Zustände eines Landes, das bis jetzt mit wenigen, um so ehrenvolleren Ausnahmen, nur Verleumdungen und Anfeindungen erfuhr, in gewissenhafter Treue einem Publikum schildern, das zum großen Theile noch in argen Vorurtheilen dagegen befangen ist.

Ich wollte namentlich dem zur Auswanderung Entschlossenen ein brauchbares Handbuch liefern, das ihm bei seiner Unternehmung von reellem Nutzen sei, und somit meinen nach dem südlichen Amerika ziehenden Landsleuten einen Rathgeber verschaffen, den ich und vor, mit und nach mir Tausende von Deutschen im gleichen Falle schmerzlich genug entbehrt haben.

Ich hoffe, daß ich mich diesem Ziele in den vorliegenden Blättern möglichst genähert habe, und so manchen Landsmanne harte Lehrjahre erspare.

Mein Streben ging endlich nicht dahin, die Lust zur Auswanderung zu erhöhen oder zur Auswanderung zu rathen. Wohl aber war und ist es meine Absicht, diesen immerhin herben Schritt dem

zur Auswanderung einmal Entschlossenen zu erleichtern, indem ich ihm ein Land zum Ziele anrathе, das ungleich besser geeignet ist, seine Hoffnungen zu verwirklichen, als z. B. die Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Der mächtigste Strom der Emigration wandte sich gleichwohl bis jetzt diesen zu. So lange es aber bloß Europamüde gab, verhallte die Stimme des Warners in der Wüste. Nun jedoch, da der Deutsche neben dem schwindlerischen, gewissenlosen Native immer schwerer aufzukommen vermag, da der Knownothingismus, das Rowdies- und Loasferthum die deutschen Niederlassungen mit Mord und Brand heimsuchten, zählen die Amerikamüden bereits nach Zehntausenden, die jenen jetzt unwirthlich und fremden-feindlich gewordenen Gestaden den Rücken kehren und Hunderttausende würden ihnen folgen, verstatteten es ihre Mittel oder sonstigen Verhältnisse.

Das ist der Zeitpunkt, wo man jenen Strom zu dämmen und abzulenken versuchen muß; doch ist die Gewalt seiner Fluthen noch immer so groß, um den Versuch eines Einzelnen als ohnmächtige Anmaßung erscheinen zu lassen. Dennoch hege ich die zuversichtliche Hoffnung, daß es mir mittelst der Kraft, welche der Wahrheit und der Ueberzeugung innewohnen, von der das vorliegende Buch diktiert wurde, gelingen wird, manche Quelle, manches Bächlein, welche sonst jenem Strome zufließen würden, von ihm abzulenken nach den so gesegneten und gastfreien Küsten Südbraßiliens — ihnen zum Wohl und mir zur Genugthuung.

Und aus Quellen und Bächen bilden sich Flüsse und diese machen den Strom! —

Noch bin ich meinen Lesern den Beweis schuldig, das ich dasjenige selbst kenne und wisse, worüber Andere zu belehren ich unternehme.

Vier Jahre Aufenthalts im Centrum deutscher Niederlassungen in Südbraßilien, Reisen in die entfernteren Kolonien, Studien über selbe an Ort und Stelle, worüber höheren Orts zu berichten ich mehrmals berufen ward, lehrten mich das Wesen, die Zustände, Bedürfnisse und alle Systeme der Kolonisation im Allgemeinen, wie die der Deutschen insbesondere gründlich kennen.

Ueber Viehzucht, Acker-, Obst- und Gartenkultur kann ich aus eigener Erfahrung berichten, da ich eine Zeit lang selbst einer Landwirthschaft vorgestanden.

Endlich ermöglichten meine dienstlichen Verhältnisse, sowie günstige Zufälligkeiten einen nahen, ja vertrauten Umgang mit Hoch und Nieder der brasilianischen Gesellschaft, dem ich meine Kenntniß der Sprache, Sitten und Gebräuche des Landes, so wie die Berührung mit den hervorragenden Männern des Kaiserreichs verdanke.

Füge ich noch hinzu, daß ich da, wo meine persönlichen Erfahrungen und Kenntnisse nicht ausreichten, die Werke gelehrter Reisender, wie Spir und Martius, Eschwege, Burmeister u. s. w., sowohl, als wie die populären Schriften praktischer Männer, eines Weech, Dr. Blumenau, Dr. Steger, v. Rodowicz, Dr. Hühn u. s. w. u. s. w., wie auch periodische Fachblätter*) mit Diskretion benützte, so glaube ich einerseits Belege genug für meinen Beruf zur Autorschaft dieser Schrift geliefert, andererseits aber auch Gewähr geleistet zu haben für die Vielseitigkeit, Nützlichkeit und Wahrheitsliebe meines Buches, das bestimmt ist, die Lücke auszufüllen, welche seit Weech's vortrefflichem Buche in der deutschen Brasilienliteratur populären und gemeinnützigen Inhalts klafft.

Ich habe dem Publikum, besonders den Auswanderern, mein Bestes geboten; an diesen ist es nun, meinen wohlgemeinten Rathschlägen Beherzigung — an jenem aber, meinen Fehlern und Irrthümern Nachsicht angedeihen zu lassen.

Wien, im Oktober 1857.

Der Verfasser.

*) Ein vorzügliches Material danke ich insbesondere der „Hamburger Zeitung für deutsche Auswanderungs- und Kolonisationsverhältnisse.“

I n h a l t.

I. Abschnitt.		Seite
Geographische Uebersicht von Südbrafilien	1	
Einleitung. — Geographische Lage, Flächeninhalt. — Einwohner. — Grenzen. — Bodenbeschaffenheit. — Gebirge. — Flüsse. — Seen. — Das Hochland. — Küsten und Inseln. — Politische Einteilung. — Schlußbemerkung.		
II. Abschnitt.		
Ueber die Temperatur, die Witterung und die gesundheitlichen Verhältnisse. . . .	11	
Einleitung. — Thermometer-Beobachtungen. — Vegetation. — Witterung. — Sanitäts-Verhältnisse. — Epidemien. — Statistische Bemerkungen.		
III. Abschnitt.		
Von den Naturprodukten, der Art sie zu gewinnen und zu verwenden. . . .	19	
Einleitung. — Mineralien. — Gold. — Urwälder. — Schlingengewächse. — Bestand der Wälder. Baumarten. — Unterholz. — Ausnutzung der Wälder. — Sägemühlen. — Schiffbau. — Pottaschefabrikation. — Fruchtbäume, wildwachsende; gepflegte, einheimische. — Sträucher. — Europäische Früchte. — Palmfrüchte etc. — Wurzel- und Knollengewächse. — Rankengewächse. — Hülsenfrüchte. — Gemüse. — Die Samen mitzunehmen. — Kolonial- und Handelspflanzen. Kaffee.		
IV. Abschnitt.		
Von der Bevölkerung	131	
Einleitung. — Einteilung. — Die Weißen. — Charakter. — Sprache. — Ehrgeiz. — Pferdeliebhaberei. — Tracht. — Lebensweise der Städter. — Vergnügungen. — Laufen, Trauungen und Begräbnisse. — Öffentliche Anstalten. — Die Landbewohner. — Ihre Tracht. — Vergnügungen. — Gastfreihait. — Hausbau. — Benennungen der verschiednen Gebäude. — Titelwesen in Brasilien. — Die Fremden. — Die Portugiesen. — Die Engländer. — Die Hantee. — Die Franzosen. — Die freien Farbigen. — Stellung derselben. — Heirathen von Farbigen. — Die Farbigen in der Gesellschaft und als dritter Stand. — Klassen von Farbigen. — Die jähnen Indier. — Aldeas.		
V. Abschnitt.		
Land- und Wasserstraßen, Post- und Beförderungswesen	149	
VI. Abschnitt.		
Staat, Kirche und Schule	197	
VII. Abschnitt.		
Die auf die Einwanderung bezügliche Gesetzgebung	211	

XVI

VIII. Abschnitt.	Seite
Die deutschen Kolonien.....	231
IX. Abschnitt.	
Die herrschenden Kolonisationsysteme nebst einem Vorschlage zu einem neuen.	273
X. Abschnitt.	
Die Gegner Brasiliens.....	283
XI. Abschnitt.	
Rathgeber für Auswanderer.....	297
XII. Abschnitt.	
Handel, Steuern, Zölle, Maß, Münze und Gewicht.....	323
XIII. Abschnitt.	
Deutsch-portugiesisches Vocabularium der allernothwendigsten Ausdrücke....	329

I. Abschnitt.

Geographische Uebersicht von Südbrasilien.

Einleitung. — Geographische Lage, Flächeninhalt. — Einwohner. — Gränzen. — Bodenbeschaffenheit. — Gebirge. — Flüsse. — Seen. — Das Hochland. — Küsten und Inseln. — Politische Eintheilung. — Schlußbemertung.

Brasilien, dies ungeheure Reich, das sich vom 4o nördl. Br. bis zum 33o südl. Br., vom 7o östl. L. bis zum 21o westl. L. ausdehnt und einen Flächeninhalt von ca. 135,000 Quadratmeilen enthält, also dem gesammten Europa wenig nachgiebt, zerfällt in 19 Provinzen, die begreiflicherweise in Lage, Klima und anderen Verhältnissen unendlich viele Verschiedenheiten aufweisen.

Diese Provinzen sind, von Norden nach Süden aufgezählt, folgende: Parà, Alto Amazonas, Maranhão, Matto Grosso, Piauhy, Rio grande do Norte, Goyaz, Ceará, Parahyba, Pernambuco, Sergipe, Alagoas, Minas Geraes, Espiritu Santo, Rio de Janeiro, S. Paulo, Paraná, Sta. Catharina und São Pedro do Rio grande do Sul.

Wir wollen hier unter dem Titel Südbrasilien nur die drei südlichsten Provinzen begriffen haben, nämlich Paraná, Sta. Catharina und Rio grande do Sul.

Der Name „Südbrasilien“, welchen wir so ausschließlich diesen drei Provinzen nach dem Vorgange Dr. Blumenau's geben, schließt nach der officiellen brasilianischen Geographie noch die Provinzen von S. Paulo, Rio de Janeiro und Espiritu Santo in sich.

Die letzten Beiden liegen indeß ganz innerhalb der Wendekreise, müssen daher schon zu den subtropischen Ländern gezählt werden und haben als solche bedeutende Unterschiede in Klima und Vegetation aufzuweisen, weshalb wir sie nicht in den Kreis unserer Betrachtung zu ziehen vermochten. Daß wir endlich auch die Provinz S. Paulo hievon ausschlossen, dafür liegt der Grund hierin, daß wir doch irgendwo eine Begränzung finden mußten, die wir im Interesse des Lesers, des Autors und des Verlegers nicht enge genug ziehen konnten.

Südbrasilien also dehnt sich zwischen dem 22 — 33o 45' südl. Br. und 4o 54' — 14o westl. L. vom Meridian von Rio de Janeiro aus,

wobei es einen Flächeninhalt von ungefähr 12,500 geogr. Quadratmeilen umfaßt, mithin deren 350 mehr als Oesterreich oder 2900 mehr als Frankreich zählt.

Auf diesem ungeheuern Raume wohnen ungefähr 470,000 Einwohner, so daß durchschnittlich ungefähr 38 Personen auf die Quadratmeile kommen.

Unter den Einwohnern befinden sich 309,000 Freie, Weiße und Farbige, 112,000 Sklaven und bei 49,000 Fremde, unter welchen 42,000 Deutsche sein mögen.

Alle Angaben, sowohl über den Flächeninhalt, als die Bevölkerung, können nur approximativ sein, mit alleiniger Ausnahme des Flächeninhalts der Provinz Rio grande, worüber uns die amtlichen Resultate der neuesten Messungen zugänglich waren.

Die Küstenlänge aller 3 Provinzen beträgt 172 deutsche Meilen.

Die angegebenen Zahlen vertheilen sich folgendermaßen:

N a m e n der Provinzen.	Flächen- inhalt in geogr. []-Meilen.	Küsten- länge in geogr. Meilen.	Freien,	Anzahl der Sklaven, Fremden, Deutschen.			Bevöl- kerung.
Paraná	5,000	16	59,000	18,000	1,000	2,000	80,000
Sta. Catharina . . .	1,800	65	69,000	14,000	2,000	5,000	90,000
Rio grande do Sul	5,700	91	181,000	80,000	4,000	35,000	300,000
	12,500	172	309,000	112,000	7,000	42,000	470,000

So kommen auf die Quadratmeile in Paraná $11\frac{1}{5}$ Freie, $3\frac{3}{5}$ Sklaven, $1\frac{1}{5}$ Fremde und $2\frac{1}{5}$ Deutsche; im Ganzen 16 Personen. In Sta. Catharina $38\frac{3}{5}$ Freie, $7\frac{7}{5}$ Sklaven, $1\frac{1}{5}$ Fremde und $2\frac{2}{5}$ Deutsche; im Ganzen 50 Personen. In Rio grande aber auf die Quadratmeile $52\frac{2}{3}$ Personen, wovon ungefähr $31\frac{1}{3}$ Freie, 14 Sklaven, $1\frac{2}{3}$ Fremde und $6\frac{1}{3}$ Deutsche sind. Die relativ größte Bevölkerung im Allgemeinen, in Sklaven und in Deutschen stellt Rio grande in erste Reihe, indeß Sta. Catharina die zahlreichste freie und Fremden-Bevölkerung hat.

Südbrasilien gränzt im Norden an die Provinz S. Paulo, von welcher sie eine bedeutende Strecke hindurch der Paraná-Panama trennt. Im Osten ist der atlantische Ocean, im Süden die Banda Oriental oder Republica del Paraguay die Gränze. Sie wird im Süden markirt, indem sie längs des Baches Chuy und dann an dem See Mirim hindläuft, und hierauf dem Jaguarão aufwärts bis zu seinen Wasserfällen in der Cochilha grande folgt. Von da aus bildet sie der Rio Negro stromab bis zur Einmündung des Arrojo S. Luiz und dieser bis zu seinem Ursprunge. Schließlich macht der Quarahy bis zu seiner Einmündung in den Uruguay die Gränzmarke.

Die Begränzung im Westen ist unstreitig die wichtigste, wird aber um wenigstens für die Provinz Paraná bessere, natürliche Gränzen zu erhalten, noch manch liebes Mal Regulirungen erfahren. Die Westgränze wird zum größten Theil durch den Uruguay gebildet, von dort an, wo der Quarahy einmündet, bis zum Einflusse des Flüsschens Pepiri mirim, wo zugleich die Gränzschieden der Provinzen Rio grande und Paraná, so wie des argentinischen Staates Corrientes zusammentreffen. Die Gränze

folgt dann diesem Flüsschen stromauf bis zu den Quellen des Rio S. Antonio, den sie bis zu seiner Mündung in den Iguaçu und diesen bis zu seiner Vereinigung mit dem Paraná begleitet. Hierauf bildet der Paraná bis zur Aufnahme des Paraná-Panema die westliche Scheidemarke.

Ganz Südbrasilien ist von nicht zu hohen Gebirgen durchzogen und in seinen Thälern von zahlreichen und bedeutenden Gewässern durchströmt. Die westlichen Theile von Paraná und Rio Grande, so wie der Süden der letzteren Provinz nähern sich dem Charakter der benachbarten argentinischen Pampas und sind gleich diesen nur in den Terrainfalten bewaldet oder richtiger gesagt, bebuscht, welche Gehölze oder Büsche auch zugleich den wenigen Quellen und Flüssen bei ihrem Ursprunge und während ihres Laufes Schutz gegen die Kraft der Sonne gewähren. Diese nur von üppigem Grase überwachsenen sanften Terrainwellen, die Quelle des immensen Viehreichthums jener Gegenden, nennt man in Brasilien Campos.

Solche Campos wechseln in Südbrasilien häufig mit Waldgegenden. So besteht die Hochebene von Coritiba bis Baccaria zum größten Theile aus Campland, indessen die Abhänge und die Ausläufer des Gebirges, so wie die vielen Schluchten und Kinnsaale äußerst reich und mannigfaltig bewaldet sind. Am Iguaçu und Rio Negro dehnen sich die Campos von Guarapuava endlos dahin und im Herzen von Rio Grande, am südlichen Ufer des Jacuhy bis an die Grenze der Banda Oriental begegnet das Auge dem nichts weniger als malerischen Anblicke baum- und strauchloser, rollender Landschaft.

Auch die Küsten der drei Provinzen bieten total verschiedene Ansichten. Indes die von Rio grande außer einigen kahlen Fügeln nur eine öde Sandwüste dem Auge vorführt, zeigen die Küstenstriche der beiden andern Provinzen hohe Hügel, selbst Bergreihen, in kühnen, malerischen Formen, dicht bewaldet und mit der üppigsten Vegetation bis an die Meeresbrandung geschmückt.

Die Gebirge Südbrasilien sind die Fortsetzung der aus dem Norden bis hierher ziehenden Serra do Mar oder Serra Geral und ihren zahlreichen Ausläufern, welche die Wasserscheide der außerordentlich vielen Flüsse bilden. Schon bei dem Eintritte in Südbrasilien und stets in einiger Entfernung die Küste begleitend, bildet die Serra do Mar einen Gebirgsstock, der Ausläufer in jeder, hauptsächlich aber in westlicher Richtung entsendet, indes die Serra selbst ihren Weg nach Süden in der alten Richtung unbeirrt fortsetzt. Bei Coritiba erweitert sie sich zu einem riesigen Plateau, das bis Baccaria und noch südlicher reicht, und neuerdings zahlreiche Gebirgsketten entsendet; am Jacuhy endet sie mit dem fast 5000' hohen Butucurahy, nicht ohne an den Ursprung dieses Flusses eine denselben im Süden umgehende Hügelreihe entsendet zu haben, welche unter dem Namen der Serra do S. Martinho die Provinz Rio grande in zwei fast gleiche Hälften theilt und des Perval nach Osten entsendend, als Coghilha grande die Gränze gegen die Banda Oriental bilden hilft. Die Serra fällt gegen Osten zu sehr steil ab, indessen sie gegen das Innere zu in größeren und kleineren Terrassen abfällt. Sie ist wohl in keinem Punkte über 6000' hoch, doch

beträgt ihre Höhe auch nur in ihren Ausläufern unter 3000', eine Höhe, die bei der Steilheit der Abfälle an der Meeresseite und dem Mangel an geschickten Ingenieuren den Küstengegenden von Paraná und Sta. Catharina in Betreff ihrer Verbindungen mit dem Innern sehr lästig wird.

Der Serra do Mar und ihren Ausläufern entspringen, von Norden nach Süden gerechnet, folgende bedeutendere Flüsse, und zwar am östlichen Rande, in der Provinz Sta. Catharina:

1) Der Itajahy Grande, welcher unter 26° 24' 41" südlicher Breite in den Ocean mündet, ist auf ungefähr acht deutsche Meilen von der Küste an mit Seeschiffen fahrbar, welche nicht tiefer als 11 Fuß gehen. An seiner Mündung bildet eine quer vorliegende Sandbank einen geschützten Hafen, dessen Einfahrt die obige Wassertracht hat. Er nimmt verschiedene Zuflüsse, unter andern den ebenfalls schiffbaren Itajahy mirim oder pequeno auf. An seinen Ufern liegt die deutsche Colonie Blumenau, so genannt nach ihrem aufopfernden Gründer, den Dr. Blumenau, deren wir, wie aller andern deutschen Colonien Südbrasilens, im VIII. Abschnitt des Nähern gedenken werden. Ferner befinden sich an seinem nördlichen Ufer einige flämische Niederlassungen, so wie am Itajahy mirim viele deutsche.

2) Der Tejuccas, einige Meilen südlicher und in paralleler Richtung mit dem großen Itajahy fließend. Auch er ist eine Strecke weit für Seeschiffe fahrbar, und befinden sich an seinen Ufern deutsche und italienische Ansiedlungen, zum Theil auf Ländereien des italienischen Consuls Herrn Schütel. Sonst wäre noch der Sahy, als Gränze zwischen Paraná und Sta. Catharina und der Nombituba als solche zwischen Sta. Catharina und Rio Grande bemerkbar.

Am westlichen Rande, in der Provinz Paraná:

1) Der Paraná-Panema, der eine Strecke von 110 und mehr Meilen durchfließt und während eines Laufes von nahezu 100 Meilen die Gränze zwischen S. Paulo und Paraná macht, um dann in den Paraná zu münden. In seinem Quellengebiete liegen die Villas Jaguaratba und Castro. Sein bedeutendster Zufluß ist der Rio da Cinza (Aschenfluß) und dann der Itararé, beide eine große Strecke schiffbar. Hierauf der Tibagy, an dessen Quellen Belem no Tibagy, Capivurussa, Ponte Grossa und ziemlich viele Estancias liegen. Auch dieser Fluß ist eine bedeutende Strecke schiffbar; an seiner Mündung liegt der Ort und das Kirchspiel S. Francisco Xavier.

2) Der Rio Ivahy oder auch der Rio de Dom Luiz. Auch dieser Fluß hat einen Lauf von ungefähr 100 Meilen in fast nordwestlicher Richtung, ist schiffbar und mündet in den Paraná. An seinen Ufern liegen die Ruinen von Villa Rica und in seinem Quellengebiete befindet sich die von einem menschenfreundlichen Franzosen, Dr. Fauré, gegründete, leider nicht prosperirende Colonie S. Thereza, der jetzigen Kaiserin zu Ehren so getauft. Der Ivahy ist eine sehr wichtige Verkehrsader, besonders für die Zukunft der Provinz, weil er gerade da in den Paraná mündet, wo sich am linken Ufer dieses Flusses der die Provinz Matto Grosso bespülende Dvinheima ergießt, an dessen Ufer äußerst reiche Gruben von Steinsalz,

diesem für die Viehzucht der Campos so nothwendigen Artikel, erschlossen wurden.

3) Der Iguassú. Dieser entspringt auf der Hochebene von Coritiba, verfolgt in westlicher Richtung einen Lauf von 80—90 Meilen, worauf er, nachdem er eine kurze Strecke die Grenze gegen Corrientes gebildet, ebenfalls in den Paraná mündet. Er ist auf zwei Drittel seines Laufes schiffbar, ebenso viele seiner zahlreichen Zuflüsse. In seinem Quellengebiete liegen die fruchtbarsten und bewohntesten Gegenden der Provinz, mit der Hauptstadt derselben, Coritiba, mit ungefähr 5000 Einwohnern. Dann Campo Largo, Villa de Principe, Tamanduá und andere mehr, lauter durch Viehzucht und Ackerbau wohlhabende Orte. In Coritiba haben der Präsident und die Ständerversammlung, sowie alle Autoritäten der Provinz ihren Sitz.

An einem der Nebenflüsse des Iguacu, dem Rio Negro liegt eine schon ältere deutsche Colonie, deren Bewohner sich in bedeutendem Wohlstande befinden.

Hier muß auch noch des Paraná selbst gedacht werden, des Pathe'n der Provinz und eines der größten Ströme der neuen Welt. Dieser Strom betritt die Provinz unter 22° 50' südlicher Breite und 11° 10' westlicher Länge und bildet während eines Laufes von ungefähr 30 Meilen die Gränzscheide der Provinz und jener von Matto Grosso, sowie der von Brasilien und Paraguay. Er ist sehr breit und tief, trotz vieler Stromschnellen selbst für Kriegsschiffe fahrbar und wird jetzt, seit der Handelsvertrag mit Paraguay seine Beschieffung freigegeben, die Quelle großen Reichthums sowol für diese, als auch die andern Provinzen werden, welche er bespült.

In der Provinz Rio Grande:

4) Der Uruguay. Dieser Fluß entspringt an der Grenze der Provinz S. Pedro und Sta. Catharina, hat durch 70—80 deutsche Meilen eine westliche Richtung und wendet sich dann in einem Bogen nach Süden, wo er nach Aufnahme des Quarahy in die argentinischen Staaten übertritt. Er macht von seinem Ursprunge bis zur Aufnahme des Pepiri Mirim die Grenze der Provinzen Rio Grande und Paraná und von da an die Brasiliens gegen die hispanischen Republiken. Er hat viele Stromschnellen, wäre aber ohne den großen Wasserfall oberhalb Uruguayana vollkommen schiffbar. So aber müssen die Stromaufgehenden Schiffe unterhalb des Falls ihre Ladung löschen und per Achse oberhalb desselben bringen und dort in andere Schiffe verladen lassen. Der Uruguay nimmt sehr viele Zuflüsse auf und bewässert mit ihnen die reichsten Campos des südlichen Amerika, wo er genug passende Punkte für ausgedehnte Niederlassungen darbietet. Schon früh haben dies die Jesuiten erkannt, die dort Missionen (Sete Missões) errichteten und die Guarani und Gjuh bewogen, Dörfer und Felder zu bauen und aus rohen Jagdvölkern, friedliche und fleißige Ackerbauer und Hirten zu werden.

Am Uruguay liegt Pontão, eine Indierniederlassung, wo zugleich eine Brücke über den Uruguay nach Paraná führt, welche alljährlich von wenig-

flens 80,000 Maulthierren und Pferden überschritten wird. Dann S. Francisco de Borja, gemeinhin S. Borja genannt, eine Villa mit 2500 Einwohner und sehr lebhaftem Handel, nebst noch lebhafterer Viehzucht. S. Borja ist schon deshalb interessant, weil in dessen Nähe der greise Bonpland, Alex. von Humboldt's Reisegefährte und Ruhmgenosse, sich ländlich niedergelassen hat. Von San Borja gehen große Handelswege aus: Ueber Cruz Alta und Passo Fundo nach Paraná; über Sta. Maria nach Rio Pardo; über S. Gabriel nach Cacapava und Pelotas und endlich eine nach Alegrete.

Uruguayana, am Einflusse des Quarahy mit 1200 Einwohnern, einem Zollamte und bedeutendem Handel. Der Schmuggel wird hier, wie längs der ganzen argentinischen Gränze höchst schwunghaft betrieben.

Dem Uruguay tributpflichtige, brasilianische Flüsse sind:

a) Der Pelotas, der in der Provinz S. Catharina entspringt und nach einem Laufe von ungefähr 25 Leguas, in dem Municipium von Vaccaria sich in den Uruguay ergießt. In seinem Gebiete liegt Vaccaria, eine Villa mit 1500—2000 Einwohner. Dieser ganze Distrikt bis nach Passo Fundo und Cruz Alta hin enthält unermessliche Wäldungen, unter dem Namen des Matto Portuguez und des Matto Castelhano bekannt, in welchen noch viele Indianer hausen.

b) Der Juhhy und c) der Piratiny, zwischen welchen sich die Sete Missões erstrecken.

d) Der Yacacuam, e) der Batuhy-Guaçu und f) der Ibicuy, ein bedeutender Fluß, in dessen Gebiet Alegrete liegt, der Hauptort der gleichnamigen Comarca, mit 2000—3000 Einwohnern, welche Viehzucht und Handel treiben.

g) Der Guarahy, ein ebenfalls sehr bedeutendes Wasser, was zugleich von der Serra de Sta. Anna do Livramento bis zu seiner Mündung die Grenze gegen die Republica del Uruguay bildet.

h) Der Jacuhy, der unter dem 28° südl. Breite und dem 10° nördl. Länge entspringt und sich nach 35 Meilen südl. Laufes, entschieden nach Osten wendet. Er hat noch bei Cachoeira bedeutende Stromschnellen, nimmt nach dem Einflusse des Taquari den Namen Guahyba an und breitet sich nach Aufnahme des Cahy und des Rio dos Sinos zur insekreichen Lagoa de Biamão aus, worauf er sich durch die Enge von Itapoam in den Entensee, Lagoa dos Patos ergießt. Die Wassertracht des Flusses wechselt sehr und oft beträgt in wenig Tagen der Unterschied schon bei Rio Pardo 30—40 Fuß. Er kann noch bis Triunfo mit Seeschiffen, bis San Lourenço bei hohem Wasserstande mit Flußdampfern befahren werden.

Am Zusammenflusse des Vacacahy mit dem Jacuhy liegt S. Lourenço, eine Villa von etwa 1000 Einwohnern. Dann kommt Cachoeira, Villa mit 4000 Einwohnern und einer steinernen Brücke über die Stromschnellen des Jacuhy.

Rio Pardo, Stadt an der Mündung des gleichnamigen Flusses, über welchen hier eine hölzerne Brücke auf steinernen Pfeilern führt. Sie mag bei 3000 Einwohnern zählen. Ueber den Jacuhy führt hier eine Fähre. 1 Legoa nordwärts der Stadt liegt das Indianerdorf S. Nicoláo und

noch eine Legoa weiter die Colonie des Dr. Barcellos, der Rincão d'el-Rei mit vielen Deutschen. Endlich 8 Legoas von Rio Barbo am Rio Barbo und dem Rio Bardinho ist die 1850 gegründete deutsche Colonie Sta. Cruz belegen.

S. Amaro mit 800 Einwohnern, sehr günstig zur Colonisation gelegen. Ebenso, wo nicht besser Triumfo mit 1200 Einwohnern am Einflusse des Taquari reizend auf Hügeln gelegen. Sie ist eine der ältesten Ortschaften der Provinz und durch die letzte Revolution sehr herabgekommen, trotzdem sie gleich vortheilhaft für Handel wie Colonisation liegt, da selbst Seeschiffe bis hieher, 70 Meilen vom Meere, gelangen können.

S. Jeronymo mit Charqueaden und Fabriquen Triumfo gegenüber.

Ungefähr 7 Legoas oberhalb Porto Alegre, Karqueadas, ein Compler von großen Schlachtereien und Fleischtrockenfabriken, welche indeß größtentheils in den letzten Jahren zu feiern gezwungen waren.

Porto Alegre, Hauptstadt der Provinz Sitz des Präsidiums und des Provinziallandtags, mit circa 20,000 Einwohnern, worunter mindestens 3000 Deutsche auf einer Halbinsel des Sees von Biamão in lieblicher Gegend belegen. Der Hafen, bis zu welchem Seeschiffe von 400 Tonnen Ladungsraum kommen können, hat ein eigenes Zollamt. In Porto Alegre besteht ferner ein Lyceum, sowie eine Infanterie- und Kavallerieschule.

Nebenflüsse des Jacuhy sind, außer den bereits näher erwähnten, am linken Ufer:

a) Der Taquari, ein Strom von bedeutender Größe, der aber der vielen und starken Stromschnellen wegen nur ungefähr 12 Legoas mit größeren Schiffen befahren werden kann. Sein Thal ist sehr fruchtbar und schön. An ihm liegt Taquari, Villa mit 1000 Einwohnern.

b) Der Cahy, ein Gebirgsstrom mit sehr vielen Stromschnellen; er fließt durch ein prachtvolles, äußerst fruchtbares Thal und mündet zwei oder drei Legoas von Porto Alegre. An seinen Ufern liegen Theile der Colonie San Leopoldo, als die Pikade Filiz und andere deutsche Niederlassungen, die Winterschnauz, Paulinenruhe &c. Der Fluß ist 20 Legoas aufwärts schiffbar trotz vieler und starker Stromschnellen; 8 Legoas weit ist er sogar Seeschiffen zugänglich. Er nimmt den Rio Cadea auf, der längs fast seines ganzen Laufes deutsche Niederlassungen berührt und wegen seines neuentdeckten Wasserfalles bemerksenswerth ist, der bei einer Breite von 90 Fuß eine Höhe von 321 Fuß hat.

c) Der Rio dos Sinos, der Glockenfluß, der bis ungefähr 15 Meilen vor der Mündung schiffbar wird und 2 Legoas oberhalb Porto Alegre mündet. An ihm liegt 14 Legoas oberhalb seiner Mündung an seinem Zusammenflusse mit dem S. Maria die Privatcolonie Mundo Novo, eine deutsche Ansiedlung von Bedeutung.

Dann die Villa San Leopoldo mit 1100 Einwohnern, worunter an 900 Deutsche. Sie ist der Hauptort der früheren gleichnamigen deutschen Colonie, jetzigen Municipiums. Hier führt eine Fähre über den Fluß. Die Villa ist auch der Sitz des General-Direktors aller Colonien der Provinz, früher Special-Direktor von S. Leopoldo. Es ist dies der betriebsamste

Ort der Provinz und treibt auch bedeutenden Handel, der außer zahlreichen Flußfahrzeugen auch eine wöchentlich zweimalige Dampfschiffs-Verbindung nöthig macht.

Am rechten Ufer fließen dem Jacuhy zu:

a) Der Bacacahy, ein Fluß, dessen Schiffbarmachung erst dem Präsidenten Sintonbu gelang. In seinem Gebiete liegen die nicht unbedeutenden Orte S. Maria und São Gabriel.

b) Der Itapua, in dessen Gebiet die Stadt Caçapava mit ungefähr 2500 Einwohnern liegt. Die Gegend zwischen Caçapava und S. Gabriel ist der Minenidistrit Südbraziens. Hier findet man viel Gold, Kupfer, Eisen, Steinkohlen etc.

6) Der Rio Grande. Dieser entspringt in der Cocalha Grande, wo er bis zu seinem Einfluß in die Lagoa Mirim den Namen Jaguarão führt und die Gränze gegen die Banda Oriental bildet. Bei seinem Austritt aus dem See erhält er den Namen S. Gonzalo. Unterhalb Pelotas bildet er in Gemeinschaft mit den Gewässern der Lagoa dos Patos das Hafenbecken von Rio Grande, und ergießt sich nach zweistündigem Laufe in die See. Er ist mit Seeschiffen bis nach Jaguarão schiffbar; nach Rio Grande aber und Pelotas können Schiffe bis zu 500 Tonnen gehen. Er ist aber der Schifffahrt sehr gefährlich, da er viele wandelbare Sandbänke und Untiefen enthält und die wenigen und schmalen Fahrkanäle häufig wechseln. Die gefährlichste Stelle ist seine Barre, wo Stürme, ja sogar Fluth und Ebbe ewig neue Einfahrten öffnen und schließen, vertiefen oder versanden, so daß wohl kein Jahr vergeht, in welchem nicht einige Schiffe daselbst verunglückten. An dem linken Ufer des Rio Grande liegen: Jaguarão, ein Städtchen mit ungefähr 1000 Einwohnern und, wie man sagt, sehr starkem Schmuggelhandel. Pelotas, ein freundlich belegenes Städtchen von 2—3000 Einwohnern mit sehr bedeutendem Handel, einer Bierbrauerei und den größten Charquaden der Provinz. In der Nähe dieser Stadt liegen die Colonien Dom Pedro II. und Monte Bonito, welche leider nicht prosperiren. S. Joze do Norte, eine auf Sand gebaute und vom Flugsand halb verschüttete Villa gegenüber der Stadt Rio Grande, mit einem Zollamte und ungefähr 800—1000 Seelen. Hier hat das Hafenbecken eine Meile Breite. Barra, ein Häusercomplex an der Mündung des Rio Grande mit höchstens 300 Einwohnern. Dieser Ort ist nur seiner zwei Leuchthürme wegen zu erwähnen, wovon der eine 90' hoch, von Eisen erbaut, mit rotirendem Feuer versehen ist, während von dem andern die Wassertracht des Barrenkanals den Schiffen telegraphirt wird. Hier liegt fast stets ein Remorqueur vor Anker.

Am rechten Ufer:

Rio Grande, auf der Spitze einer Halbinsel und, wie die ganze Umgegend des Hafenbeckens, in einer Sandwüste gelegen. Es ist ziemlich nett gebaut und mag bei 12,000 Einwohner haben. Die fremden und einheimischen Kaufleute bilden hier, in der einzigen Hafenstadt der Provinz, die Mehrzahl der Bevölkerung, und ist die Handelsbewegung hier sehr stark.

Der bedeutendste Zufluß des Rio Grande ist der am linken Ufer einmündende Piratinim, in dessen Gebiete Bage, Canguçu und Piratiny liegen.

Die großen Seen der Provinz Rio Grande, welche den Ocean längs der ganzen Küste, nur durch eine schmale Meerung von ihm getrennt, kotosiren, nehmen ein Areal von nahezu 400 Quadratmeilen ein. An ihren Ufern sind vier Leuchthürme zur Warnung der Schiffer vor den gefährlichsten Punkten errichtet. Die Lagoa Mirim und die dos Patos enthalten Salzwasser, während die nördlichen Lagoas Süßwasserseen sind. Alle diese Gewässer haben den gemeinsamen Nachtheil, durch viele Sandbänke und Untiefen die Schifffahrt zu hemmen, welche nur mittelst weniger schmaler, häufiger Veränderungen unterworfenen Kanäle betrieben werden kann.

Eine besondere Eigentümlichkeit des südbrasilianischen Bergsystems ist das Hochland von Coritiba, auch die Campos acima da Serra genannt. Dieses Hochland, das zwischen 25—28° südl. Br. und von 6—9° westl. L. sich ausdehnt, enthält die für Viehzucht und Ackerbau, nach den Gesetzen europäischer Landwirtschaft geregelt, geeignetsten Strecken Südbrasilens, und hat trotz seiner fast intertropicalen Lage, aus Grund seiner bedeutenden Erhebung über dem Meerespiegel, ein Klima, das ganz dem südfranzösischen ähnelt, also ganz geeignet für deutsche Ansiedler sein dürfte. Hier befindet sich auch bereits eine verhältnißmäßig starke Bevölkerung und bedeutendere Orte, wie Baccaria, Lages, Campo Largo, Coritiba, liegen darauf in, nach brasilianischen Begriffen, kurzen Entfernungen zerstreut.

Noch bleiben uns die Seeküste und die Inseln zu besprechen. An ersterer liegen:

Der vortreffliche Hafen Paranaguá, eine Stadt mit 6—8000 Einwohnern und dem schönen Binnenhafen Antonina. Paranaguá ist der einzige Seehafen der Provinz Paraná und führen von da Straßen über das Gebirge in's Innere und auf das Hochland. Der Handel ist sehr bedeutend, wie die Anwesenheit eines eigenen Zollamts darthut.

Sonst ist auch noch Guaratuba zu erwähnen, ein nicht zu bedeutendes Städtchen, welches aber sich doch berufen glaubte, mit Coritiba und Paranaguá um die Ehre zu kämpfen, den Präsidentensitz der neu creirten Provinz Paraná in ihren Mauern zu haben.

Die Inseln, welche zur Provinz Paraná gehören, sind unbedeutend, weniger ihrer Ausdehnung, als ihrer geringen Bevölkerung wegen.

In Sta. Catharina treffen wir dagegen die Insel San Francisco mit dem Städtchen gleiches Namens von circa 2000 Einwohnern, welche Insel sich ziemlich blühender Kultur erfreut. 5 Leguas davon entfernt, auf dem Festlande, ist die deutsche oder wenigstens größtentheils deutsche Colonie D. Francisca, welche bei ihrem Aufblühen auch San Francisco, ihren eigentlichen Hafen, in bedeutenden Wohlstand versetzen wird.

Porto Velho, eine Küstenstadt von sehr untergeordneter Bedeutung.

Endlich Desterro, die Hauptstadt der Provinz Sta. Catharina auf der sehr bedeutenden Insel Sta. Catharina. Die Stadt ist der Sitz des Präsidiums und des Provinzial-Landtags, eines Zollamts, und hat 6000 bis 7000 Einwohner. Sie ist lieblich an der Westküste der Insel, dem

wenige hundert Schritte entfernten Festlande gegenüber, gelegen und hat einen vortrefflichen Hafen. Die Insel ist gebirgig, wasserreich, ziemlich stark bevölkert, sehr gut angebaut, enthält mehrere Ortschaften und ist nur durch einen sehr schmalen Meeresarm von dem Festlande getrennt. Sie liegt zwischen 27 o 22' und 27 o 50' südl. Breite und hat 3 Leguas größte Breite.

Auf dem Festlande südlicher liegt Laguna, die zweite Hafenstadt der Provinz, mit 2500 Einw. und bedeutendem Handel nach dem Hochlande.

Endlich ist in der Provinz Rio Grande noch das Städtchen Torres zu erwähnen, in dessen Nähe die deutschen Colonien Torres und Tres Forquilha sich befinden.

Die politische Eintheilung Südbraziens geschieht, wie erwähnt, in 3 Provinzen.

Die weitere Eintheilung der Provinzen erfolgt in Comarcas, welche wieder in Municipien, Distrikte, Kirchspiele und Pfarrkapellen zerfallen.

Diese Eintheilung der Provinz Paraná können wir, da selbe erst zur Kategorie einer Provinz erhoben ward und die weiteren Eintheilungen noch nicht stattfanden, hier nicht anführen. Wir wissen bloß, daß sie 2 Cidades (größere Städte), 5 Villas (kleinere Städte) und 19 Freguezias (Kirchspiele) enthält.

Die Provinz Sta. Catharina zerfällt in zwei Comarcas, die des Südens (do Sul) und die des Nordens (do Norte) mit 7 Municipien und 18 Kirchspielen.

Die Provinz Rio grande endlich enthält 7 Comarcas und zwar:

1. Porto Alegre.	5. Alegrete.
2. Rio Grande.	6. S. Borja.
3. Piratinga.	7. Rio Pardo.
4. Cachapava.	

Diese zerfallen wieder in 21 Municipien und 87 Distrikte, welche 4 Cidades, 17 Villas, 51 Freguezias und 22 Capellas curadas (Pfarrkapellen) enthalten.

Mit dieser kurzen geographischen Uebersicht beabsichtigen wir nur, dem Einwanderer eine allgemeine Idee von Südbrazilien zu geben, wie sie ihm sonst weder in der Schule noch in irgend einem Buche geboten wird.

Da uns jede Art gelehrter Hülfsmittel fehlte, das Innere des Landes so gut wie unbekannt ist und man das Wenige, was man zu erfahren im Stande ist, nur vom Hörensagen hat, so war es uns natürlich unmöglich, genauere Details zu bringen, und nur bei dem, was den östlichen Theil der Provinz Rio Grande anbelangt, war uns ein Eingehen ins Einzelne erlaubt. Indessen glauben wir, daß dies Wenige für den oben angegebenen Zweck vollkommen genüge.

II. Abschnitt.

Ueber die Temperatur, die Witterung und die gesundheitlichen Verhältnisse.

Einleitung. — Thermometer-Beobachtungen. — Vegetation. — Witterung. —
Sanitäts-Verhältnisse. — Epidemien. — Statistische Bemerkungen.

Zu den in Deutschland, selbst unter der gebildeten Klasse herrschenden Vorurtheilen gegen Brasilien zählt unstreitig in erster Reihe der Glaube, daß das dortige Klima für einen Deutschen unerträglich sei. Es rührt dies hauptsächlich von den falschen Lehren her, wie man sie in den Elementarschulen einzusaugen pflegt und sind diese, wie alle Eindrücke der Kinderzeit, schwer zu verwischen. Die unendliche Majorität der sogenannten Gebildeten, vom Volke gänzlich zu geschweigen, vermag einmal Brasilien sich nicht anders zu denken, als von der glühendsten Sonnenhitze fast verbrannt, ebenso als sie einen Sommer in Rußland, wenigstens einen ausgiebig warmen, wie der russische Sommer naturgemäß sein muß, sich vorzustellen nicht im Stande ist. Vergebens haben vor und nach von Humboldt Hunderte von älteren und neueren Reisenden einstimmig von dem milden, durchaus nicht übertrieben heißen Klima Brasiliens erzählt. Vergebens weist man darauf hin, daß Brasiliens Gebirge, ungeheure Waldmassen und Riesenströme, so wie die ausgedehnte Seeküste des Reiches einen häufigen Niederschlag und mit ihm oftmalige Abkühlung, der von den fast senkrecht herabfallenden Sonnenstrahlen erhitzten Luft zur Folge haben müssen. Sie lassen sich nicht bedeuten, daß diese Umstände, so wie die regelmäßige Luftströmung, Brasilien von den meisten Aequatorialländern, besonders den afrikanischen, wesentlich darin unterscheiden, daß das Jahr wohl in eine wärmere und kühlere, aber keineswegs in die dürre und nasse Zeit eingetheilt werden kann.

Fallen auch in der Winterszeit häufigere und anhaltendere Regen, so geschieht dies doch nur in dem Verhältnisse, wie in Deutschland die warmen Winter zu den Sommern sich verhalten. Es vergeht im Sommer wohl selten eine Woche, in der nicht eine mehr oder minder heftige Abkühlung der Atmosphäre erfolgt. Der Unterschied im Klima besteht in ganz Brasilien darin, daß sich das Thermometer, mit kleinen Ausnahmen, das ganze Jahr hindurch über Null hält und der Durchschnitt der deutschen Sommer-Temperatur der der brasilianischen des ganzen Jahres gleich ist.

Eben darum scheinen selbst die heißesten Tage dort nicht so unerträglich, als in Deutschland, da die Hitze nicht plötzlich und mit einem Male kommt, der Körper auch nicht in der kurzen Frist von wenigen Monaten den Sprung von 15 und mehr Graden unter 0 bis zu + 28° im Schatten durchzumachen hat.

Was hier im Allgemeinen von Brasilien gesagt wird, mit Ausnahme der Provinzen des Innern, Matto grosso, Goyaz u., welche übrigens noch lange der Colonisation fremd bleiben dürften, gilt in noch größerem Maße von den südlichen Provinzen. Obgleich der Tropenzone zunächst und in ihrem üppigen Boden noch manche Frucht der Tropen zur Reife bringend, bilden sie doch schon so entschiedenen den Uebergang zu der gemäßigten Zone, daß ihr Klima wohl wenig von dem des südlichen Portugals und Spaniens, so wie Neapels und Siciliens differiren dürfte, die eigenthümliche Feuchtigkeit der brasilianischen Luft abgerechnet; ja die Gebirgsgegenden in Rio grande, Paraná und Santa Catharina erinnern bei manchemal empfindlich niedriger Wintertemperatur an Norditalien und Arragonien.

Der Bisconde de San Leopoldo (Annaes da Provincia de S. Pedro) giebt die höchste Temperatur in Rio grande zu 24° Réaumur, die niedrigste zu 4—6° R. an.

Dr. Meister sagt, daß die Durchschnittswärme im Frühjahr vom September bis November 16—24° R., im Sommer (December bis Februar) 20—28° sei; wobei der höchste Stand 29½° und der niedrigste 16° betrage. Im Herbst (März bis Mai) wäre die Temperatur ganz dieselbe wie im Frühling, dagegen böten die Wintermonate, Juni, Juli und August, die meisten Unregelmäßigkeiten; indeß könne man den Durchschnitt zu 14 bis 16° annehmen; den höchsten Thermometerstand in dieser Jahreszeit hat er mit 26°, den niedrigsten mit — 8° R. beobachtet.

Dagegen giebt Corrêa da Camara (Ensaio Statísticos sobre a Provincia do Rio grande, S. 19) den Durchschnitt der Jahrestemperatur in Rio de Janeiro zu 23° 4' R.

der des Sommers " 26° 1' "

und der des Winters " 20° 7' "

an, welche Angaben er mit der Bemerkung begleitet, daß der Durchschnitt der Sommertemperatur auch in der Provinz Rio grande, wenigstens in den heißeren Jahren, derselbe bleiben dürfte.

Nach unseren eigenen Beobachtungen in den Jahren 1851 bis 1854 aber stellte sich folgender Durchschnitt heraus:

Sommertemperatur 22—24° R.

Wintertemperatur 10—16° "

Jahresdurchschnitt 16—20° "

Die größte Hitze war am 14. Februar 1852 in der Stadt Rio Grande, 33° R. im Schatten; die größte Kälte am 8. Juli 1853 auf Paulinenruhe am Cayh — 2° R. Hierbei kommt jedoch zu bemerken, daß die Stadt Rio Grande in einer von Flugsand vollkommen überdeckten Fläche liegt, also der Sonnenhitze ungemein ausgesetzt ist, sowie Paulinenruhe in

einem hochgelegenen Gebirgsthale sich befindet, also gleichfalls eine abnorme, der Kälte besonders ausgesetzte Lage hat.

Auch im Mai 1852 hatten wir und zwar in der ebenfalls hochgelegenen Colonie Santa Cruz Gelegenheit, eine Kälte von fast -2° zu beobachten.

In beiden Fällen hatten sich, zwar nicht auf fließendem Gewässer, so doch in kleinen Lachen, wie auch in Wassergefäßen Eiskrusten gebildet.

Ebenso reifte es im Juli 1853 auf Paulinenruhe so stark, daß die Blätter der Maulbeerbäume, der Mais, das Zuckerrohr und die Bananen ganz zu Grunde gingen und die Erde wie mit Schnee bedeckt aussah.

Obgleich nun hier kein Schnee fällt, geht doch jedenfalls aus dem Angeführten hervor, daß der Winter in Rio Grande sehr kühle Tage bringt, und rathen wir daher jedem Einwanderer, sich einen kleinen eisernen, wenn auch nur Kochofen mitzubringen.

In Sta. Catharina, wahrscheinlich der vielen Gebirgen, so wie der See wegen, ist die Sommertemperatur gemäßigter und die des Winters höher, wie aus folgenden, bei weitem sichereren und regelmäßiger gemachten Beobachtungen ersichtlich ist.

Nach von Bangsdorff waren im Jahre 1804 der Durchschnitt der Sommerwärme $20-22^{\circ}$ R. und der höchste Thermometerstand 26° ; die niedrigste Temperatur dagegen im Winter 10° .

Dr. Blumenau in seinem wirklich schätzenswerthen Büchlehen: „Südbrasilien 2c.“ Seite 7 sagt, daß er auf der Insel Sta. Catharina die niedrigste Temperatur zu $10-11^{\circ}$ R., meistens aber $13-22^{\circ}$ beobachtet habe. Die höchste Hitze habe er nur einige Male zu $26\frac{1}{2}-27^{\circ}$ gefunden. Gewöhnlich seien im Sommer des Morgens $19-20$, Mittags $25-25\frac{1}{2}$, und Abends $21-22^{\circ}$ R. Dagegen nehme die Temperatur auf dem Festlande, einige Stunden von der Küste, sowie in einigen hundert Fuß Erhebung über der Meeresfläche rasch ab; so fand er am 11. April 1847, also im Herbst auf der Colonie San Pedro d'Alcantara Morgens früh 8° , Mittags 20° , Abend $12\frac{1}{2}^{\circ}$ R., Temperaturen, die in diesem Lande schon sehr unbehaglich und frostig erscheinen. Am Itajaí Grande zeigte das Thermometer im Juni 1848 einige Male nur $4\frac{1}{2}^{\circ}$ R. meist indeß $7-8^{\circ}$ und im kalten Winter 1846 reifte es daselbst sehr stark.

Auf dem nach Sellow an 4000' über dem Meere erhobenen, sich bis in die Provinzen Paraná und Rio Grande erstreckenden Hochlande bei Tages, den sogenannten Campos da Serra, herrscht vollkommen südfranzösisches Klima, — jeden Winter viel Reif, etwas Eis, doch selten Schnee, der übrigens bald der Sonne weicht.

Auf der Colonie Dona Francisca speciell haben sowohl Herr Aubé als Herr E. Schröder, wenn auch nur flüchtige Beobachtungen angestellt, welche Herr v. Rodowicz uns in seinem Buche: „Die Colonie Dona Francisca,“ Seite 78, nebst dem, was er selbst bemerkt, mittheilt.

Im Frühjahr 1851 schwelte die Temperatur daselbst meist zwischen 15 und 18° ; an Regentagen zeigte das Thermometer regelmäßig 15° .

Mittags war die Temperatur höher und zeigte oft im Schatten 20 bis 24° . Im Sommer stieg das Thermometer bis zu 26° und ging

selbst bei Nacht nie unter 19—20° herab; an Regentagen war es meist 18°. Im Herbst ging die Temperatur wenig herab. Im Mai hatte Herr Schröder bei Tagesanbruch 4° abgelesen; an selbem Tage beobachtete Herr v. Rodowicz um 9 Uhr Morgens 10°.

Weder Schnee, noch Eis, ja selbst wol kaum ein Reif, dürften sich in diesen Niederungen zeigen.

Die klimatischen Verhältnisse der Provinz Paraná, sind uns leider, was wenigstens Thermometerbeobachtungen betrifft, unbekannt; doch dürften sie wenig von den angegebenen abweichen.

In allen drei Provinzen ist, wie natürlich, ein bedeutender Unterschied der Temperatur zwischen den Küsten-, flachen Camps- und den Gebirgsgegenden zu bemerken und zeigt sich dieser am fühlbarsten in der Vegetation. Während z. B. die Insel S. Catharina und die Küstenstriche des Festlandes derselben Provinz, sowie einige wenige von Rio Grande noch Bananen, Kaffee und Zuckerrohr, dagegen kein Getreide und schlechten Wein erzeugen, gedeiht auf den Campos der Serra nur mehr der Orangenbaum; dagegen wächst daselbst Getreide und Wein in Fülle und Fülle und bester Qualität. In den Gebirgsthälern von Rio Grande gedeiht wohl noch hier und da das Zuckerrohr, doch kommt es selten zur Reife und wird meist vom Froste getödtet. Bananen schießen jedes Jahr üppig in die Höhe, ohne je eine Frucht zu tragen und nur um nächsten Winter wieder zu erfrieren. Nur vereinzelt kommen verkümmerte Kaffeebäume fort, sorgsam durch Strohthüllen gegen den Winter geschützt.

Was die Witterung anbelangt, so ist, wie Eingangs erwähnt, der Niederschlag sehr häufig, selbst während des Sommers. Gewitter finden zu allen Jahreszeiten statt und sind majestätisch. Der Regen strömt stets mit unerhörter Heftigkeit herab, so daß man im Freien bald durchnäßt ist und die schlechtgebauten Häuser lassen immer an einer oder der anderen Stelle seinem Ungeßüm Eingang. Des Winters sind solche Niederschläge ungleich häufiger als im Sommer; doch hat man dort keine eigentliche Regenzeit. Schnee kommt nur dann und wann und nur auf wenige Stunden im Hochlande vor, Eis auch in hochgelegenen Gebirgsthälern; dagegen ist der Reif im Süden nicht selten.

Die vorherrschenden Winde Südbrasilien's sind der Nord- und der Südwind, welche sich in die Herrschaft regelmäßig getheilt haben. Im Sommer weht der Süd- und im Winter der Nordwind, ein Umstand, der, bei der Küstenschiffahrt stark in's Gewicht fällt. Der den Schiffen gefährlichste Wind, der sich aber schon einige Tage vorher ankündigt, ist der Südweststurm, Pampero genannt, welcher vom Cap Horn durch die Ebenen Patagoniens und über die Pampas, von denen er den Namen hat, ungehindert einherbrausend, fast immer in Begleitung von Gewitter und Regengüssen erscheint.

Der Westwind, Minuano, ist im Innern als kalter rauher Wind nicht beliebt und werden ihm von dem in dieser Beziehung verzärtelten Brasilianer viele Krankheitsfälle in die Schuhe geschoben.

Obgleich nun in Südbrasilien, wie gesagt, Gewitter sehr häufig sind, so sind dagegen Erdbeben völlig unbekannt. Mag das auf demselben Continent befindliche Chili von den geheimnißvollen Kräften der Natur noch so erschüttert werden, in Brasilien hat man davon noch nie etwas verspürt.

Das milde Klima erlaubt Jahr aus, Jahr ein das Feld zu bestellen und in der Natur abgelauschter Reihenfolge von dem gesegneten Boden ununterbrochene Ernten zu erlangen. Winter und Sommer bleibt das Vieh auf den Weiden, dort stets genügende Nahrung findend.

Der Gleichmäßigkeit der Jahreszeiten entspricht die der Tageslänge; in diesen Gegenden differirt der kürzeste Tag vom längsten wohl nur wenig mehr, als eine kleine Stunde. Daß diese Gleichmäßigkeit der Jahres- und Tageszeiten einen günstigen Einfluß auf den intellektuellen, wie physischen Theil des Menschen nehmen muß, ist ganz begreiflich, da Sprünge in dem einen wie in dem andern immer Abnormitäten zur Folge haben. Darum ist auch Brasilien, das von dem Schöpfer mit solcher Sorgfalt ausgestattet, in keinerlei Richtung irgend ein Extrem aufweist, von Allen, die es einer näheren Aufmerksamkeit gewürdigt, als ein äußerst gesundes, der menschlichen Constitution höchlichst zusagendes Land gepriesen worden, und das mit Recht.

Südbrasilien hat gar keine eigentlich endemischen Krankheiten, man müßte denn die häufig vorkommende rothe Ruhr, die Blattern und einige Acclimationsbeschwerden als solche annehmen. Die Ruhr, besonders die rothe Ruhr tritt in ganz Südbrasilien ziemlich stark unter den Landbewohnern auf und wird von dem Ginen dem allzuhäufigen Fleischgenusse, von Andern dem Essen unreifen Obstes zugeschrieben. Ihr Verlauf ist selten tödtlich, doch läßt sie lange Zeit eine große Schwäche zurück.

Die Blattern wüthen besonders unter den wilden und zahmen Indianern, sowie auch stark unter den farbigen, das heißt dem meist nicht geimpften Theile der Bevölkerung. Die Regierung hat zwar in jedem Municipium einen Impfarzt aufgestellt, doch verschmähen sehr viele Einwohner dies Mittel.

Endlich, was Acclimationsbeschwerden betrifft, so haben sie sich bei uns und allen Jenen, welche die erste Zeit in Städten zubrachten auf ein leichtes Fieber von wenigen Tagen beschränkt. Häufig aber wird der Ausschlag, der sich besonders an den Beinen und zwar bei Allen zeigt, welche zum ersten Male in Ländern warmer Zonen sich aufhalten, als spezifisch brasilianische Acclimationskrankheit bezeichnet, ja, v. Rodowicz geht so weit, ihn als höchst gefährlich zu bezeichnen. Allerdings haben wir auch diesen Ausschlag ausarten sehen; doch trägt daran die Unvernunft der Colonisten Schuld, welche den ganzen Tag barfuß in Wald und Feld herumwandern und dann den ohnehin bereits erkälten Fuß auf den besonders zur Winterzeit, stets feuchten und kalten gestampften Lehm-Estrich ihrer Hütten zu setzen gezwungen sind. Nirgends haben wir dort, wo der Colonist seinen Estrich, wenn auch nur nothdürftig gedeilt hatte, diesen Uebelstand bemerkt. Gilt doch auch hier Boerhaave's bekannte Essenz aller medizinischen Weisheit: „Kopf kühl, Füße warm, Bauch leicht.“

Von sporadischen Krankheiten kommen hier, meist durch Verköhlungen hervorgebracht, Entzündungskrankheiten und Venerie vor. Tuberculose wie

Strophelfkrankheiten sind selten. Natürlich sprechen wir hier nicht von Negerkrankheiten, die allerdings manches Eigenthümliche haben.

Was endlich den Artikel Epidemien betrifft, so ist dies ein Capitel, das dem heutigen Brasilien manche traurige Erfahrung hinterlassen. Bis zum Jahre 1850 war keinerlei Epidemie im Lande bekannt. Da schleppte ein von New-Orleans kommendes Schiff zuerst nach Bahia, dann nach Rio de Janeiro das gefürchtete gelbe Fieber, die so schreckliche Geißel Westindiens, ein. Bis zum Jahre 1854 wüthete diese Krankheit in allen Hafenstädten, sogar bis Desterro, der Hauptstadt des lieblichen Sta. Catharina drang sie. Doch verschonte sie vollkommen das Binnenland und obgleich sie auch später noch in Bahia und Pernambuco zahlreiche Opfer forderte, so war sie doch schon 1853 in Sta. Catharina und Anfangs 1854 in Rio de Janeiro gänzlich erloschen.

Wie männiglich bekannt, hat die Cholera seit dem Jahre 1830 heimisch in Europa, in den Jahren 1854 und 1855, ihre schreckliche Herrschaft wieder besonders fühlbar gemacht. Brasilien durch weite Meere von dem Herde dieses Würgengels entfernt, befand sich bis jetzt in ruhiger Geborgenheit.

Aber die Industrie, welche den Weg der Reisenden auf möglichst kurze Zeit zu verkürzen bestrebt ist, hat auch diese weiten Meere verengt und von den afrikanischen Inseln des grünen Caps braust der Dampfer jetzt in sechs Tagen an die brasilianische Küste. Station für Station folgte die schreckliche Krankheit dem ihr von dem Steamer vorgezeichneten Wege und der Frühling des Jahres 1855 (September-November) sah sie an den Gestaden Brasiliens landen. Schreckliche Verheerungen bezeichneten wie überall auch hier ihren Weg. Ungleich ihrem Vorgänger, dem gelben Fieber, drang sie auch in das Binnenland, ja selbst in die einzelnen Fajenden ein. Die Provinz Rio Grande, welche keinen einzigen Gelbfieberfall gezählt hatte, litt unter ihrer Wuth entsetzlich; das schöne Porto Alegre allein verlor an 3000 Einwohner. Doch fielen ihr meist die Farbigen anheim, und besonders räumte sie unter den Sklaven auf, auch hierin dem gelben Fieber unähnlich, das sich seine Opfer hauptsächlich unter den Weißen, insbesondere den von Europa frisch Angelangten, wählte.

Nach den neuesten, officiellen, wie Privat-Berichten ist sie an den meisten Orten als erloschen zu betrachten.

Es läßt sich leider bei dieser Krankheit, nach ihrem europäischen Auftreten analog zu schließen, befürchten, daß sie auch in Brasilien nie mehr ganz verschwinden dürfte. Doch wird ihr späteres Auftreten daselbst ebenfalls milder und weniger gefährlich werden. Auch kann dies der Auswanderung nach Brasilien wenig Eintrag thun, da Nordamerika, Mexiko, Chili u. a. ebenfalls von dieser Geißel heimgesucht werden.

Wir können trotz dieser beiden furchtbaren, aber eben darum ausnahmsweisen Heimsuchungen nur wiederholen, daß Brasilien, insbesondere Süd-Brasilien eines der gesündesten Länder der Erde ist und können mit gutem Gewissen Ferd. Deni's Ausspruch über Sta. Catharina auf ganz Süd-Brasilien ausdehnen: „Die Luft ist so gesund, daß die gewissenhaftesten Beobachter dieses Land als einen für die Wiederherstellung der Gesundheit

nach langen Seefahrten besonders geeigneten Ort bezeichnen. Selbst die Aerzte von Brasilien nehmen keinen Anstand, diejenigen ihrer Kranken, welche unter der brennenden Sonne der Tropenländer nicht genesen können, nach diesem schönen Lande zu schicken.“

Hier noch einige Bemerkungen über Geburten, Todesfälle und Lebensdauer in der Provinz Rio Grande do Sul. Die andern Provinzen des brasilianischen Südens werden bei der Ähnlichkeit der klimatischen, wie Bodenverhältnisse wenig von den hier anzugebenden Daten abweichen und einzelne gewisse Lokalitäten abgerechnet, wo man allerdings besser gethan hätte, sich von ihren Eigenthümlichkeiten zu überzeugen, bevor man Ansiedelungen anlegte, steht Sta. Catharina in gesundheitlicher Rücksicht noch über Rio Grande.

Das günstige Klima, die gute und reichliche Nahrung, welche Jeder in Süd-Brasilien bei der Menge und Wohlfeilheit des Lebens genießt, die geringe Anzahl der Einwohner, und das Vorhandensein der Findelhäuser in den Städten, sowie der Werth der Kinder als Arbeitskräfte der Familien muß natürlicher Weise eine stark zunehmende Bevölkerung erwarten lassen. Die Weißen, besonders auf dem Lande, haben sich denn auch zahlreich vermehrt, und man kann nach den wenigen vorhandenen Daten annehmen, daß sich die Zahl derselben in 30—33 Jahren verdoppelt. Man zählt auf 32,5 Einwohner eine Geburt und deren bei 17 männlichen, 16 weibliche. Dagegen rechnet man auf 39,5 Einwohner einen Todesfall. Die mittlere Lebensdauer der Weißen ist, wie überall auf Erden auf circa 33 Jahre anzunehmen; es giebt aber auch Greise von 100 und mehr Jahren, deren vor kurzer Zeit noch zwei bei Porto Alegre lebten. Auch in Südbrasilien überwiegt die Zahl der Greisinnen die der Greise.

Wir vermögen diese Bemerkung nicht zu schließen, ohne der Lieblichkeit südbrazilianischer Winter- und absonderlich südbrazilianischer Monatsheinnächte mit einigen Worten zu gedenken. Wer einmal ihren Reiz empfunden, wer Jahr aus, Jahr ein, den prachtvollen Himmel über sich blauen gesehen und die balsamische Luft eingefogen, der wird gleich uns die Nebel, die trüben Herbst- und Wintertage des sonst so theuren Vaterlandes nur in sehnächtiger Erinnerung und mit Trauer zu ertragen vermögen.

III. Abschnitt.

Von den Naturprodukten, der Art sie zu gewinnen und zu verwenden.

Einleitung. — Mineralien. — Gold. — Urwälder. — Schlinggewächse. — Bestand der Wälder. Baumarten. — Unterholz. — Ausnutzung der Wälder. — Sägemühlen. — Schiffbau. — Pottaschefabrikation. — Frucht bäume, wildwachsende; Gepflegte, einheimische. — Sträucher. — Europäische Früchte. — Palmfrüchte zc. — Wurzel- und Knollengewächse. — Rankengewächse. — Hülsenfrüchte. — Gemüse. — Wie Samen mitzunehmen. — Kolonial- und Handelspflanzen. Kaffee.

Wer eine Aufzählung und genaue Schilderung der Naturprodukte nur Südbraziens unternehmen wollte, dürfte wol einen großen Theil seines Lebens dieser Arbeit widmen müssen. Bei jedem Schritte stößt man auf Neues und Unbekanntes; ja wir können behaupten, daß der Botaniker jahrelang alle Hände voll zu thun hätte, um nur die Holzgattungen sämmtlich kennen zu lernen. Wies doch die Sammlung, welche Major Köhler in Petropolis besaß, 400 verschiedene Holzarten auf, welche bloß die Provinz Rio de Janeiro, eine der kleinsten des Reiches, hervorbrachte.

Wir wollen uns diese Arbeit daher viel leichter machen und glauben uns den Dank unseres Lesers zu verdienen, wenn wir nur dasjenige anführen, was für ihn von speziellem Interesse sein kann.

A. Das Mineralreich.

Das ganz Südbrazilien durchziehende Küstengebirge besteht durchgängig aus plutonischen Bildungen, Granit, Gneiß, Glimmerschiefer zc.; doch ist der Granit vorherrschend. In Rio Grande treten Sandstein und Steinkohlenformation an seine Stelle und häufig Porphyr. Dieser tritt vornehmlich an der Küste bei Torres, dann am Rio Pardo und Taquari zu Tage, während die Ufer des obern Caghy, der Cadea zc. von Basaltgestein gebildet werden. — Auf den Hochlanden endlich zeigen sich die älteren Uebergangsformationen. Kalkformation scheint dagegen gänzlich zu fehlen. Daß bei so verschiedenartigen Bildungen des Gebirges auch reiche Erze vorkommen, ist nur den anderwärts gemachten Erfahrungen analog.

An den Ufern der Flüsse, besonders solcher in Rio Grande, welche von der Serra Geral kommend, in den Jacuhy und dessen Zuflüsse münden, findet man in großen Mengen Achat und Chalcodon, welche von den

Deutschen in San Leopoldo schon schiffadungsweise nach Europa gesendet wurden, so daß der Markt in Hamburg damit überfüllt ist.

Ehon, zu Löpfer- und Ziegarbeiten geeignet, findet man fast überall; desto seltener ist Salz und dies nur sehr unrein in der Gegend von Bage in Rio Grande zu finden.

Auch Kalk ist so selten, daß man meistens Muschelskalk zu Mauerarbeiten verwendet. Doch erinnern wir uns bei Rio Parado einen Kalksteinbruch gesehen zu haben, der sehr schönes Material liefert, dessen Ausbeutung aber nichts weniger als energisch betrieben wird. Eisen findet man in allen drei Provinzen, am meisten jedoch in der Provinz Paraná und dem anstößenden S. Paulo, wo man wirklich Eisenerzberge finden kann, ähnlich denen in neuester Zeit in Nordamerika entdeckten. Doch ist in ganz Brasilien der Bergbau, insofern er von Eingebornen betrieben wird, gleich Null oder doch wenigstens in den ersten Anfängen. Den deutlichsten Beweis hierfür liefert die anfänglich von Deutschen mit ziemlichem Erfolge geleitete, jetzt im erbärmlichsten Zustande befindliche Eisenhütte von Ipanema in S. Paulo.

Steinkohlen kommen häufig vor, ebenfalls in allen drei Provinzen. Doch ist es zumeist die schwefelige Braunkohle; von Anthracit ist bis jetzt nichts vorgekommen. Sogar die Campos von Rio Grande enthalten reiche Steinkohlenlager, welche für diese Provinz bei den vielen Dampfschiffen, welche ihre zahlreichen Gewässer befahren, sowie bei der Menge von Schlachtereien und damit zusammenhängenden, künftighin mit Dampf zu betreibenden Gewerben, von ungemeiner Wichtigkeit sein werden. Der letzte Präsident der Provinz, Hr. Sinimbu, hat keine Auslagen noch Mühe und Verdrießlichkeiten gescheut, um zugängliche und leicht auszubeutende Kohlenlager aufzufinden und sah auch schließlich seine Bemühungen mit Erfolg gekrönt.

Kupfererze kommen in Sta. Catharina, wie in Rio Grande vor. Daß dergleichen in Paraná ebenfalls zu finden, dafür bürgt der Metallreichtum jener Gegenden. Bis jetzt hat man dieses Erz am häufigsten in der Serra do San Martinho, Provinz Rio Grande, Bezirk Caçapava, gefunden und befinden sich daselbst eine bergmännisch von englischen Unternehmern ausgebaute Grube und bei der Stadt Caçapava ein Kupferwerk.

Steinsalz wird in Südbrasilien wenig gefunden; nur Paraná ist in dieser Beziehung begünstigt, da es damit durch seine Flußverbindungen aus dem salzreichen Matto Grosso versorgt wird.

Ueberhaupt ist das Quellengebiet des Bacacahy Piratiny und des Ibicub-guacu eine wahre Fundgrube für den Bergmann. Außer sehr vielem Kupfer, Eisen, Steinkohlen, findet man daselbst Gold in erstaunlicher Menge. Grundbesitzer in jener Gegend, sowie solche an den Abhängen der Serra Geral haben bei verschiedenen Gelegenheiten dem Präsidenten, Herrn Sinimbu, Proben von auf ihren Ländereien gefundenem Golde, theils massiv, theils wenig mit Quarz vermischt, eingesendet, welche Proben uns zur Ansicht gegeben wurden.

Auch herrschen im ganzen Lande Erzählungen von dem Goldreichtume jener Strecken, welche noch hauptsächlich von den Indiern bewohnt sind.

Jährlich bilden sich auf mysteriöse Weise Gesellschaften zur Ausbeutung des einen oder anderen Fundortes und sind wir selbst Zeuge gewesen, daß einer unserer Bekannten, der einige Kenntnisse in der Mineralogie besaß, aufgefordert wurde, sich gegen gute Bezahlung oder einen bestimmten Antheil am Gewinn sich einer solchen Expedition anzuschließen. Mehr Begründung hat die Mittheilung, daß in dem ungefähr 7 Leguas von San Gabriel entlegenen Rincaõ das Lavras in dem Lavrabach mit vielem Erfolg Gold gewaschen wird. Dieser Bach, ein Gebirgswasser, ändert fast mit jedem Hochwasser sein Bett und dann wird das verlassene von den Einwohnern der Umgegend eifrig nach Gold durchsucht. Die Ausbeutung geschieht mittelst Menschenhänden, welche die Erde in hölzernen Schüssein auswaschen, also sehr unvollkommen. Das Gold findet sich gewöhnlich in der Tiefe von 6—7 Palmos (4'—4' 8'') und besteht aus Körnern, welche häufig die Größe eines halben Maiskornes erreichen sollen.

Auch das umliegende Terrain enthält, jedoch erst bei größerer Tiefe, reichlich Gold. Das meiste findet sich jedoch in den angeschwemmten Sand- und Steinhäufen, portug. „Cascahos“.

Die Ausbeute an Gold soll manchmal sehr beträchtlich sein, und wie uns ein glaubwürdiger Mann berichtete, hätte im Jahre 1852 ein Portugiese durch die Arbeit von fünf Negern in 4½ Monaten 3⅔ Arroben Gold gewaschen, auch hätte dieser Portugiese einen bei 80 R schweren Stein, der Beschreibung nach Glimmerschiefer, gefunden, aus welchem er an 12 Mark Gold gewann.

Silber soll in Sta. Catherina und den angränzenden Distrikten von Rio Grande gefunden werden; auch von den Jesuitenmissionen am Uruguay geht dieses Gerücht. Doch haben wir nicht das Nähere darüber erfahren können.

Wir sind zwar vollkommen überzeugt, daß der Bergbau, mit Wissenschaft und Eifer betrieben, eine der Hauptquellen des Reichthums eines Staates, sowie des Wohlstandes seiner Bewohner ist. Auch harren wir mit Ungeduld dem Augenblicke entgegen, wo die Umstände es erlauben werden, die erzeuhen Berge Brasiliens den fleißigen Händen deutscher Grubenleute geöffnet zu sehen; doch geht unser Streben erst dahin, dem Ackerbau, dieser ersten Grundlage vollkommener Wohlfahrt, fleißige Hände zuzuwenden, die ihre Mühe tausendfältig belohnt sehen werden, ohne daß sie hiezu Kapitalien bedürfen, wie sie ein echter und gerechter Bergbau erfordert. Erst muß die Nothdurft besorgt sein, dann Straßen das Land durchkreuzen. Der Ackerbau muß erst das Kapital schaffen, mit dem endlich der Bergbau betrieben werden kann. Geht dieser voraus, so nimmt er ein Ende, wie alle Ueberstürzungen, er verkümmert nach kurzer Blüthe. Vide Böhmen, Ungarn, den Harz und, in Brasiliens Geschichte, Minas geraes. Von all' den Gruben in dieser so reichen Provinz florirt nur eine und zwar das Goldwerk von Morro velho; aber freilich wird es durch deutsche Wissenschaft und mit englischen Capitalien betrieben, wie des Näheren in Dr. Burmeister's Reise in Brasilien nachzulesen.

Einstweilen liegt das Gold und Silber noch in der reichen Ackertrume Brasiliens und kann mit Hane und Pflugschar verhältnismäßig leicht von

Jedem gehoben werden, der ein Paar kräftige Arme und Lust und Liebe zur Arbeit besitzt. Wir schließen uns ganz der Meinung des Kolonisten Ring in Mundo Novo an, als er einen Goldsucher geheimnißvoll auf sein Feld führte und ihm sagte, hier habe er fünf Unzen Gold gefunden.

„Wie haben Sie denn das Gold gehoben, durch Waschen, oder wie sonst?“

„Ganz einfach, ich habe hier schwarze Bohnen gepflanzt, und die haben mir die fünf Unzen getragen.“

B. Pflanzenreich.

Es ist schon so viel von der Pracht und Herrlichkeit brasilianischer Urwälder gesagt und geschrieben worden, daß sie bereits in Mißkredit zu fallen beginnen, da die zu lebhaft angeregte Phantasie des neuen Ankömmlings durch den Anblick eines solchen stets sehr abgekühlt wird. Besonders anfangs erscheint ihm ein solcher Wald, — wir sprechen hier nicht von jenen noch unerforschten Wäldern des Nordens, — kleinlich und er erinnert sich mit Stolz an die Buchen- und Eichenwälder seiner Heimat, von deren weit imposanteren Eindrücke er lebhaftere Vorstellungen behalten hat. Wer aber sein Auge gewöhnt hat, Dimensionen zu schätzen, erstaunt über die Baumriesen, welche in einem Walde noch gedeihen, dessen üppige Kriechpflanzenvegetation jeden jungen Baum ersticken zu müssen scheinen. Dazu kommt zu rechnen, daß in Südbrasilien, einige westliche Wälder und jene um die Quellen des Uruguay ausgenommen, wohl wenige Forste sind, welche die gierigen Holzspekulanten nicht schon der kostbaren Holzarten beraubt hätten, begreiflicherweise, alte, ausgewachsene Stämme derselben zum Opfer wählend. Namentlich gilt dies von Waldungen, welche nahe an Flüssen oder sonst in der Nachbarschaft von Niederlassungen sich befinden.

Ueberdies ist die Vegetation am glänzendsten unstreitig durch die Schlinggewächse vertreten, welche in einer solch unglaublichen Ueppigkeit gedeihen, daß man stets den Jacão zur Hand haben und sich mit ihm jeden Schritt im Walde erkämpfen muß. Häufig finden sich 80 — 100' hohe Bäume, die bis an ihre Wipfel so dicht von diesen Schmarozern umrankt sind, daß selbst ein sehr geübter Botaniker das Blatt des Baumes kaum zu unterscheiden vermöchte und verursachen durch ihre laokoönischen Umschlingungen seinen Sturz lange vor der ihm eigentlich bestimmten Frist. Am meisten wuchern sie aber da, wo entweder Menschenhände oder Windstöße mehrere Waldriesen ganz oder theilweise gestürzt und so einen freien Platz im Walde gemacht haben. An den liegenden Stämmen und den stehenden Stümpfen ziehen sie sich so massenhaft hin, daß binnen Kurzem nur schwellendes Grün von sammtfarbigem Aussehen zu erblicken ist, das sich in den eigenthümlichsten und sonderbarsten Gestaltungen zu gefallen scheint und hier Tempel, dort Säulenruinen, da einen Triumphbogen und an jenem Orte den Rest einer Wasserleitung täuschend darstellt. Ja sogar die Terraingestaltung überdecken die gleißenden Pflanzen und der Reiter, der auf Urwaldswegen an solchen Lichtungen vorbeikommt, wird sehr wohl daran thun; jeden Schritt in diesem Pflanzenmeere zu prüfen, um nicht

durch eine plötzliche Schlucht, wenn nicht seinen eigenen Hals und Glieder, doch die seines Pferdes zu riskiren, ein im Urwald nicht viel geringeres Unglück.

Der brasilianische Wald ist wie alle Wälder, die uns bekannt sind, stumm. Eine feierliche Stille umgiebt dem einsamen Reisenden, nur zeitweise von einer krächzenden Schaar Papageien oder dem fernen Brüllen einer Affengesellschaft unterbrochen. Wild und Vogel ziehen sich scheu in den Wald zurück vor dem Schalle der Hufschläge und lämen nicht dann und wann eine Schaar übermüthiger Coati's, zu deutsch Waschbären, quer über des Reisenden Haupt hinweg an schwanken Baumstämmen laufend, zu Gesichte, man würde den Wald für ausgestorben halten. Allein dem ist nicht so; während der Hitze des Tages sitzt Vogel und Wild im stillen Lager und Nest an den ruhigsten Stellen des Forstes. Abends und Morgens aber an dem Rande von großen Lichtungen, die Sonne im Auf- und Untergehen zu begrüßen, vielleicht auch, um vor dem Aufgange und nach dem Untergange derselben die Pflanzungen des Ansiedlers zu benaschen. An Wildpret fehlt es da wahrlich nicht.

Die südbrasilianischen Wälder, sowol im Tieflande von Sta. Catharina, als in den Uferländern aller größeren Flüsse, so wie dort, wo der Camp mit Waldungen wechselt, bestehen durchgängig aus Laubholz, das stets einen fetten und kräftigen Boden anzeigt. Die Wälder, welche an den Abhängen der Serra liegen, haben schon hie und da die Brasilfichte (*arancaria brasiliensis*, *pinheiro*) aufzuweisen, während auf dem Hochlande von Lages bis Coritiba dieser Baum der bei weitem vorherrschendste ist. Es ist dies die einzige Nadelholzgattung Brasiliens, ähnlich den Fichten Chile's, ein majestätischer Baum, der in gutem, sandigen Boden häufig eine Höhe von 150' und darüber erreicht, während ihn oft 4 Männer nicht zu umspannen vermögen. Aeste setzt er erst in einer Höhe von 50—60' an und trägt seine Nadelbüschel so kokett aufwärts gerichtet, als ob er nur noch Kerzchen erwartete, um als Weihnachtsbaum der Gegend zu prangen.

Die Brasilfichte haben wir noch nie vom Winde oder sonstigen Verhältnissen verkrüppelt oder nach einer Seite geneigt, sondern immer in makelloser Schönheit und Geradheit gesehen, so daß sie bei ihren riesigen Dimensionen und dem hellen Grün ihrer Nadeln eine wahre Zier der Gegend bildet. Ihr Holz ist sehr leicht zu spalten und die Bretter derselben sind dauerhaft und gut zu verarbeiten; auch ein wohlriechendes Harz liefert dieser Baum.

Eine andere Zierde der brasilianischen Wälder sind die Palmen, welche übrigens auf dem Hochlande gar nicht, in Rio Grande und den westlichen Landstrichen Paraná's nur vereinzelt, in den Küstenstrichen S. Catharina's und Paraná's häufig vorkommen, jedoch in Südbrasilien nirgends eigene Wälder bilden. Unter ihnen ist die häufigste die Icara, welche den bekannten Palmkohl oder Palmitto liefert, das Mark ihres Wipfels. Sie läßt sich trotz oder wegen ihrer großen Härte, die nicht erlaubt, einen Nagel in ihre Außenseite zu treiben, ungemein leicht und in sehr dünne Stangen spalten, welche unter dem Namen *ripas do Palmitto*, von den

Deutschen kurzweg Palmitten genannt, hauptsächlich bei dem Baue der Häuser verwendet werden, wie unter dem Abschnitte „Bevölkerung“ des Näheren zu lesen.

Anderer Palmenarten, als die Gomiuba und Bapurunga geben sehr biegsames und zähes, leicht spaltbares Holz, welches vortrefflich zu Faßreifen paßt. In Südbrasilien gedeiht des kühleren Klimas wegen, die Cocospalme nicht. Dagegen wundert es uns, daß man die Dattelpalme nie in der Umgegend der Stadt Rio Grande zu pflanzen versucht hat, die doch so viele Aehnlichkeit mit dem Vaterlande jenes Baumes aufzuweisen vermag.

Von den übrigen Nughölzern, welche sämmtlich dem Laubholze angehören, sind wir im Stande, folgende anzuführen, indem wir ihren brasilianischen Namen stets womöglich den beigesellen, welcher ihnen von den Deutschen C. Leopoldo's gegeben wird.

Cedro, Ceder. Dieser Baum ist von dem halbharten, sehr spaltbarem Holze, aus welchem man die bekannten Cigarrentische macht. Es ist wohlriechend und blaß violett und ist in Brasilien wegen der großen Leichtigkeit, mit der es sich verarbeiten und polittiren läßt, das eigentliche Tischlerholz. Aus den feineren Gattungen, welche nach Europa geschickt werden, macht man daselbst die Hüllen der Bleistifte.

Anjica. Dieses Holz ist sehr hart und fast dunkelroth und als Bauholz sehr gesucht, indem es nahezu unverwüßlich ist. Dieser Baum scheint ziemlich langsam zu wachsen, da seine Jahresringe sehr enge sind.

Canela. Davon giebt es mehrere Arten; die bekannteren sind die weiße, branca, und die schwarze, preta. Sie sind ebenfalls gute Bauhölzer, dagegen die Canela preta ein sehr schlechtes Brennholz, da es einen unerträglichen Gestank verbreitet, sobald es in Brand geräth.

Grapiapunha. Ein gelbes, hartes, sehr dauerhaftes Bauholz.

Canjeirana. Ein dunkelrothes, in's gelbliche spielendes Holz, das sehr schwer, sehr hart, und zu Wasserbauten verwendet, unverwüßlich ist; zu Tischlerarbeiten ist es seiner großen Schwere wegen, nicht verwendbar, obgleich es sich wunderschön polittiren läßt.

Cajueira, Schwarzherz. Dieser Baum wird selten in großen Exemplaren angetroffen; seinen deutschen Namen hat es von seiner schwärzlich grauen Farbe, welche im Herzen des Stammes am dunkelsten ist. Gutes, hartes Holz für Tischler und Schäftemacher und läßt sich wegen der ungemainen Regelmäßigkeit seiner Fasern in sehr dünne Streifen spalten, weshalb die Eingebornen und die Deutschen ihre gebrochenen Ladstöße durch aus solchem Holze geschnitzte ersetzen.

Cabriuba. Ein außerordentlich hartes und dauerhaftes Holz, welches lange Jahre zur Austrocknung bedarf; es ist vorzügliches Bauholz, sehr gesucht zu Masten. Dieser Baum wird sehr häufig zu Schindeln verwendet, indem man den Stamm in Blöcke von einem Fuß Höhe sägt und ihn durch Keile oder Meißel in zoll dicke Stücke reißt, die etwas behauen oder behobelt und mit einem Pflockchen versehen, den Deutschen zu diesem Zwecke dienen. Das Holz des Cabriubabaums ist so rein und gut, daß

es, einmal angezündet, trotz seiner großen Härte und Saftigkeit, selbst im Freien keines Nachschürens bedarf und bis auf ein Klümpchen Asche zusammenbrennt. Es eignet sich vorzüglich zur Pottasche und wäre noch besser zur Holzessigbereitung. Auch giebt seine Rinde sehr guten Gerbestoff.

Carvalho. Davon giebt es zwei Arten, den weißen und den gelben, o branco e o amarelo. Dieser Baum kömmt unserer Eiche am nächsten, wie denn auch das portugiesische Wort diesen Baum bedeutet. Obgleich er gewiß sehr gutes Bau- und Brennholz liefert, so steht er doch der Cabriuba und vielen anderen Bäumen an Güte sehr nach.

Louro. Ein sehr schönes, bräunliches Holz, das besonders zu Tischlerarbeiten, zu Brettern und Bauholz verwendet wird, besonders aber als Mast für die Schiffe gesucht ist. Die Ruder für Canoas von Louroholz werden ihrer Zähigkeit wegen allen andern vorgezogen. Auch werden zum Bau der landesüblichen Lanchões, gedeckter Flußboote, die Bretter aus Louro vorzüglich gesucht. Jeder Landkäufer, auf dessen Lande sich viele Lourobäume befinden, kann zufrieden sein, da sie außer dem Nutzen, den sie selbst bringen, auch noch einen vorzüglichen Boden anzeigen.

Araça ist ein Baum, dessen gelber Stamm schon von weitem sich bemerkbar macht; sein Holz ist zu Bauten und besonders zu Drechslerarbeiten sehr verwendbar und seine Rinde enthält guten Farbestoff.

Patinga. Sehr geradstämmiger, ungemein langsam und nicht hoch wachsender Baum; seiner Rinde nach würde man ihn für eine Fichtenart halten. Sein Holz ist ungemein hart und manche Art ist an den Patingas zerbrochen worden. Ihrer geringen Dicke, geraden Stammes und großen Dauerhaftigkeit wegen, nimmt man sie am liebsten zu Dachrippen.

Peroba. Ausgezeichnetes und besonders zum Schiffbau geeignetes Holz, weshalb es von der Regierung als ausschließliches Bauholz für die Kriegsmarine bestimmt ist.

Hipê. Das härteste und schwerste Holz Südbraßiliens; aus ihm werden daher die Räder und Deichseln der Carreten verfertigt, die bei den Mängeln brasilianischer Communicationen allerdings einer solchen Holzart bedürfen, um den Büßen, welche sie zu erleiden haben, widerstehen zu können. Es ist auch das einträglichste und gesuchteste, darum selten gewordene Holz Südbraßiliens. Auch die Zuckerrohrwalzen verfertigt man daraus.

Timbaüba, ein sehr schnell wachsender Baum, von festem, starkem aber doch leichtem Holze, das wegen seiner guten Eigenschaften zur Fabrication von Canoas genommen wird.

Gameleira branca und preta, zur Anfertigung von sogenannten Gamelas, hölzernen Schüsseln, sehr geeignet, die aus einem Stücke bestehen und oft sehr große Dimensionen haben. Eine solche Gamela, welche den Brasilianern die Stelle der Wasserkübel und Eimer ersetzen, von gewöhnlicher Größe $1\frac{1}{2}$ — 2' im Durchmesser, kommt auf 4 — 6 Pataccas gleich 1 Thlr. 2 Sgr. — 1 Thlr. 18 Sgr.

Alle diese Laubholzarten, wozu noch viele andere, als: Gonsalvo Alves, Vinhatico &c. kommen, gehören unter die Madeira da Lei, d. h. der

vorzüglichsten Bauhölzer Brasiliens, welche in einem Gesetze aufgezählt werden, das den Unternehmern gouvernementaler Bauten zur Pflicht macht, sich nur dieser Holzgattungen zu bedienen.

Der wichtigste Baum Südbraziens, für den Eingebornen wenigstens und für den Handel ist der Gogonho, von dem die Erva Maté, welche in Europa Paraguaythee genannt wird, herkömmt. Er findet sich am häufigsten im Hochlande, an den Flüssen Paraná's und in den Thälern der Serra Geral in Rio Grande, in dem Malto portuguez und castelhano. Jährlich ziehen eine Menge Eingeborne in den Wald, um durch das Ab-ernten und Trocknen der Blätter dieses Baumes einiges Geld zu verdienen, während sie bei etwas härterer Arbeit, aber weniger Entbehrungen sich das drei- bis vierfache verdienen könnten. Ihr Unabhängigkeitsinn sowie ihre Indolenz läßt sie aber diese Arbeit voll Entbehrungen vorziehen.

Die Arroba Maté kostete 1855 in Rio 2 \$ 500 réis.

Ein besonders schöner, aber sehr betrügerischer Baum der brasilianischen Wälder, dessen Holz nicht einmal gutes Brennmaterial liefert, und dessen Früchte in Analogie zu unsern Holzbirnen Holzfeigen genannt zu werden verdienten, ist der wilde Feigenbaum, Figueira, der denn auch, Dank seiner Unbrauchbarkeit, ungestört eine riesige Größe erreicht und mit wehenden Bartmoose, das sich sehr häufig an seinen Zweigen zeigt, male-rißch den Patriarchen des Waldes repräsentirt.

Eine andere eigenthümliche Species ist der von den Deutschen St. Leopoldo's sogenannte Käsebaum, der ein unsern Kirschbäumen ähnliches nur viel größeres Laub hat und dessen Holz so schwammig ist, wie junger Käse. Es macht dem Holzfäller mehr Mühe einen mittelmäßigen Käsebaum zu fällen, als einen Eipestamm.

Die Axt bleibt bei jedem Hiebe stecken, und ist aus der käsigten Masse schwer herauszuziehen und der milchige Saft strömt auf allen Seiten herab. Ist aber der Baum gefällt, so erhärtet das Holz binnen Kurzem vollkommen, so daß er sich mit leichter Mühe mittelst der Axt in dünne Bretter spalten läßt, welche solchergestalt das wohlfeilste Material zu den der Gesundheit so zuträglichen Zimmerdielen liefern. Der Käsebaum erreicht eine nur geringe Höhe, wird aber um so dicker; so fanden wir auf Paulinen-ruhe einen Stamm, dessen Umfang 21 Schritte betrug. Leider sind wir nicht im Stande, weder dessen portugiesischen noch botanischen Namen anzugeben.

Die edleren Holzgattungen, als Pao da Rosa, Jaracandá, dann der Copahibabbaum, dessen Harz als gleichnamiger Balsam in der medizinischen Welt bekannt ist. Es kömmt häufig vor, daß man in den brasilianischen Wäldern unerwartet auf Drangenbäume stößt; es sind dies aber keineswegs wilde, sondern ein Samen Korn der unverdaut den Magen eines Holzfällers passirte, mag meistens theils der Entstehungsgrund derselben sein, da wie wir bereits erwähnten in den mehr zugänglichen Waldungen das feinere und edlere Holz größtentheils herausgehauen worden.

Das Unterholz der südbrazilianischen Wälder besteht aus dem jungen Nachwuchs, aus Bambus und anderem Rohre, aus Bäumen und

Schmarogerpflanzen der mannigfaltigsten Art und endlich aus einer Welt von Dornen.

Außer der Stachelpalme, der universellen Brombeersträucher, der wilden Ananas (Gravatá), sind noch hundert Dornenarten dort heimisch und zwar dort, wo die Art bereits Eingang gefunden, am häufigsten. Jeder niedergerückste (wie der Kunstausdruck heißt) Dornstrauch gleicht der Hydra und verzehnfacht seine neuen Sprößlinge, gegen welche nur wiederholtes Feueranlegen Hülfe bringt. Die Schmarogerpflanzen sind, wie wir bereits erwähnt, nicht minder zahlreich und lästig, wenn sie auch weniger gefährlich und jedenfalls malerischer sind. Viele dieser Schlingpflanzen, darunter der Cipò malador und cipò d'Imbé die bekanntesten sind, liefern dem gemüthsamen Ansiedler, Stricke und Schnüre, ja sogar Ankertaue. Sie dienen gleichgut zum Aufhängen der Wäsche, als zur Befestigung der Dachlatten und dergl. m.

Die jedenfalls berühmteste dieser Schmarogerpflanzen ist die Vanille, haunilha, welche bis zur Spitze der höchsten Bäume klettert. Die Blätter haben Aehnlichkeit mit Weinblättern, während die Blüthen roth und gelb sind; ihnen folgen dann die bekannten, langen, schmalen Schoten, die in Büscheln wachsen, anfangs grün, dann gelb und endlich dunkelbraun werden. Die Vanille wächst wild auf der Insel St. Catharina und in dem warmen Küstenstriche von Paranaguá, auch wohl hier und da auf dem Festlande von St. Catharina. Man pflückt die Schoten in Südbrasilien selten genug und wir können uns nicht erinnern, gehört oder gesehen zu haben, daß irgend Jemand dort den gewiß reichlich lohnenden Versuch einer regelmäßigen Anpflanzung der Vanille gemacht habe. Dort wo man die Schoten pflückt, nimmt man sie so lange sie gelb sind, ab und legt sie auf Haufen zusammen, in welchen sie in eine Art Gährung kommen. Dann läßt man sie an der Sonne dörren, drückt sie mit der Hand platt, bestreicht sie mit Erdnußöl und packt sie in dürre Blätter.

Ferner gedeiht daselbst die Sassaparilha und andere Arzneipflanzen, da genug Bäume und Sträucher bittere oder gewürzige Rinden haben, welche in Art der sogenannten Chinarinde wirken. Auch die Brechwurzel, poaya, kommt häufig vor. Endlich liefern die wilde Ananas, die Pita und andere mehr in ihren Blättern ein vortreffliches Mittel zur Sanftezeugung, das dem besten russischen oder neuseeländischen nichts nachgiebt.

Eine andre in Wäldern und auf den Campos häufig erscheinende Art Pflanzen sind die vielartigen Cactusse. Vom Cochenillecactus bis zum Riesencactus von 18 Fuß Höhe und 6 Zoll Durchmesser, der häufig zu Bergzäunungen verwendet wird, gedeihen dort alle bekannten Gattungen dieses fleischartigen Gewächses. Doch hat man noch keine Versuche, Cochenille zu gewinnen, angestellt.

Von der Farbenpracht der Orchideenarten, welche oft in den verschiedensten, reizendsten Varietäten auf Einem Baume angetroffen werden, wollen und können wir nichts Näheres erwähnen, da dies dem Auswanderer wenig Nutzen bringen könnte.

Die Ausnutzung der Wälder in Brasilien, wo man sie nicht zum Zwecke der Urbarmachung niederbrennt, geschieht, daß man die edleren Hölzer, als: Gipe, Patinga, Louro und andere dort ausschaut, und zu den Städten und Sägemühlen bringt, wo die Nähe eines Flusses oder eines fahrbaren Weges dieses erlaubt; im ersteren Falle nimmt man das leichtere Holz zur Konstruktion von Flößen, welche man mit den schweren und kostbaren Arten belastet. Gipe wird seiner großen Schwere wegen meist gleich am Orte des Fällens zc. verarbeitet, was dann den Transport ungemein erleichtert.

Sägemühlen sind an einigen Stellen, namentlich in dem wasserreichen Rio Grande und dort besonders in der Nähe von Taquari sehr zahlreich; demungeachtet giebt es genug Gegenden, wo der Ansiedler die Spaltsäge nicht entbehren kann, indem er sich seinen Bretterbedarf selbster beizubereiten. Eine langwierige und harte Arbeit, die häufig noch dadurch eine Erschwerung erfährt, daß man auf verwachsene Stellen im Baum stößt, welche zu durchschneiden, Menschenkraft nicht genügt, so daß man nach mühseliger Arbeit genöthigt ist, den Klotz liegen zu lassen.

Sägemühlen sind bei der Wohlfeilheit des Holzes und den hohen Preisen der gewonnenen Bretter und Bohlen eine gute Spekulation zu nennen, wenn sie an Orten angelegt sind, wo immerwährend genügende Wasserkraft vorhanden, die Wälder reich an edleren Holzarten sind und der Transport des Holzes zur Mühle nicht zu schwierig ist. Besonders erleichtert wird ihre Anlage, wenn sich die Eigenthümer des Holzes in der Umgegend mit dem Zugschleppen desselben beschäftigen, wofür sie dann die Hälfte der Bretter bekommen. Eine Sägemühle verlangt aber schon ein ziemliches Kapital, das man durchschnittlich zu 3000 ₧ pr. Cour. annehmen muß.

Der Lohn für die Erbauung der Mühle nebst den Kosten hiebei inclus. Bauholz und Rad dürfte sich durchschnittlich auf 1400 ₧ = 1270 ₧ pr. Cour. belaufen. Die Eisenbestandtheile derselben 280 ₧ = 234 ₧. Die Erdarbeiten zur Herstellung der Dämme, je nach Verhältniß der Lage, durchschnittlich 460 ₧ = 380 ₧. Endlich kommen hiezu 3—4 Paar tüchtige Zugochsen, deren Preis je nach der Provinz differirt. Am Taquary und Cahy in Rio Grande kann man ein Paar sehr tüchtiger Zugochsen für 50 ₧ = 42 ₧ bekommen; auf den Hochlanden noch billiger, während am Itajahy und auf Donna Francisca ein Paar 120 ₧ = 100 ₧ und mehr kostet. Schließlich sind noch die Ankaufsquoten der Ländereien zu rechnen, die ebenfalls je nach der Lage und den Verhältnissen sehr differiren.

Ist jedoch das Holz in der Nähe gut und reichlich und der Transport desselben nicht zu schwierig, so, daß die Mühle stetig fortzuarbeiten vermag, so ist sie sehr einträglich. Sägemühlen in der Nähe schiffbarer Gewässer, besonders an der Seeküste, können nicht Bretter genug schneiden, so sehr werden diese gesucht.

Die dortigen Sägemühlen sind gewöhnlich auf eine Säge eingerichtet und liefern je nach der Wasserkraft, der Härte des Holzes und andern Umständen 3—8 Duzend Bretter pr. Tag. Gewöhnlich werden diese har-

ten Holzarten, das sogenannte pao da lei, in Bretter von 14 Fuß Länge, 10 Zoll Breite und $1\frac{1}{3}$ — $1\frac{1}{2}$ Zoll Dicke geschnitten; diese Sorte ist die beliebteste, wird Costadinhas genannt, und dient zugleich als Maß bei Holzacordarbeiten. Man zahlt durchschnittlich je nach Güte des Holzes 9—10 \$ = 7—8½ ₧ für ein Duzend Costadinhas, die am meisten zum Schiffbau benutzt werden, wie schon der Name bedeutet. Die gesuchteste Art Bretter hiefür sind die desouro.

Die Bretter des Pinheiro werden gewöhnlich viel länger und breiter geschnitten und kosten das Duzend bei 6 \$ = 5 ₧. Endlich die Bretter der leichteren Holzgattungen werden schwächer geschnitten und erreichen die Hälfte des oben angegebenen Preises. Feines Möbelholz hingegen wird in Bohlen von 3—4 Zoll Stärke, 10—24 Zoll Breite und 10—14 Zoll Länge geschnitten und erreicht das Duzend je nach seiner Güte und Nachfrage den Preis bis zu 60 \$ und darüber. Die Bohlen oder pranchões des Jacarandá wurden 1855 in Rio das Duzend mit 400 \$ bezahlt und ein einzelner Klotz mit 16 \$. Das Duzend Bohlen von Vinhatico ward mit 100 \$, das Duzend Bretter mit 16 \$ bezahlt.

Daß man aus den Bäumen Holzmulden und Schüsseln macht, haben wir bereits erwähnt. Auch die Canoas, vom kleinen, kaum für einen Menschen bis zu dem auf 12 Personen berechneten, werden im Ganzen aus Einem Baumstamme oft sehr zierlich mittelst Art und Meißel herausgearbeitet und entwickeln hierin, wie in allen Holzarbeiten, die wilden und zahmen Indianer eine unerreichbare Thätigkeit und Geschicklichkeit. Die Deutschen von St. Leopoldo, meist ehemalige Anwohner der Mosel und des Rheines, zeigen große Geschicklichkeit im Baue von gedeckten Flußschiffen, Lanchões. Diese haben einen flachen Boden, Ruderbänke meist für 4 Ruderer, ein Steuer und einen Mast; der rückwärtige Theil ist bis zur Höhe von 5—6 Fuß ganz eingedeckt. Es gibt deren Lustschiffe, welche von reichen Brasilianern angekauft werden und in dem rückwärtigen Rasten eine Kajüte besitzen, die mit Glasfenstern und anderem Luxus ausgestattet ist.

Die Lanchões sind in ihrer Größe der Tiefe der Gewässer und der Bedürfnisse ihrer Herrn angepaßt; es giebt solche, welche bloß 80 und andere welche 1500 Saß Frucht einzunehmen vermögen, den Saß zu 2 Centner gerechnet. Sie werden sehr gut bezahlt, und ist ihr Bau trotz der Dampfschiffe im Zunehmen begriffen, wie die Anzahl derselben beweist. Vor 15 Jahren soll St. Leopoldo noch nicht 40 derlei Fahrzeuge besessen haben, während es im Jahre 1853 bereits die stattliche Zahl von 282 registirt hatte, welche bloß den Rio do Sinós, Cady und den Arrojo de Santa Maria, sowie den See von Viamão befahren, in welchem diese Gewässer münden.

Uebrigens werden sowohl in Porto Alegre als Rio Grande, Sta. Catharina, Baranaguá u. auch Seeschiffe auf dem Helgen erbaut.

Noch kommt zu erwähnen, daß in dem holzreichen Brasilien die Bretter irgend einer Holzgattung so hoch zu stehen kommen, daß schwedische Schiffe mit Brettern besetzt, in Rio de Janeiro und den Küstenstädten sehr gute Geschäfte machen. Ueberhaupt ist in diesen Städten der Holz-

mangel wegen unvernünftiger Ausrodungen der naheliegenden Waldungen, sowie des schwierigen Transportes bereits so fühlbar geworden, daß man für ein Bündel, sechs, dünnen Spaltholzes 6—8 und mehr Silbergr. zu zahlen genöthigt ist. Es wäre unserer Meinung nach die höchste Zeit, daß die Regierung in den angebauteren Distrikten eine Forstordnung einzuführen und aufrecht zu erhalten vermöchte.

Ferner ließe sich das Holz, welches man so unnützer Weise in den *Boças* herumliegen läßt, und das man nur langsam beseitigen kann, durch Verwandlung in Pottasche vorthailhaft benützen, wobei zugleich noch das Feld schneller klar und einer vernünftigen Pflanzmethode zugänglich gemacht würde. Da bekannter Maßen harte Holzarten weit reichhaltiger an Pottasche sind, dann weiche, die brasilianischen Wälder aber, wie gesagt, zuweist aus sehr hartem Holze bestehend, so verdient diese Art Verwerthung desselben um so mehr Beachtung, als die Kosten hiefür sehr unbedeutend sind. Ein Calcinirofen, ein Kessel und einige alte Pipen, welche in der Mitte entzweigesägt, vortreffliche Rufen liefern, sind das ganze hiezu nöthige Geräthe. Wir entlehnen die Anleitung zur Bereitung der Pottasche dem Buche *Weech's*, welcher sagt:

„Man stellt einige Rufen auf ein niedriges Gerüst, setzt auf den Boden dieser Rufen einen Koft von Holzfüßen, die $2\frac{1}{2}$ Schuh hoch sind, und bedeckt ihn mit einem fein durchlöchernten, nach allen Seiten fest anschließenden Brette, bringt auf dieses eine Lage Reiser, dann eine 2 Zoll hohe Strohlage und endlich wieder ein dünnes, dem erwähnten ähnliches Brett und schüttet nun allmählig fein geseibte Asche darauf, welche an die Wände der Rufen angebrückt wird, in der Mitte aber locker bleibt, und füllt diese ohne weiteres Festdrücken über die Hälfte mit Asche an. Hierauf gießt man allmählig Regenwasser oder anderes längere Zeit gestandenes zu, bis die Asche vollkommen gesättigt ist. Nach Verhältniß der Größe der Rufen zieht die Lauge mehrere Tage und Nächte oder auch nur 24 Stunden; während dieser Zeit muß die Asche täglich etwas gerührt werden. Die Lauge erscheint im Anfange ganz braun; wenn sie von allem Fette befreit ist, wird sie aber klar, worauf man einen Kessel über ein gut unterhaltenes, aber nicht zu rasches Feuer setzt und diesen bis 4 Zoll seines Randes mit obiger Lauge füllt. Sind durch anhaltendes Sieden die wässerigen Theile desselben verdunstet, so hört sie zu rauchen auf; die sich nun bildende Pottasche wird mit einem Stocke umgerührt, von den Seitenwänden des Kessels entfernt und in dessen Mitte aufgehäuft. Fängt sie an, sich zu bleichen, so wird das Feuer unter dem Kessel auf die Seitenwände vertheilt, damit die Pottasche gleich gekocht werde; scheint sie ganz weiß, das Feuer gelöscht, damit sie abkühle, hierauf dieselbe in Kässen gebracht, woselbst sie bis zum Calciniren liegen bleibt. Die Erbauung des Calcinirofens muß von einem geschickten Maurermeister geleitet werden. Man erkennt, daß dieser zur Aufnahme der Asche gehörig geheizt ist, wenn die Steine, durch das Wendeeisen rasch berührt, Funken geben. Hierauf wird die Asche 4 Fingerhoch in denselben gebracht, das Feuer stets in gleicher Stärke unterhalten, und wann ersteres weiß zu werden anfängt, jede Viertelstunde in der

Art gewendet, daß das, was vorn war, nach hinten kommt. Zeigt sich die Pottasche von allen Seiten roth und wird keine schwarze Farbe mehr bemerkt, so ist ihre Calcinirung vollendet; man bringt sie alsdann mit einem gekrümmten Eisen in ein vor der Ofenöffnung befindliches ausgemauertes Loch, läßt sie sich abkühlen und packt dieselbe noch etwas warm in Fässer oder Kisten; sie darf auf keine Weise der Luft ausgesetzt werden, wodurch sie alle Farbe verlieren würde.

Kennzeichen einer guten Pottasche sind, wenn sie im Feuer nicht knistert, sich im Wasser völlig auflösen läßt und eine gleiche rothgelbe Farbe hat; sie darf endlich nicht nach Seifensiederlauge riechen und muß einen scharfen, aber nicht beißenden Geschmack haben.

Je älter die Asche ist, welche an einem feuchten Orte aufbewahrt, eine stärkere Lauge giebt, je mehr wird man Pottasche erhalten. Die in den Aufen zurückbleibende Asche nützt man auf mancherlei Weise; sie düngt Garten und Feld zerstört das Moos auf den Wiesen und entfernt, um Bäume gestreut, die Ameisen.

Natürlich schlagen wir das Brennen der Pottasche nur Ansiedlern von bedeutenden Mitteln und großem Grundbesitze vor, welchen die kleinen Kolonisten leicht Holz und Asche liefern können. —

In den Wäldern wachsen auch viele einheimische Obstsorten wild; jedoch ist nach unserem Geschmacke keine einzige dieser Arten viel verlockender, als Holzapfel sind. Der Vollständigkeit aber so wie der Verschiedenheit des menschlichen Geschmacks wegen führen wir noch Cerejeiro, Grumichama, Pitangueira u. an, welche alle mehr oder weniger unsern Kirschen ähnliche Früchte tragen sollen. Ueberhaupt muß in Bezug auf die einheimischen Früchte Brasiliens der europäische Geschmack sich erst umbilden, oder, wenn man will, verfeinern ehe er ihnen eine Annehmlichkeit abgesehen kann. Und doch ist die Mannigfaltigkeit und der Reichtum an Obst in Brasilien sehr groß.

Zu den vorzüglichsten Früchten wird die Manga gerechnet, welche aber, wie wir glauben, höchstens in einigen Gärten der Insel St. Catharina und dort nur verkümmert vorkommen dürfte, da sie eine wahre Tropenfrucht ist. Wir selbst vermögen leider nichts über ihren Wohlgeschmack, von dem Jung und Alt im nördlichen Brasilien schwärmt, zu berichten.

Auch der Brotfruchtbaum, Jaqueiro, ist zu empfindlich, als daß er in Südbrasilien fortkommen sollte; doch sollen auch davon einige Exemplare auf der Insel Sta. Catharina zu finden sein. Dagegen findet man daselbst schon häufig den Mamão, von den Deutschen Melonenbaum genannt, die Papaya der Südeinsulaner. Der Baum, auf dem sie wächst, ist höchst malerisch; er besteht aus einem geraden, zweiglosen Stamme an dessen Spitze eine aus sehr langstieligen Blättern bestehende Krone sich befindet, unter deren schützenden Dache rund um den Stamm, die melonenartigen Früchte sich dicht aneinander reihen.

Die Atta ist mit der Fruta do Conde aus einer Familie und haben beide von außen ein tannenzapfenartig geschnupptes Aussehen. Sie unter-

scheiden sich nur in der Größe. Ihr Geschmack soll sehr fein sein. Man ist von ihnen nur den der Schale zunächst befindlichen breiartigen Saft.

Der Cajú ähnelt sehr entfernt einer Birne, doch hat er weder Kerne, noch Herz. Am liebsten verwendet man ihn zu Doce.

Aus der Aha cate bereitet man unter Zufügung von Wein und Limoniensaft ein milchartiges Gebräu, das ganz gut schmecken soll. Auch die Maracujá, die Frucht der Passionsblume, wird von vielen Leuten für etwas delikates gehalten.

Tamarinden und indische Feigen sogar sollen Liebhaber finden. Endlich muß noch der Guyaba erwähnt werden, welche trotz ihres scharfen terpentinartigen Geschmacks viel gegessen und besonders zu Doce verwendet wird.

Der im Allgemeinen für einen Europäer widerliche Geschmack aller dieser Früchte würde sich ohne Zweifel bedeutend veredeln, wenn man den Fruchtbäumen und so der Mutter Natur ein Bißchen nachhülfe, indem man den ohne alle Pflege vegetirenden, einige Sorgfalt widmete und das Pfropfen und Okuliren auf sie anwendete. So sind wir vollkommen überzeugt, daß ein Reis eines veredelten europäischen Kirschenbaumes auf den Stamm eines brasilianischen Cerejeiro gepfropft, von der günstigsten Wirkung wäre, ja, daß Propfreiser des einen Wildlings auf den andern versetzt, schon genügende Resultate erzeugen dürften. Was die europäischen Früchte anbelangt, so sind die Kirsche und die Pflaume, sowie die Kastanie und die Olive dasjenige Obst, das in Südbrasilien am schlechtesten oder gar nicht fortkömmt; selbst der Wallnußbaum, wie der Haselstrauch gedeihen nicht besonders, was um so weniger zu begreifen ist, als ihre Früchte keineswegs von den Insekten zu leiden haben, welche wohl Schuld an dem Mißglücken der andern haben mögen. Auch die Sträucher haben daselbst auffallender Weise wenig Verbreitung, da doch z. B. die Brombeere dort eben so wild wächst, als bei uns. So haben wir in ganz Südbrasilien nirgends Stachel-, Him- oder Johannisbeeren gefunden, und von den vielen Erdbeerarten nur die englische Gartenerdbeere.

Der Gründe für das Nichtgedeihen europäischer Früchte in Südbrasilien giebt es zwei:

Der erste liegt einfach in der Indolenz der Einwohner, welche sich mit den einheimischen Früchten genügen lassen, und selbst diesen selten die nöthige Sorgfalt weihen, obgleich sie deren unstreitig weniger bedürfen, als erst zu acclimatistrende Arten. Brauchen wir doch in Europa geschickte und gelernte Gärtner, und viele Arbeit und Pflege, um unsere Obstarten auf dem Grade der Vollkommenheit zu erhalten, zu dem sie bis jetzt gediehen sind.

Der zweite Grund ist der, daß man bis jetzt europäische Obstarten aus dem Kerne zu ziehen pflegte, eine sehr langwierige und zugleich unpassende Proceßur in einem Lande, wo Wildlinge nicht veredelt werden können als durch gegenseitiges Pfropfen.

Wer daher auf gutes Obst hält, — und wer sollte es nicht bei den enormen Preisen, welche in brasilianischen Städten dafür bezahlt werden —

thut am besten, sich zweijährige, schon veredelte Obstbäume der besseren Sorten mitzunehmen oder wenigstens nachkommen zu lassen. Daß wir dies keinem Einwanderer rathen, der sich im Urwalde niedergulassen beabsichtigt, versteht sich wohl von selbst. Aber es giebt gewiß viele Gärtner oder andere wohlhabende Leute, welche sich auf schon bebautem Privatland in der Nähe von Städten anzukaufen beabsichtigen und für diese ist mein obiger Rath berechnet.

Um aber die Bäume während der langen Seereise lebend zu erhalten, muß man sie folgendermaßen verpacken: Man verklebe alle Ritzen einer starken, hinlänglich langen Kiste mit gepichtem Leinwandstreifen; bereite dann aus Eßyferthon, Kuhmist und Wasser einen etwas flüssigen Mörtel, tauche hierin die Wurzeln und überziehe damit die Stämme.

Dann umgebe man die Bäume mit Moos und legt sie in die Kiste, und fülle die Zwischenräume mit Stroh aus damit die Bäume durch die Bewegungen des Schiffes nicht leiden. Die Kiste schließt man und verklebt die Ritzen äußerlich und läßt sie im Schiffe ganz unten verpacken.

Auf diese Art hat man Bäume und Sträucher von Frankreich nach der Isle de Bourbon so wohlbehalten gebracht, daß, als nach sechsmonatlicher Reise die Kisten auf dem dortigen Zollamte geöffnet wurden, die verpackten Pflanzen frische Blätter und Aestchen getrieben hatten. Die beste Zeit des Verpackens dürfte mit der zum Segen geeignetsten Zeit zusammenfallen.

Und da ist dann für den nach Brasilien Auswandernden der Monat April der geeignetste, die Bäume mitzunehmen oder sich senden zu lassen, wo sie im Monate Juni oder Anfangs Juli, also wenige Wochen vor dem in Südbrasilien zur Versetzung günstigsten Monat August anlangen würden. (Blumenau rath dagegen, Obstbäume im October oder November mitzunehmen.) Derjenige Auswanderer aber, welcher längere Zeit schon in Brasilien angesiedelt lebt und einheimische Obstgattungen oder wohl gar Kernwüchlinge gezogen hat, sowie derjenige, dessen Mittel, Zeit und Lust ihm nicht erlauben, sich mit so compendiösen Gegenständen, als Bäumen zu schleppen, mögen am ersten Pflanzfreier zu empfehlen sein. Und zwar kann er alle Gattungen Äpfel auf den Marmeleiro, den einheimischen Quittenbaum, Birnen auf den Cajueiro, Pflirsche auf die dortländischen Pflirschbäume und endlich Kirschen auf den Cerejeiro pflanzen.

Von europäischen Obstsorten haben wir in Brasilien folgende getroffen:

Äpfel, maçães, sehr wenige und nur in Rio Grande und auf dem Hochlande. Selbst diese wenigen unterscheiden sich nur sehr unbedeutend von den großen Quittenarten, waren erbärmlich sauer und kosteten trotz dieser ihrer wenig verlockenden Eigenschaften 25 Stück einen spanischen Thaler, also pr. Stück ungefähr 2 Egr.

Sie sind am leichtesten zu ziehen, da man von ihnen nur edler Pflanzfreier bedarf, um die brasilianischen Quitten zu veredeln.

Quitten, marmelas. Gedeihen in Südbrasilien äußerst reichlich, ja man findet sie dem chilenischen Apfelbaume gleich, wildwachsend. Doch sind sie meistens strauchartig. Ihre Früchte erreichen die Größe eines

Kinderkopfes und gehen, so unschmackhaft sie in rohem Zustande sind, gekocht eine wohlschmeckende Speise. Aus ihnen bereitet man die Marmelade, welchen Namen man in Europa auch auf den eingekochten Brei anderer Obstarten übertragen hat. Sie macht deshalb einen sehr wichtigen Zweig der brasilianischen Haushaltung und man muß den brasilianischen Frauen eine große Geschicklichkeit in der Bereitung dieser, wie anderer Doces (Süßigkeiten) zugestehen.

Birnen, peras. Erinnern wir uns nicht in ganz Brasilien je eine gesehen zu haben, außer einen Korb voll der Art beurre blanc, in Oesterreich Kaiserbirnen genannt, welche das englische Dampfschiff nach Rio de Janeiro gebracht hatte, woselbst das Stück zu 500 rs. = 12½ Egr. verkauft ward. Auf dem Hochlande der Sübprovinzen müßten gerade Birnen und Aepfel ausgezeichnet gedeihen; leider ist aber der Absatz daselbst wegen Mangel an Straßen und großen volkreichen, und darum luxuriösen Städten zu beschränkt.

Pfirsiche, pecegos. Deren giebt es in Südbrasilien wie in den Laplastaaten die schwere Menge. In diesen letzteren wird der Pfirsichbaum, als der schnellst wachsende in großen Quantitäten gezogen um den nur zu fühlbaren Holzmangel in etwas abzuhefeln. In Brasilien, das an diesem Artikel noch nicht Mangel leidet, wird der Baum nur seiner Früchte wegen gezogen, die aber meist nur sich des primitivsten Grades von Wohlgeschmack erfreuen, trotzdem es wenig Mühe kostete, die Früchte mit unbedeutendem Aufwand an Sorgfalt zu veredeln. Wir haben z. B. Pfirsiche von einer und derselben Art gesehen, wovon die einen auf verkrüppelten Bäumen wachsend, ebenso verkrüppelt in ihrem Aussehen als herb in ihrem Geschmacke waren; während die andern auf stattlichen Stämmen wuchsen, die Größe eines gewöhnlichen Pfirsichs bei uns erreichten und ganz annehm von Geschmacke waren. Der Unterschied bestand darin, daß die verkrüppelten Stämme auf einer trockenen, hochliegenden, den Winden zugänglichen Wiese, umgeben von Gestrüpp und Buschwerk, gepflanzt, während die andern in einem Garten, gegen Winde geschützt und von dem feuchten Boden wie von den Einflüssen einer nahen Senkgrube gedüngt waren.

Der Pfirsichbaum ist übrigens die einzige europäische Obstart, die Drangen ausgenommen, welche doch hier und da eine Pflege genießt, die reichlich zu lohnen er nicht ansteht. Wir sahen auf dem Mercado von Porto Alegre Pfirsiche aus dem Garten eines alten, französischen Chirurgen, der sich durch denselben ein anständiges Vermögen erworben; diese Früchte erreichten die Größe der schönsten englischen Spalierpfirsiche und wurden das Stück mit 1 bis 1½ Pataccas = 8 bis 12 Egr. bezahlt.

Die Brasilianer und auch die Deutschen benützen die Pfirsiche, indem sie selbe dörren und dann zu Suppen und Obstbrei verwenden. Die abgefallenen und überflüssigen Pfirsiche werden an die Schweine verfüttert.

Marillen, damascos, haben wir keine gesehen, sowie wir von den Kirschen, cerejas und Pflaumen, ameixas, keine zu Gesicht bekamen. Man behauptet, die unzähligen Insekten ließen weder die eine noch die

andere Frucht zur Reife gelangen. Wir behaupten jedoch, daß bei einiger Sorgfalt, als durch Kalkanstriche der Bäume zc., ferner durch das Pflanzen europäischer Bäume dieser Sorten dem Uebelstande abzuhelpen wäre, wie denn überhaupt die Insekten auf schon bebauten Ländereien weniger verheerend auftreten. Ein Beweis für diese Behauptung liegt darin, daß ein Kolonist, Köfer, in der Picade Bom Jardim der Kolonie San Leopoldo einen Baumgarten angelegt, in welchem auch Kirschen und Pflaumen, freilich in geringer Anzahl und weil aus dem Kerne gezogen, eben nicht wohl-schmeckend gedeihen.

Ballnüsse, nozes, sind in Südbrasilien so selten, daß ein brasilianischer Jagendeiro mir mit Stolz zwei solcher Bäume zeigte, welche ihm ungefähr einen Scheffel Früchte gebracht haben mochten. Sie gedeihen sehr gut und ziemlich schnell und können trotz der europäischen Concurrenz bedeutenden Nutzen bringen.

Kastanien, castanhas. Wir haben davon zwei Bäume bei einem deutschen Kolonisten, Namens Mohr in San Leopoldo gesehen, welche wahrscheinlich, weil sie aus dem Kerne gezogen waren, keine Früchte trugen. Klima und Boden aber lassen das Gedeihen dieser Bäume zuversichtlich erwarten. Ebenso

der Mandelbaum, amendoeiro, von welchem gleichfalls behauptet wird, er gedeihe in Südbrasilien nicht. Die wenigen Versuche, welche bis jetzt von unerfahrenen Leuten vielleicht zur un rechten Zeit und am un rechten Orte damit angestellt worden, sind nicht genügend, der Natur ein Dementi zu geben, welche in ihrer Aehnlichkeit, mit der südfranzösischen und italienischen gerade diesem Fruchtbaume ein besonderes Gedeihen verspricht. Es scheint ihm wie dem

Olivenbaum, oliveira, zu gehen, von dem alle Brasilianer behaupten, er gedeihe nicht und alle seine Früchte fielen von den Insekten angestochen vorzeitig ab. Wir sahen aber in dem Garten des Herrn Portinha bei Porto Alegre auf feinigem, dem Olivenbaum zusagenden Terrain ein Exemplar, das bei sieben Jahren Alters die Stärke und Höhe eines 14jährigen italienischen erreicht hatte und voller reifer und halbreifer Früchte hing. Freilich, wer den Olivenbaum in fette Lehmerde pflanzt, wird ebenso wenig eine Ernte erwarten können, als der, welcher Weizen in ein kalkhaltiges feinigtes Erdreich säet. Hier erwähnen wir auch des

Wunderbaumes, der Ricinusstaude, mamona, sie wächst in Art unseres Hollunderbaumes, der übrigens auch in Südbrasilien wild wächst, halb Baum, halb Strauch und hat große schöne Blätter, die je nach ihrem Alter, fünf- oder siebenzählig sind. Die Blüthe ist gelb, mit rothen Staubfäden. Die Frucht wächst wie die Blüthe eines Kastanienbaumes und hat eine flachelige Schale, in der immer zwei Kerne stecken, welche grau und weiß gefleckt sind. Man erntet sie, wenn sie braun werden und sie dann an der Sonne zum Trocknen und Aufsprengen der Hülsen ausbreitet. Obgleich das Del sehr gut und in Apotheken gesucht ist, so betreibt man die Pflanzung des Ricinus keineswegs planmäßig.

Feigen, figos; deren gedeihen eine große, sowohl was Qualität als Quantität betrifft; doch fehlen die feineren und edleren Arten, weshalb sie in Südbrasilien nicht sehr beliebt sind. Bis zum Trocknen der Feigen ist man noch nicht gekommen, obgleich getrocknete, importirte Feigen ziemlich gesucht sind.

Der Maulbeerbaum, amoreira, treibt hier in der landeseigenen thümlichen rothen, wie auch in der schwarzen und weißen Art Blätter von der Größe eines Tellers bei sehr zartem Gewebe und grünt fast das ganze Jahr. Man kann sich daher nicht leicht ein der Seidenzucht günstigeres Land denken, als Südbrasilien, wo aber natürlicherweise nur Galetten gewonnen werden können, da die Arbeitskräfte zu selten und darum zu theuer sind, um die Cocons abspinnen und präpariren lassen zu können. Sie und da beginnt man schon im Kleinen diese so lohnende Zucht zu treiben, was natürlich noch keinen Einfluß nehmen konnte. Ein größerer Versuch mußte aus Mangel an Mitteln aufgegeben werden. Die in San Leopoldo gewonnenen Galetten sind von der Größe eines Taubeneies und von einem sehr schönen Bläßgelb. Es ist dies ein Erwerbszweig, dem wir aber nur schon lange angesiedelten Colonisten, oder solchen anrathen können, welche Kenntnisse, Erfahrungen und genügende Mittel eigens zu diesem Zwecke nach Brasilien mitbrächten. Aber kein angesiedelter Colonist sollte versäumen, seine Hecken mit Maulbeerbäumen einzufassen und in freien Stunden Weib und Kinder mit der Seidenzucht sich beschäftigen lassen. Wenn dieser Rath von jedem befolgt würde, so würden die wenigen Pfunde des Einzelnen bald Ballen bilden, welche Speculanten zum Ankauf zu reizen im Stande wären.

An den Maulbeerbaum reihen sich natürlicher Weise die übrigen Beerenarten:

Die Erdbeeren, morango, kommt wie schon erwähnt in Südbrasilien nur in Gestalt der englischen Gartenerdbeere vor, welche riesig und wohlschmeckend in manchen Gärten erzeugt wird. Die so köstliche Walderdbeere, sei es mittelst Pflanzen oder Saamen, in Brasilien einzubürgern, dünkt uns nicht schwierig, und nur unvorhergesehene Mißlichkeiten hinderten die Ausführung unseres dahin zielenden Vorhabens.

Dagegen haben wir die

Stachelbeere, uva espin, die Johannisbeere, groselha, oder die Himbeere, framboeza, nirgends gesehen, obgleich ihre Verpflanzung aus Portugal nach Brasilien keinen besondern Schwierigkeiten unterliegen konnte. Noch haben wir anderer Fruchtgattungen zu gedenken.

Die Ananas, ananã, gedeiht in ganz Südbrasilien, besonders in Sta. Catharina, wo sich große Pflanzungen davon befinden, vortreflich und in großer Menge. Sie wird übrigens nicht in Scheiben geschnitten genossen, sondern nachdem sie geschält ist, der Länge nach in Streifen von dem holzigen Herz getrennt. Eine Ananas kostet in St. Catharina 4 — 8 Egr.

Der Granatbaum, romanzeiro, weicht von dem europäischen in

nichts ab und ist seine Frucht, dort wie hier, mehr ihrer Schönheit, als ihres Wohlgeschmackes wegen berühmt und beliebt.

Der Drangen- oder wie die Norddeutschen zu sagen pflegen, der Apfelsinen-Baum, laranjeira, liefert die köstlichen, bei uns nur unvollkommen gekannten Früchte; erfreut sich aber auch ihretwegen, seiner schönen Gestalt und des schnellen Wachsthums, sowie seiner Fruchtbarkeit halber großer Beliebtheit und man wird wohl schwer ein brasilianisches Haus auf dem Lande treffen, das nicht seinen Laranjal, Drangenwäldchen, hätte. Diese Frucht tritt in vielen Varietäten auf, deren folgende uns bekannt sind:

Laranja da terra, einheimische Orange, gallenbitter, von außen nur durch ihre besonders rauhe, dunkelgelbe, fast rothe Schale zu erkennen; sie ist ein kräftiges Mittel gegen die Ruhr, überhaupt ungemein magenstärkend.

• Laranja tangerina, Orange von Tanger, ist eine ganz kleine, außerordentlich feine und zarte Frucht, welche sehr gesucht ist; man hält sie für die feinste Gattung.

Die Laranja do embigo, Nabelorange, hat dem Stiele entgegengekehrt, einen Auswuchs, welcher die wenigen Kerne der Orange enthält; diese Orange wird sehr groß und ungemein saftig und ist unserem Geschmacke nach die delikateste aller Drangenarten.

Laranja sem caroço, Orange ohne Kern, ist der obigen ähnlich, nur enthält der nabelartige, viel kleinere Auswuchs keine Kerne, sondern nur je einen Keim.

Laranja de cravo, Nelkenorange, sie hat zerschnitten den Duft einer Nelke.

Endlich giebt es noch Laranjas da China, do Verão etc., alle mehr oder minder schmackhaft. Die Zeit vom Juli bis Ende September ist die wahre Festzeit für das obstliebende Volk und es ist die Orange wirklich ein Segen für das Land, das sie hervorzubringen vermag und unwiderleglich das der Gesundheit wie dem Gaumen am meisten zusagende Obst. Aus dem Saft und der Schale der Drangen wird hier und da ein sehr starker Brantwein gewonnen. Schade um die gewürzigen und geistigen Schalen und Blüthen, welche meist ungenützt bleiben, ist man doch häufig genug auf dem Lande genöthigt, selbst den Ueberfluß an Drangen, welche man der großen Entfernung von den Städten wegen nicht verwerthen kann, den Schweinen vorzuwerfen.

Die Orange, wie fast alle Früchte, zieht man aus dem Kerne. In Rio de Janeiro besteht in der Bai von Jurujuba und bei Porto Alegre in der Bai von Sta. Thereza auf der Fazenda des Justino Pinto eine Drangenbaumschule, wo gute und edle Sorten das Stück 2—4 \$, manche auch mehr kosten. Bei Justino Pinto kann man auch Ableger von besonders guten und schönen Bäumen bekommen, welche auf folgende Weise gemacht werden:

Man wählt einen besonders schönen Zweig, dessen Rinde dann bei einer gewissen Stelle bis an den Saft durchschnitten wird, da wo der Ast

ein Auge zeigt. Dann umgiebt man das Auge sorgfältig mit Moos und schlägt nasse Erde herum und rollt über das Ganze ein dünnes Blech in Gestalt eines Trichters. In weniger Zeit schlägt das Auge Wurzel in der feuchten Erde. Dann wird der Ast unter dem Bleche abgeschnitten und mit der Erde in den von dem Käufer hiezu bestimmten Boden gesetzt. Auf diese Art ist man gewiß, welcher Sorte der Ableger angehört.

Aus den Blüten und Blättern des Orangenbaumes kann man einen sehr wohlschmeckenden Thee gewinnen. Auch guten Essig kann man aus Orangen ziehen und zwar auf folgende Weise:

Man schält eine Anzahl Orangen, drückt sie aus und seih dann den Saft; bringt ihn in irdene oder eisernem Geschirr zum Sieden und erhält ihn eine Stunde darin; während des Kochens wird er gut abgeschäumt, dann in ein irdenes oder gläsernes übergefüllt. In dieses giebt man wo möglich eine Essigmutter, sonst aber eine Flasche jungen Rum und 1 $\frac{1}{2}$ Zucker für je 25 Flaschen Essig und stelle ihn stets an einen warmen Ort. Nach 14 Tagen schon ist er zum Gebrauch geeignet und zieht man ihn über Orangenblüthen ab, so gewinnt er ihren Wohlgeruch.

So beliebt, gesucht und gepflanzt der Orangenbaum ist, so wenig kümmert man sich in Brasilien um die Citrone, *citrao ou cidra*, auch *limao azedo*. Wir vermögen uns die Vernachlässigung dieses feinen Gewächses nicht zu erklären, würden aber jedem Ansiedler schon für den Hausbedarf einige Kerne zu stecken anrathen.

Die Lima dagegen ist häufiger gepflanzt. Es ist dies ein Mittel- ding zwischen Citrone und Orange. Sie hat die Farbe von jener und die Gestalt von dieser. Ihr Geschmack ist fade süßlich. So wenig sich die Lima zum Genießen im rohen Zustande eignet, desto vortrefflicheres Doce wissen die Brasilianerinnen daraus zu bereiten und eine Lima-Marmelade ist unstreitig das Höchste, was in dieser Art bereitet wird. Der Limoeiro ist ein sehr schöner und unstreitig einer der fruchtbarsten Bäume. Es giebt von ihm mehrere Arten: Die Lima doce, Lima da Persia, Lima da India etc.

Endlich kommen wir zur:

Banane oder dem Pisang, Banana. Es ist dies gewiß eine der schönsten und wohlthätigsten Pflanzen der Welt. Ihre unendlich langen und breiten, dabei in anmuthige Formen gebogenen Blätter vom säftigsten Grün sind ein Schmuck der Gegend, wie ihre Früchte die Nahrung von Tausenden und aber Tausenden.

Der Stamm ist wie bei allen Palmgewächsen hohl und steigt in lauter Windungen um sich selbst bis zur Höhe von 20—30 Fuß empor. Die Blätter entstehen stiellos um dem Palm als Fortsetzung einer der Windungen und neigen sich immer mehr auswärts, bis sie sich umbiegen und endlich an der Spitze völlig herabhängen. Diese Blätter haben eine Breite von 8—14 Zoll, und eine Länge von 7—12 Fuß. Seine Früchte hängen in einer Art Traube, *casco*, herab. Selten hat ein Stamm mehr als eine Traube, doch enthält diese oft 100 und mehr Früchte. Sobald die Früchte reif sind erstirbt der Stamm und treibt aus der Wurzel neue

Schößlinge, die nach einmaligem Früchtertrage wieder neuen Schößlingen Platz geben. Blätter und Bast können zu Hanf verwendet werden, das Herz wie die Blätter auch zum Viehfutter. Man läßt die Früchte übrigen sehr selten am Stamme reifen, sondern nimmt sie früher ab und hängt sie in den Schatten an die Luft, wo sie sehr bald reif werden, aber auch eben so schnell verderben müssen, weil sie schnell in Fäulniß übergehen. Doch giebt es Arten, die man nicht im rohen Zustande genießen kann, gleichwie andere, welche keine Art von Zubereitung ertragen. Diese Frucht ist so gesund, daß selbst säugende Kinder sie genießen dürfen.

Ihre Verpflanzung geschieht, indem man die Wurzelschößlinge, deren jede Banane mehrere hat, wenn sie 3—4 Fuß hoch sind, $1\frac{1}{2}$ Fuß von der Erde kappt und verpflanzt. Die uns bekannten Arten der Banane sind:

Die *Banana da Terra*, die einheimische Banane. Ihre Früchte sind häufig über 10 Zoll lang und haben sehr scharfe Ranten. Sie wird meist im grünen Zustande verwandt; in Schweinefett oder Butter gebraten, schmecken sie vortreflich und ähneln den Apfelskuchen unserer Conditors.

Banana de S. Tomé. Aehnelt sowohl in der Größe als in dem Umfande, daß sie nur gekocht, genießbar ist, der vorigen, von der sie sich nur in der rundlichen Form unterscheidet.

Banana da Austria, österreichische Banane, hat lichtgelbe, kleine, mit rostbraunen Flecken gesprenkelte Früchte und ist unstreitig von allen die angenehmste. Ihr zunächst steht die

Banana da Prata, Silberbanane, mit ihren weißblinkenden, ebenfalls sehr süßen und schmackhaften Früchten.

Banana roxa, violette Banane; wie schon aus dem Namen sich ergibt, hat sie violette Früchte, welche indessen mehr zum Kochen sich eignen.

Banana valhaco, schufstige Banane, so benannt, weil ihr Casco nur sehr wenige Früchte enthält, selten mehr als 4—6, die übrigens ganz schmackhaft sind.

Endlich die Zwergbanane, *banana anão*, deren Stamm selten höher als 5 Fuß wird, und deren casco den Boden berührt.

Jedem Ansiedler ist nach den ersten mühseligen Arbeiten der Roca und des Hausbaues anzurathen, sogleich Orangen- und Bananenpflanzen zu setzen; die geringe Mühe und Auslage, welche sie verursachen, belohnen sie durch ihre Früchte reichlich und weise genug hat das alte Gesetz eine solche Anpflanzung, wenn auch auf fremden Grund und Boden hergestellt, dergestalt in Schutz genommen, daß der eigentliche Eigenthümer des Bodens sie dem Eindringlinge nach dem Schätzungswerthe abzulösen genöthigt war.

Uebrigens geben Orangen-, Limonen- und Limabäume und Sträucher mit ihren großen und scharfen Stacheln vortrefliche Zäune für oder gegen das Vieh.

Daß Fruchtobstbäume zu ziehen, also Obstkünnerei zu treiben, in der Nähe von größeren Städten ein sehr lohnendes Gewerbe ist, dürfte jedem,

der die Preise, welche wir angeführt, erwägt, mehr als einleuchtend sein. Die einheimischen Obstbäume ersetzen durch die Masse ihrer Früchte die Wohlfeilheit derselben, und die besseren Sorten derselben kommen ebenso theuer, als auf europäischem Markte. Es steht dem Gärtner noch ein weites Feld der Thätigkeit bei gar keiner oder geringer Konkurrenz offen.

Vom Wald zu Feld, von Obst zu Getreide sind natürliche Uebergänge. Daher können wir jetzt zu den in Südbrasilien vorkommenden Feld- und Gartenfrüchten übergehen, diese sind folgende:

1. Der Mais, o milho.

Es ist diese Pflanze in einem großen Theile Deutschlands bekannt und gebaut, doch glauben wir ihr, der Vielen wegen, welche mit ihr noch unbekannt sind, so wie ihrer großen Wichtigkeit halber, viel Raum in diesen Blättern gewähren zu sollen.

Für den deutschen Ansiedler des Urwaldes ist der Mais das, was dem Südfsee-Infulaner die Brotfrucht ist. Er giebt ihm Grünfutter, Mehl, Speise in mancher Gestalt, bedarf der geringsten Mühe und misrath den noch niemals. Ohne den Mais wäre eine Ansiedlung im Urwalde, wenn nicht ganz unmöglich, doch sicher unendlich schwieriger. Er gedeiht im aufgerissenen Waldboden, wie im besten Ackerlande und hat dabei noch die Eigenschaft, daß er den Boden sehr lockert und so den Ackerbau ungemein erleichtert. Endlich liefert er noch ein vorzügliches Düngungsmittel in seinen Wurzeln und Halmen, welche letztere nach der Ernte auf dem Felde verbrannt werden.

In Südbrasilien kennt man viele Arten und Abarten des Mais; indessen theilt man sie gewöhnlich nur in zwei ein, den weißen, milho branco, welcher hauptsächlich der Mehlgewinnung wegen gebaut wird, und den gelben, milho amarelo. Der letztere ist zur Viehmästung und überhaupt zum Futter geeigneter und giebt auch reichlicheren Ertrag. Der weiße Mais hingegen erfordert weniger guten Boden und ist gleichmäßiger im Ernteertrag. Da er jedoch nur des Brotes und höchstens noch zum Futter für Pferde gebaut wird, denen der gelbe im Sommer zu hitzig ist, so steht seine Kultur in sehr untergeordneten Verhältnissen zu dem des gelben, der überdies von den Brasilianern gesuchter und theurer bezahlt ist und leichter aufbewahrt und versendet werden kann. Der Mais trägt je nach Güte des Bodens und Saamens, sowie nach Gunst der Jahreszeit mehr oder weniger große Kolben, daher kann nichts darüber festgestellt werden; ebenso erlangt er nach den maßgebenden Verhältnissen eine Höhe von 10 — 14 Fuß und darüber; zur Zeit der Blüthe kann der größte Mann zu Pferde ganz gedeckt durch die Maisfelder reiten.

Soll der Mais vorzüglich gedeihen, so bedarf er einen weichen, jedoch mehr sandigen als zähen Boden. Am besten gedeiht er im angeschwemmten Uferlande, wogegen er auf feuchtem Grunde nicht fortkömmt. In anderen Ländern mag er Dünger bedürfen; in Südbrasilien ist dies nicht der

Fall; wir haben ein und dasselbe Land mit geringem Fruchtwechsel fast stets mit Mais bepflanzt gesehen, das während 20 Jahren nie gedüngt worden war und wo diese Getreideart dem ungeachtet äußerst reichliche Ernten lieferte.

Der Mais ist die erste Pflanze, welche der Ansiedler baut. Der Wald, nachdem er im October bis Mitte November gefällt worden, bleibt bis Ende December der zu dieser Zeit bedeutenden Sommerhitze ausgesetzt, welche das Laub, die Schlinggewächse, das Unterholz und die dünneren Zweige und Aeste der gestürzten Waldriesen genügend ausdörret. Dann wird an einem etwas windigen Tage, an der Windseite Feuer in die Roca (so heißt man eine solche Waldstelle, von rogar, ausrodern), gelegt, welches dies trockene Material ergreift, und mit solcher Intensität verzehrt, daß die Flammen den Erdboden erwärmen und die stehengebliebenen Stöcke und Wurzeln die Treibkraft berauben. Die Asche düngt den Boden. Die großen Stämme sind natürlich in einem so vegetationskräftigen Lande zu vollsäftig, um bei aller Kraft dieses Feuers anders als von außen zu verkohlen. Wir ließen z. B. auf Paulinenruhe einen Cabriubabaum, der schon mehrere Jahre in der Roca lag, und über den schon einige Male das Feuer gegangen war, zerfägen, und der Baum war noch so saftvoll, daß die Flüssigkeit an der Säge reichlich herabquoll. Wir glauben diese Abschweifung machen zu müssen, da man häufig die Frage hört, warum man die Bäume nicht zerkleinere und im ersten Feuer mit verbrenne, und auch da wir in der Beschreibung, welche eine berühmte Reisende von ihrem Besuche in Brasilien macht, gelesen, wie sie kühn durch einen brennenden Wald geritten, wo die flammenden Bäume nur so rechts und links neben der kühnen Reiterin umfielen.

Es wird jedem, nach dem, was wir gesagt, begreiflich sein, daß ein einziger Regenguß hinreicht, das Verbrennen selbst des wochenlang gefällten und der brasilianischen Sommerhitze ausgesetzten Unterholzes, Laubes u. für ein ganzes Jahr zu verhindern.

Sobald der Brand beendet ist, läßt man den Boden einige Tage abkühlen und sucht in den Wirrwarr übereinander gestürzten Stämmen etwas Ordnung zu bringen; hierauf macht man mit irgend einem Instrumente, meist mit einer Haxe, kleine Löcher in 2—3 Fuß Entfernung, wie es eben der Raum zuläßt und legt in jedes 3—4 Maiskörner, bedeckt sie mit Erde und drückt sie etwas fest. Nun ist die Maispflanzung beendet und erst zur Zeit der Ernte braucht man sich wieder nach ihr umzusehen. Der Brand verhindert das zu üppige Emporschießen des Unkrautes, so wie andererseits die mitunter äußerst unbequem umherliegenden Stämme das Jäten verbieten. Erst nach geschehener Ernte, die dann im April oder Mai erfolgt, wird gebuscht, d. h. die Maisstengel und das dazwischen aufgeschossene Unkraut mittelst der Fouça, von den Deutschen Fuchs oder Fuchsschwanz genannt, gemäht, getrocknet und verbrannt.

Größere, die Bewegung besonders hemmende Aeste der liegenden Stämme werden abgehauen und an die weicheren Holzarten geschichtet und

angezündet, so, daß nach jeder Ernte etwas von den Holzmassen verschwindet und der Acker nach und nach klar wird.

Im klaren oder doch schon älteren Felde ist die Maispflanzung und Betreuung desselben während der Vegetation schon eine geregelte; ebenso im Camplande.

Die Saatzeit für den Mais ist in Südbrasilien, vielleicht mit Ausnahme der mehr tropischen Küstenstriche von Paraná und Sta. Catharina eine doppelte; die des Frühjahrs und die Sommersaatzeit. In Dona Francisca baut man ihn nur als Zwischenfrucht und zwar von Juli bis October.

Der Mais wird im Frühjahre spät in die Erde gebracht, um ihn vor den Frösten, welche ihn gänzlich ruiniren, zu bewahren. Anfangs oder Mitte September ist die geeignetste Zeit. Der Mais, zu dieser Zeit gepflanzt, giebt die besten Ernten, weil er während seines Wachsthums den nöthigen Grad von Feuchtigkeit im Boden und in der Atmosphäre findet.

Wer sein Feld von Wurzeln klar hat, pflügt es, sonst wird es mit der Haue bearbeitet. Der Mais wird sodann gesteckt, indem man gewöhnlich 4 Körner in die 3 Fuß von einander entfernten Löcher legt und zutritt. Ist der Mais ausgegangen und so groß geworden, daß man ihn von dem üppig mitwuchernden Unkraute unterscheiden kann, so wird das letztere ausgejätet und die Erde um die Maispflanzen aufgehäuft. Hierauf steckt man zwischen den Pflanzen Kürbis-, Wassermelonen- oder Gurkenkerne, theils um die Ernte vom selben Acker zu erhöhen, theils um den Boden zu beschatten und dadurch mehr Feuchtigkeit in demselben zu erhalten. Das Jäten oder Pugen des Maisfeldes muß dann Mitte Novembers wiederholt werden. Von da ab, nach geschehener Befruchtung der weiblichen Blüthenbüschel, wipfelt man den Mais und verwendet diese Wipfel zum Grünfutter für Milchkühe oder auch für Lieblingspferde. Bestockt sich der Mais zu stark, so zieht man eine bis zwei Pflanzen aus, und ebenso läßt man keiner Pflanze mehr als höchstens 3 Kolben, die dann um so schöner und kräftiger werden. Sobald die Kolben Mitte oder Ende Januars reif geworden sind, bricht man sie am Stocke so, daß sie mit der Spitze nach abwärts zu hängen kommen, ein sehr nothwendiges Mittel, um das Verderben derselben durch Regengüsse zu verhindern. Die Einheimfung geschieht dann nach Muße und Bedarf.

Die zweite Saatzeit des Maises fällt dann Ende Januar, nachdem die schwarzen Bohnen geerntet worden. Die Stauden derselben werden verbrannt, der Mais in die noch von den Bohnen lockere Erde gebracht und dann auf dieselbe Art behandelt, wie bei der ersten Saat. Da aber die Zeit seines Wachsthums in den Hochsommer, also in die trockenste Jahreszeit fällt, so ist in der Regel der Ertrag der zweiten Ernte nur ein Viertel bis ein Drittel geringer, als bei der ersten. Das Reifwerden dieser Maispflanzung fällt in die Monate April und Mai, wo auf dem Hochlande und selbst in den höheren Gebirgsthälern Rio Grandes manchmal die Fröste empfindlich auftreten.

In dem Küstenstriche von Sta. Catharina und Paraná halten wir es bei der Seltenheit von Frösten für nicht unmöglich den Mais dreimal des

Jahres zu bauen, z. B. im August die erste Pflanzung; nach dem Reifen der Bohnen die zweite im Januar, und nach den Kartoffeln oder Bataten, welche nach der ersten Maisernte gepflanzt worden, im Monate April die dritte Pflanzung. — Auf dem Hochlande wird man selbst im Monate September noch Spätfröste zu befürchten haben.

Der geerntete Mais wird in seiner Strohülle eingebracht und in Scheunen aufgeschichtet, deren Wände aus locker zusammengefügtten Baumstämmen, die man senkrecht einrammt, bestehen, und die solchergestalt einen freien Luftzug ermöglichen. Bedarf man dann des Maises, so enthüllt und entkörnt man ihn auf die allerlangwierigste und mühsamste Art durch Menschenhände. Man hat es nicht einmal versucht, den Mais auszudreschen, wie doch in vielen europäischen Ländern geschieht und wie die Deutschen in Brasilien es mit den Bohnen halten, geschweige denn, daß man amerikanische Cornsheller einführt.

Das Reinigen der Körner von Staub und Spreu geschieht auch auf vorfindthliche Art, indem man an einem windigen Tage vor dem Hause oder der Scheuer ein großes Laken ausbreitet und von dem Dache herab Sack für Sack der edlen Frucht ausschüttet, wo dann der Wind die leichten Schmutztheile entführt. Der Mais wird in Säcken zu 2 Alqueiras gefüllt und so zu Markte gebracht.

Schon bei dem Einheimsen sortirt man die kleinen schlechten, so wie die von Vögeln und Insekten angefressenen Kolben von den guten und schönen und bestimmt sie für das Geflügel, das Rindvieh und die Schweine. Das Geflügelfutter so wie der für die Pferde bestimmte Mais muß von den Maispulven abgekörnt, der für die Schweine aber bloß enthüllt werden, während man dem Rindvieh den ganzen Kolben sammt der Hülle verfüttern kann.

Es würde jedoch für Rindvieh wie für Pferde und Schweine gleich zweckdienlich sein, wenn man den nordamerikanischen Corn-cob-crusher einführt und die ganzen Kolben zermalmt, so, daß erstens der Mais verdaulich würde und zweitens die Maisspule, welche viel Nahrungstoff enthält, nicht verloren ginge.

Man säet aber den Mais auch als bloße Futterpflanze; er wird dann breitwürfig in das von Pflug oder Haue gelockerte Erdreich gesät und sobald er die Höhe von $1\frac{1}{2}$ — 2 Fuß erreicht hat, so oft und so lange geschnitten, als er grün bleibt.

Endlich geben die Hülsen des Maiskolbens, besonders wenn sie auf einer Hechel fein gerippt werden, vorzügliches Material zur Füllung von Matratzen, die wir unsererseits, besonders in solch warmem Klima den Roßhaarmatratzen vorziehen.

Der Mais hat außer dem Geschlechte der Menschen auch noch die ganze pflanzenfressende Sektion des Thierreichs zu Liebhabern. Der Ansiedler muß daher häufig mit der Flinte in der Hand die Pflanzungen durchstreichen und wenigstens den gefährlichsten Feinden derselben, den Papageien, von Zeit zu Zeit das Handwerk verbittern. Was Rehe und Hirsche verzehren, ist zu ertragen und die gefräßige Apaca lohnt durch

ihren Fang hinlänglich für die Kosten ihrer Nahrung. Mäuse und Ratten schaden mehr dem aufgespeicherten Mais und Tapire sind im Ganzen so selten, daß der durch sie erlittene Verlust nicht zu rechnen ist.

Aber ein um so eifrigeres Augenmerk muß man auf die Hausthiere haben, welche sämmtlich die unbescheidensten Gelüste nach dem Eigenthume ihres Herrn haben und mit seltenem Scharfblick die Mängel der Umzäunung auszufpüren wissen. Ziegen, Schweine und hauptsächlich das Rindvieh ist besonders der grünen Saat gefährlich, ja es giebt häufig Beispiele, daß Hunde in die Pflanzungen gehen und viel reifen Mais verzehren. Wir selbst hatten einen Newfoundländer, der mit unserem Pferde treulich dessen Portion Mais theilte.

Die Ertragsfähigkeit des Maises mit streng ökonomischem Auge zu betrachten, lernt man in Brasilien nicht. Genug, wenn man weiß, wie hoch durchschnittlich der Körnerertrag ist. Anzugeben, wie viel Centner Futter das Wipseln des Maises pr. Joch oder Morgen bringt, oder gar den Ertrag an durch die Halme gewonnenes Futter, wäre uns rein unmöglich, da gewiß noch kein Mensch in Brasilien an die Nothwendigkeit solcher Angaben gedacht hat.

Der Ertrag an Körnern richtet sich, wie natürlich nach dem Boden und nach der Steckzeit. Auf gutem Boden rechnet man durchschnittlich für eine Alqueire früher Ausfaat 240 Alqueiren oder 30 Sack Ernte; von der Spätsaat 160—200 Alqueiren. Doch giebt es Fälle, wie wir selbst erlebt, daß der gelbe Mais bis zu 320 Alqueiren Ernte trug. Nie aber haben wir von einem Falle gehört, wo die Ernte geringer als 120 Alqueires gewesen wäre.

Man rechnet in Brasilien weder nach Joch, Acres, Morgen u. dgl. m., sondern nur nach Quadratbraças, Quadratlastern und nimmt gewöhnlich das bei contractlichen Waldrodungen zu Grunde gelegte Maß von 10,000 Quadratbraças als Einheit an, was ungefähr — 8 niederösterreichischen Jochen, 18½ Magdeburger Morgen und ungefähr 11 nordamerikanischen Acres ist. Die Ausfaat auf so vielem, halbklaaren Boden beträgt 1 Sack oder 8 Alqueires Mais mit der gewöhnlichen Ernte von 240 Sack oder 1920 Alqueiras. Hierbei sind die Kürbisse zc. nicht eingerechnet, welche sehr schön und groß werden und vortreffliches Futter für Vieh und Menschen liefern. Endlich kann der Landwirth noch auf demselben Boden Kartoffeln oder Batatas oder Bohnen und nach diesen den Winter über Hafer oder Gerste pflanzen und so eine dreifache Ernte im selben Jahre erzielen.

Die Preise des Maises sind in den verschiedenen Provinzen sehr verschieden. Das machen die mangelhaften Communicationen. Am Flusse Cahy wurde uns im Jahre 1853 der Mais vom Hause weggeholt und der Sack zu 9—10 Pataccas = 2.½ 12 Sgr. — 2⅔ 12 bezahlt; das war Folge des leichten Wassertransportes.

Dagegen sind wieder Thäler wenige Stunden von San Leopoldo, wo der Colonist nur so viel von seinem Mais verwerthen kann, als er auf dem Rücken seines Pferdes oder Maultieres fortbringt, oder was die

Eigenthümer von Maulthier-Tropas ihm für sehr bescheidene Preise abnehmen wollen. So kostete im selben Jahre in den entferntesten Punkten der Baumschneiß der Sack Mais blos 5 Pataccas = $1\frac{1}{3}$ ₧. Auf den Märkten von Porto Alegre, Rio Grande, Sta. Catharina und Rio de Janeiro ist der Preis durchschnittlich 4 ₧ pr. Sack = $3\frac{1}{3}$ ₧; doch erinnern wir uns sehr gut, daß in einem der letzteren Jahre in der Stadt Rio Grande der Sack gelber Mais 12 ₧ = 10 ₧ bezahlt wurde.

Dieser ungeheure Unterschied im Preise ist aber nicht allein die Folge der mangelnden oder schlechten Communicationen sondern auch und zwar zu sehr großem Theile die des gänzlichen Mangels an passenden landwirthschaftlichen Maschinen. In einem Lande wie Südbrasilien, wo der Mais für Mensch und Vieh unentbehrlich ist und wo doch die geringen und dabei theuern Arbeitskräfte die Maiskultur im Großen nicht erlauben, kann eine mehrtägige Unterbrechung der Communicationen, der Zufall, daß viele Besitzer ihren Mais aus welchem immer einem Grunde eben nicht entkörnen ließen, schon ungemeine Preisschwankungen herbeiführen und so werden bei länger anhaltenden Hindernissen jene Unterschiede erklärlich.

In welcher Verlegenheit befindet sich ein Landbauer, der blos durch sein und seiner Familie Händearbeit die Ernte von nur einem der angegebenen Quadrate von 100 Brassen enthülßen, entkörnen und reinigen soll! Und doch besitzen wohl wenige deutsche Landbauer weniger als 60 Joch Land, von denen sie in wenig Jahren mindestens 20 Joch oder 32,000 Quadratbrassen der Maiskultur zuwenden könnten. Dazu aber sind die nordamerikanischen Maschinen dringendst nothwendig.

Ohne den Cornplanter von Batehelder wird es für die geringe Arbeitskraft, über welche er in seiner Person und der seiner Familie zu verfügen hat, eine äußerst langwierige Arbeit werden, sechs und mehr Alqueiren Mais zu stecken, während er selbst in nur halbklarem Lande mittelst des Cornplanters, welchen zu besorgen ein Pferd und ein Knabe genügt, in einem Tage mehr als 2 Joch bepflanzen könnte, so, daß diese Arbeit, wenn auch nur ein Cornplanter dabei in Anwendung kommt, in einer Woche beendigt sein kann. Ebenso vortheilhaft ist der sogenannte Häufelsflug zur Ersparniß des so viel Zeit raubenden Jätens. Endlich ist es für den Landmann gar nicht möglich, den Ertrag seiner Maisfelder die bei einmaliger Ernte nach geringer Schätzung 600 Sack Körner betragen muß, von den Kolben zu brechen, wogegen ein doppelter Clinton Cornsheller in einem einzigen Tage von 2 rüstigen Arbeitern in Bewegung gesetzt 100—120 Sack Kolben entkörnt, oder was dasselbe ist 70—80 Sack Körner liefert, mithin diese Riesearbeit in längstens 10 Tagen beendigt. Endlich ermöglicht der Corncobcrusher, der Kolbenquetscher, das Verfüttern der Maispulen, indem man mittelst seiner die ganzen Kolben zerquetscht, die dann ein vorzügliches Futter für Pferde, Rindvieh und Schweine liefern und eine Ersparniß von einem Drittel des Maises erzielen.

Wer überdies vermag, eine Maischrotmühle von einigermaßen nicht zu complicirter Einrichtung, weil dann eine Reparatur gar nicht oder nur mit großen Opfern möglich wird, anzukaufen, wird wohl daran thun, da

Mühlen und besonders gute Mühlen in Südbrafilien noch zu den Seltenheiten zählen und die Handmühlen, welche einzelne industrielle Kolonisten auf die allereinfachste Weise zusammenstellen, grob, schlecht und so langsam mahlen, daß man, um den Hausbedarf an Maishrot zu decken, genöthigt ist, täglich mehrere Stunden dieser harten Arbeit zu widmen. Derjenige, welcher eine Maishrotmühle besitzt, die den oben angeführten Bedingungen entspricht, wird außer großer Zeitersparniß und dem bessern Mehle, jedenfalls noch ein ganz gutes Einkommen daraus ziehen, da man weit und breit zu ihm kommen wird, den Mais bei ihm zu mahlen.

Wir erwähnen dieser Maschinen mit Absicht, da selbe seit einigen Jahren von Nordamerika aus in Brasilien importirt werden und bereits, wenn auch geringen, Eingang gefunden haben. Wer sich über das Aussehen der betreffenden Geräthe sowie über ihre Construction des Näheren belehren will, lese Fleischmann's „Nordamerikanischen Landwirth“ ein nicht genug zu empfehlendes Buch, wo Seite 138—142 von ihnen handelt.

Noch müssen wir einen Blick auf die Anwendung des aus dem Mais gewonnenen Mehles werfen. Die hauptsächlichste ist wohl die des Broterzeugens. Das Mehl des weißen Maises ist, wenn fein genug gemahlen, ein vorzüglich weißes und schönes Brotmehl. Wenn man die Hälfte des zu diesem Zwecke gewidmeten Mehles mit heißem Wasser anbrüht und nachdem es abgeseiht worden, den Sauerteig zusetzt, nach einigem Rasten die andere Hälfte mit kaltem Wasser gemengt, damit verarbeitet, so erhält man ein sehr schmackhaftes und dauerhaftes Brot, welches selbst dem Weizenbrot gegenüber den Vorzug geringerer Trockenheit behauptet.

Zu Kuchen und anderem Backwerk ist dieses Mehl schon wegen seiner großen, natürlichen Süßigkeit zu empfehlen und obgleich man in Südbrafilien die gastronomische Verwendung des Maises noch auf keine solche Stufe der Vollendung gebracht, auf welche sie in Nordamerika bereits gelangt ist, so können wir doch versichern, daß ein Maiskuchen mit Orangenfüßel ein so wohlschmeckendes Gericht ist, daß es kaum ein europäischer Gourmand verschmähen wird.

Eine Lieblingsspeise der Brasilianer ist die Cangica. Der Mais wird gekocht, bis die äußere Schale sich leicht ablösen läßt und dann die abgekauteten Körner mit Milch oder Rothwein und Zucker nochmals aufgekocht und verzehrt. Daß endlich der im Kolben, so lange er noch grün ist, gekocht und gebraten verspeßt wird, ist in der neuen wie in der alten Welt gleich bekannt.

Das Maismehl ward 1855 in Rio de Janeiro mit 5\$000 pr. Saß bezahlt und der Saß Mais mit 4\$000.

2. Der Weizen (trigo.)

Es kann jedenfalls nur der Sommerweizen sein Fortkommen in Südbrafilien finden, die Hochebene von Coritiba bis Lages vielleicht ausgenommen. Dieses Getreide wurde früher in der Provinz Rio Grande do Sul mit günstigem Erfolge gebaut, so, daß sie noch alljährlich einen großen Theil ihrer Ernte nach den Nordprovinzen auszuführen vermochte; so

z. B. im Jahre 1817, 300,000 Alqueires. Bürger- und äußerer Krieg ließen den Anbau dieser Pflanze vernachlässigen, und der bei dem Sommerweizen auch in unsern Gegenden so häufig sich zeigende Rost oder Brand nahm endlich so überhand, daß der Weizenbau ganz eingestellt ward. Die Landwirthschaft, dort auf ihrer primitivsten Stufe, ignorirte das Einkalken des Saamens, den öfteren Saamenwechsel, und alle sonstigen Vorkehrungen, welche man bei uns zu diesem Zwecke trifft, dem Eintreten des Rostes vorzubeugen. Man fand es viel einfacher, den Grund zu dieser Krankheit in der größeren Feuchtigkeit der Atmosphäre zu suchen und nichts zu thun.

Die kaiserliche, wie die Provinzial-Regierungen haben zu verschiedenen Malen Versuche gemacht, den Weizenbau wieder zu beleben, ohne zu einem günstigen Resultate gelangen zu können. Sie ließen die besten Sorten Weizen kommen und vertheilten sie an einzelne Grundbesitzer und hauptsächlich an deutsche Kolonisten zur Probe. Daß diese Versuche mißlingen mußten, war vorauszusehen, da die betreffenden Behörden weder an eine richtige, luftdichte Verpackung des Saamens dachten, noch ihn in der zum Pflanzen passendsten Jahreszeit versandten. Der Weizen wurde oft monatelang allen atmosphärischen Einflüssen preisgegeben, bevor er in die Hand des Säers gelangte, der natürlicherweise aus verdorbenen Saamen keine dankbare Ernte ziehen konnte.

In den Jahren 1852 und 1853 brachten deutsche Einwanderer nach der Kolonie Sta. Cruz gutverwahrten Weizen mit, welchen sie, da sich im erst auszurottendem Urwalde kein Weizenfeld denken läßt, ihren landsmanns-nischen Nachbarn, den älteren Ansiedlern am Rincão überließen. Diese säeten ihn in frisch und nur leicht umgebrochenes Camp (Prairie-) Land und wir hatten 1854 noch vor unserer Abreise aus der Provinz die erfreuliche Genugthuung, die schöne, reichlichen Ertrag verheißende Ernte einheimen zu sehen. — Auch treiben noch einzelne Fazendeiros hie und da Weizenbau, aber in sehr kleiner Skala. Für jetzt ist das größte Hinderniß dieser Kultur in dem Mangel an hiezu eingerichteten Mühlen zu suchen. Kommt der Weizenbau wieder in Flor, so kann man mit den Erzeugnissen der Provinz sehr leicht die sämmtlichen südbrasilischen Provinzen, ja zum Theile auch Rio de Janeiro nach Bedarf mit Weizenmehl versorgen und Millionen ersparen, die alljährlich für verhältnißmäßig schlechtes Mehl nach Nordamerika gehen. Ein Barrel (Faß) nordamerikanischen Mehles, 6 Arroben = 144 Zollpfund mit Einschluß des Gebindes im Gewicht, kostet durchschnittlich 20 \$ = 16 $\frac{2}{3}$ ₧, das Pfund Mehl also ungefähr 4 Sgr., wobei man überdieß die zahllosen Mehlkäfer, von denen die Fässer wimmeln, als Mehl bezahlen muß.

Einen vorzüglich geeigneten Boden für den Anbau dieser Kulturpflanze bilden die häufig genannten Campos acima da Serra, das Gebirgsplateau der drei südbrasilianischen Provinzen, wie denn überhaupt dort Alles vereinigt ist, was dem deutschen Ansiedler seine Heimath leichter vergessen macht. Es wird daselbst auch so viel Weizenbau betrieben, daß die Provinz Paraná von diesem Artikel etwas ausführt.

Um den Weizen zu säen, bricht man den Boden, meist Campland, mit einem antediluvianischen Pflug auf, der aus einem stark gekrümmten Baumaste von sehr hartem Holze besteht, dessen der Erde zugekehrte Spitze entweder durch Verkohlung gehärtet oder in luxuriöseren Gegenden mit Eisen beschlagen ist. Ein Paar Ochsen genügt zu dieser Prozedur, welche man eigentlich Auftragen nennen sollte. In diese aufgetragte, ungedüngte Erde bringt man durch Säen mit der Hand den Saamen am besten im Monat April, dem Herbst Brasiliens und scharrt mit der Haxe oder mit einer höchst einfach construirten Walze die Furche zu. Der Acker bleibt dann bis zu Ende November oder Anfangs December der Gnade Gottes überlassen, wo man dann an das Einheimsen gehen kann. Die Deutschen jedoch brechen hier und da mit selbsterfundnen oder von deutschen Schmieden verfertigten Pflügen den Boden um, suchen wenigstens Gründünger auf den Acker zu bringen, dessen Schollen sie einige Zeit den Einflüssen der Witterung überlassen und säen erst Anfangs oder Mitte Juni, um zu vermeiden, daß die Blüthezeit des Weizens in die starken Regengüsse des Augustmonates falle, welche bei oftmaliger starker Wiederholung der Pflanzung sehr schädlich werden. Doch hat diese späte Art des Säens den Nachtheil, daß das Reisverden ebenfalls erst später fällt und zwar oft bis in den Januar, wo dann bei einem trocknen Sommer leicht Mehlthau, Brand und andere Krankheiten großen Schaden anrichten.

Der Ertrag des Weizens ist auf der Hochebene von Coritiba durchschnittlich von einem Quart Ausfaat, 10 Alqueiren Ernte, also 40fach.

Noch ist hierbei des Spelzes oder Dinkels zu erwähnen, welcher im Jahre 1850 ebenfalls durch die Regierung nach San Leopoldo probeweise gebracht wurde und eine sehr reichliche und gute Ernte gab, aber keine weitere Verbreitung fand, da man zur Vermahlung dieser Weizenart bedeutend härterer Mühlsteine bedarf, als die wenigen vorhandenen Mühlen besaßen. Doch ist ihm bei wachsender, dem Weizenbau zugewendeter Aufmerksamkeit eine große Zukunft zu prophezeien.

Mit dem Stroh dieser und der andern Getreidearten decken die Deutschen ihre Getreidescheuern, ja selbst ihre Häuser. Doch wäre bei dem Mangel an Dünger den getreidebauenden Kolonisten die im nordamerikanischen Westen übliche Art der Weizenernte anzurathen. Man schneidet dort blos die Aehren ab und verbrennt das Stroh auf dem Felde, um es mit seiner Asche zu düngen. Man könnte das um so leichter, als man in Südbrasilien wohl nie anderes Stroh zum Füllen der Unterbetten und sonstigen häuslichen Bedürfnissen nehmen wird, als das hiezu vorzüglich geeignete des Maises, sowie bei dem Mangel an Stallungen auch Streustroh kaum gebraucht werden dürfte und Häcksel dem Mais, dem einzigen Körnerfutter, nicht beigemengt wird. — Der Weizenbau in den südbrasilianischen Provinzen hat, wie wir gesehen, wohl eine Vergangenheit, so wie auch eine freudige Aussicht in die Zukunft. Von der Gegenwart desselben läßt sich aber wenig sagen und wenn wir demselben doch eine so große Aufmerksamkeit widmen, so geschieht es hauptsächlich seiner Zukunft willen.

Der Weizenbau ist eine jener Culturarten, welche die alte und neue Heimath in stets wachsender, wechselseitiger Verbindung erhält. Der Ueberfluß an Getreide zu einer Jahreszeit geerntet, wo die Länder Nord- und Mitteleuropa's von Schnee und Eis starren, kann mit Segelschiffen so nach Europa dirigirt werden, daß er Ende Winters oder in den ersten Frühlingstagen anlangt, also zu einer Zeit, wo die Vorräthe auf die Reize gehen und die Preise anziehen. Ein gewiß nicht zu verachtender Vortheil!

Deshalb mag es uns erlaubt sein, den Auswanderern, welche sich der Weizenkultur widmen wollen, einige Winke zu geben.

Der Weizen gedeiht am besten in einer schweren, im richtigen Verhältnisse mit feinem Sande gemischten Boden und je besser dieser durchgearbeitet und gelockert ist, desto schöner die Ernte. Darum ist es am sichersten, ihn nach Hackfrüchten zu bauen, Mais, Kartoffeln, Bataten, Erdnuß, Bohnen, Taback. Zur Ausfaat nehme man am liebsten Weizen vom vergangenen Jahre, da dessen Schosse weniger Gefahr des Lagerns und des Brandes bieten. Dabei muß der Saamen nicht ausgedroschen, sondern dadurch gewonnen sein, daß man die Garben leicht mit einem Stocke klopft; die hiebei ausfallenden vollkommen reifen Körner werden allein zu Saamen verwendet. — Die den Weizen sonst bedrohenden Uebel sind der Brand und der Mehlthau. Gegen letzteren läßt sich nicht helfen, da er eine Folge atmosphärischer Einwirkungen ist.

Dem Brande aber kann man entgegenarbeiten, indem man den Saamen, wie oben erwähnt, sorgfältig auswählt. Hat man aber kein so exquisites Saatkorn, so ist es gut, den Saamen vor dem Säen etwas einzufalken, indem man den Saamen zu einem länglichen Haufen formt, ihn unter fortwährendem Umschaufeln mit Mistjauche oder Wasser so lange begießt, bis alle Körner naß sind, und dann frischen, fein gestoßenen durchgeseihten Kalk mit geseihter Asche darüber streut und Alles durcheinander schaufelt, bis jedes einzelne Korn wie eingepudert aussieht. Dann formt man ihn zu einem spizen Haufen und säet ihn nach 12 Stunden aus. Muß er länger liegen, so zerstreue man ihn, daß er sich nicht erhige.

Die Weizenplage der nordamerikanischen Staaten, die heftigste Fliege, ist in Südbrasilien noch nicht bemerkt worden. Dagegen hat jeder Ackerbauer auf den Campos die Felddistel zu fürchten und sich gegen sie vorzusehen.

Jenen Weizen, den man zum Vermahlen oder Verkaufe bestimmt, ernte man, sobald der milchige Theil des Kornes zäh geworden ist. Die beste Probe ist, wenn man das Weizenkorn zwischen dem Zeigefinger und dem Daumen der linken Hand fest hält, so daß der Theil in dem sich die Keimgrube befindet, nach oben liegt und nun mit dem Nagel des Daumens der rechten Hand unterhalb der Keimgrube etwas nach der rechten Seite zu drückt. Löset sich das Ende leicht ab, springt der Keim in Form eines weissen, ungefähr eine Linie langen Körpers heraus, so ist das Getreide mähbar, gleichviel, ob der Halm grün ist oder nicht.

3. Der Roggen (o centeio.)

Wird ebenso wenig wie der Weizen gebaut. Nur in der Kolonie San Leopoldo, wo man Roggenbrot liebt und sucht, säet man hie und da dieses Getreide. Es wird auch nie zur besondern Geltung gelangen, da man in den Städten nur Weizenbrot und bei den Brasilianern auf dem Lande Mandirkmehl ißt, während die Deutschen meist Brot und Maismehl essen. Nur bei lebhafter deutscher Einwanderung könnte der Roggenbau einen Aufschwung nehmen. Uebrigens lohnt der wenige, den man baut, reichlich. So kostete im Jahre 1853 ein Sack Roggenmehl = 2 Alqueires 18, und einmal sogar 24 Pataccas = 4 ₧ 24 Egr. — 6 ₧ 12 Egr.

Was wir beim Weizen vom Stroh und dessen Benutzung gesagt, gilt auch vom Roggen, der übrigens härter und weniger Mißlichkeiten und Zufällen als der Weizen unterworfen ist.

4. Die Gerste (a cevada.)

Auch sie wird in Südbrasilien selten, aber doch häufiger als der Roggen und zwar von den Deutschen gebaut, welche hie und da etwas Bier daraus brauen. Sonst werden auch die Körner der Gerste zu Kaffeesurrogat verwendet, ein Gebrauch der sich in dem Lande wohlfeilen Kaffees nur aus der Gewohnheit der deutschen Landleute erklären läßt. Die Bestellungswiese und Zeit ist bei allen Getreidearten mit Ausnahme des Mais dieselbe. Man verfüttert auch häufig die grün geschnittene Gerste an Melkkühe. Man hat in San Leopoldo gelungene Versuche mit der Einführung der rothen Himalayaherke gemacht.

5. Der Hafer (a avea.)

Derfelbe wird nur zum Grünfutter und ebenfalls nur von den Deutschen gebaut. Man säet ihn hiezu schon im März und kann ihn dann den ganzen Winter hindurch einige Mal abmähen, worauf man ihn im Octbr. oder November in Saamen schießen läßt. Er ist das beste Wintergrünfutter und ersetzt in dieser Zeit den Mais, welcher den Frösten südbrasilianischer Winter nicht zu widerstehen vermag.

Die Körner werden nur zu Saamen verwendet.

6. Der Reis (a aroz.)

Man baut in Südbrasilien beide Hauptarten desselben, den Sumpfs- und Bergreis, doch wird der letztere hauptsächlich cultivirt, da der erstere nur da besonders gedeiht, wo ihm viel Sorgfalt durch Ziehen von Kanälen u. gewidmet wird und überdies der Wasserstand in demselben entweder durch Schleusen oder durch solche fließende Gewässer regulirt wird, welche noch den Bewegungen der Ebbe und Fluth folgen, ohne jedoch mit Salzwasser geschwängert zu sein. In dieser Beziehung scheint daher Dona Francisca günstig gelegen zu sein, wie denn auch die Reisernte daselbst wirklich die erste befriedigende war. Man säet ihn am besten im September bis

December bei sehr niedrigem Wasserstande und steckt ihn am besten 14—18 Zoll auseinander in Löcher von 2 Zoll Tiefe, in welche man 5—6 Körner wirft. In 4—5 Monaten werden die Palme gelb und werden eingeheimft, worauf dieselben Wurzeln in eben derselben eine zweite Ernte geben.

Der Bergreis giebt ein sehr schönes Korn, wenn er auf sandigen Anhöhen gebaut wird; er gedeiht übrigens überall, nur nicht an nassen Stellen. Sein Stalm wird selten länger als 6—8 Zoll. Man steckt ihn 1½ Fuß von einander in ziemlich flachen Löchern und kann ihn schon im October pflanzen. Auch er giebt 2 Ernten vom selben Stalm. Uebrigens irrt Rodowicz in seinem Buche, wenn er sagt, daß der Bergreis weniger ergiebig sei, als der im Sumpfe gebaute; nur muß er natürlich in einem ihm zusagenden Boden gezogen werden. Er soll an 25 Arroben pr. preussischen Morgen geben. In Dona Francisca berechnet man pr. Morgen im Durchschnitt 20—25 Alqueiren Ernte.

Ist der Reis eingeheimft, so werden die Aehren ausgedroschen, und die Körner, welche bekanntlich in einer sehr harten Hülse stecken, mittelst der Reismühle enthülft. Die Maschine, deren sich die Brasilianer hiebei bedienen, ist so roh und einfach, und arbeitet dabei so langsam, daß wir den Kolonisten, welche sich dieser Art von Cultur widmen wollen, wohlmeinend raten, sich eine Maieschrotmühle, wie sie in Fleischmanns „nordamerikanischen Landwirth“ S. 142 verzeichnet ist, kommen zu lassen, welche gleichzeitig zum Enthüllen des Reises verwendet werden kann.

Eine Alqueire unenthüllten Reises kostet 4—6\$000 eine dito enthüllte 10\$000. In Rio de Janeiro zahlte man 1855 für einen Saß enthüllten Reises 12\$. Der Reis wird auf mancherlei Art genossen und bildet in allen Gestalten ein sehr wohlgeschmeckendes Nahrungsmittel; endlich bereitet man aus ihm den bekannten Arrak, gewöhnlich unter Zusatz von Zuckersyrup.

Wurzel- Knollengewächse.

Die Mandiokwurzel (Mandiocca.) Davon hat man in Südbrasilien zwei Arten, die Mandiocca und den Aypim, von den Deutschen zahme und wilde Mandiocca genannt. Ihre Erscheinung über dem Boden, besonders die der eigentlichen Mandiocca ist strauchartig und steht hauptsächlich in den Blättern dem Baumwollenstrauch so ähnlich, daß sie nur durch die rothe Farbe der Blattstiele davon zu unterscheiden ist. Die Pflanze wird aus Stecklingen gezogen, welche mit einigen Augen versehen auf einen Abstand von 2—3 Fuß in den Boden und zwar in schräger Richtung gelegt werden. Der Strauch wird in Rio Grande gewöhnlich nach anderthalb in Sta. Catharina und Paraná nach einem Jahre wenige Zolle über der Erde abgeschnitten. Nach anderthalb bis zwei Jahren erreicht die Wurzel der Pflanze die Größe einer Ferkelrabe. Sie liebt sandigen Boden, am meisten solchen, wo der Sand von kieseliger Beschaffenheit, woher es kommt, daß die Brasilianer, deren Hauptnahrungsmittel die in solchen

Boden vorzüglich gedeihenden Mandioca und Bohnen sind, sich am liebsten in Gegenden von ähnlicher Bodenbeschaffenheit niederlassen. Man kann die Mandioca fast das ganze Jahr hindurch pflanzen, am besten zur Wintersonnezeit. Die Wurzeln sind die Frucht der Mandioca. Die der eigentlichen sind giftig, ebenso die Blätter, aber in milderem Grade. Man nimmt den Wurzeln den Giftstoff, indem man selbe, nachdem sie geschält und gewaschen, zerreibt und unter Pressen bringt, wo der Saft abgepresst wird; dieser Saft ist von besonders giftiger, ja geradezu tödtlicher Beschaffenheit. Will man Tapioca für den Handel erzeugen, so übergießt man die ausgepressten Fasern mit Wasser und bringt sie nochmals unter die Presse. Den Saft läßt man dann klären und gießt ihn vorsichtig ab. Die zurückbleibenden Mehltheile sind die Tapioca, auch häufig im Handel unter dem Namen Arrow-root oder Sagomehl vorkommend. Will man jedoch bloß Farinha de Mandioca erzeugen, so wird, nachdem der Saft ausgepresst worden, der Rückstand aus der Presse in große, sehr flache, eiserne Pfannen gebracht und dort unter immerwährendem Umrühren geröstet, bis er den Geruch vom frischem Brote giebt. Dann füllt man ihn in Säcke und bewahrt ihn an möglichst trockenen Orten auf. Noch wird häufig die von Weech Seite 146 und folgende beschriebene Methode des Zerreibens und Röstens der Mandioca befolgt; der täglich fühlbare Mangel an Sklaven aber mußte die Brasilianer zu Fortschritten zwingen und so sieht man denn heutzutage anstatt des Reibrades die nordamerikanische Raspmaschine, welche je nach Bedarf von Menschen oder Thieren in Bewegung gesetzt werden kann und wirklich erstaunliche Resultate liefert. Das Rösten des Mehles geschieht in Maschinen, die in riesigen Dimensionen unsern Kaffeebrennern ähneln, welche auf der einen kurzen Seite mittelst Ochsen- oder Pferdekraft über dem Feuer gedreht werden. Die frühere Art des Röstens war sehr angreifend für die Sklaven und hatte häufig Lungenkrankheiten zur Folge.

Das Mehl der Mandioca, gemeinhin Farinha genannt, ist für den Brasilianer das Brot. Er ißt es trocken, oder setzt es den Speisen zu, besonders allen, welche eine Sauce oder Brühe haben. Er genießt das Mehl auch im Fette gebacken als eine Art Pfannenkuchen oder mit heißer Brühe oder auch nur mit siedendem Wasser angerührt und mit Fett übergossen als Pirão. Die Farinha dagegen, welche man aus Rückständen mehrmals gepresster Mandioca bereitet, heißt holzige Farinha (Farinha de pau) und kann nur als Viehfutter verwendet werden.

Endlich kann man beide Arten der Mandioca monatelang in der Erde noch stecken lassen, wo sie immer frisch bleibt, während sie herausgenommen in wenigen Tagen verdirbt. Auch kann man sie in Scheiben geschnitten, trocknen und dann lange aufbewahren. Zum Gebrauche muß man sie alsdann entweder klein stoßen oder in Wasser kochen.

Die Mandioca widersteht der anhaltendsten Dürre, gedeiht auch in gewöhnlicher Erde und ist eine zwei-, drei- und mehrjährige Pflanze.

Die wilde Mandioca, Aypim, hat viel schwächere und dünnere Wurzeln; weder Blätter noch Wurzel sind giftig und sie unterscheidet sich von der eigentlichen Mandioca durch das Hellgrün ihrer Blätter, besonders ihres Herzblattes. Sie kann schon nach 6 Monaten gebraucht werden und hat wie die Kartoffeln zubereitet, einen viel angenehmeren Geschmack als diese, braucht jedoch sehr viel Zeit zur Bereitung.

Uebrigens ist trotz des Herrn Babs's (Rodowicz, Dona Francisca Seite 119) Bemerkung, daß die Kultur der Mandioca den deutschen Ansiedlern in Südbrasilien zu empfehlen sei, vollkommen unrichtig, und wohl noch unrichtiger die Behauptung, daß sowohl Mehl als Wurzel derselben als Viehfutter verwendbar seien; er möge einmal seinen Pferden oder Rindern Mandiokwurzel zu fressen geben und anderen Tages nachsehen, wie es ihnen bekommen. Ist doch der Genuß der Blätter genügend das Rindvieh krank zu machen und ihr Gift so stark wirkend, daß die auf solchem Viehe haftenden Holzböcke davon getödtet werden. Die Mandioca ist gewiß ein sehr nützlich und den tropischen Gegenden, wo kein Getreide wächst, nahezu unentbehrliches Gewächs. Aber in Südbrasilien sie zu bauen, würden wir dem Ansiedler nur dann rathen, wenn er gerade recht guten Boden dafür hat und in einer von Brasilianern dichtbevölkerten Gegend wohnt, also sicher ist, seine Frucht stets an Mann zu bringen. Sonst wird er besser thun, Maïsbrod zu essen und alles Andere eher zu kultiviren als die Mandioca, welche 1—2 Jahre zur Reife braucht, viele Arbeit bei der Fabrication und ziemliche Kosten für die Beischaffung der hiezu nöthigen Geräthe verlangt und endlich so schwankend im Preise ist.

Der Sack Farinha wurde zur Zeit unserer Anwesenheit in Brasilien zu 4 Bataccas bis zu 7 Milreis (1 \$ 2 Sgr.—5 \$ 25 Sgr.) bezahlt, an welchem Unterschiede der Umstand hauptsächlich Schuld trägt, daß in guten Jahren Massen dieser Frucht erzeugt werden, während in anderen ungünstigen die Ernte weit unter dem Bedarf ausfällt und auch, daß Niemand Farinha genießen will, die älter als ein Jahr wäre.

Im Jahre 1855 auf dem Markte zu Rio de Janeiro zahlte man für den Sack Mandioca-Mehl 5\$000rs.

Kartoffeln, batatas ingleses, werden hauptsächlich von Deutschen gebaut; doch finden selbst die Brasilianer bereits Geschmack daran. Man ist aber noch nicht dahin gelangt, so vortreffliche mehligte Knollen zu ziehen, als man in Deutschland gewinnt. Die südbrasilianischen Kartoffeln sind meist speckig. Es mag dies von der schlechten Auswahl des Landes kommen; gewiß aber ist, daß die Kartoffel im frischen Waldbruche am schlechtesten gedeiht. Was aber die Vorzüglichkeit des Gedeihens der Kartoffel am meisten beeinträchtigt, das ist die wenige Mühe, welche selbst der deutsche Ansiedler auf ihre Kultur verwendet; da ist kein Jäten, kein Häufeln. Man steckt die Kartoffel eben nur, um das Feld bepflanzt zu haben, daher sie denn auch als Lückenbüßer, keineswegs aber als Hauptsache behandelt werden. Sie gedeihen auch in Südbrasilien am besten in sandigem Boden, so lange derselbe häufig feucht wird; d. h. zur Winterszeit, im Sommer lieben sie mehr feuchten und schattigen, aber doch keinen schweren

lehmigen Boden. Die Kartoffel bindet sich in ihrer Pflanzzeit an keine Jahreszeit, doch blühen die im Sommer gesteckten nicht und es wird in ihrem Ertragniß wenig Unterschied bemerkbar, insofern die angegebene Vorsicht beobachtet wird. Man nimmt daselbst zu Steckkartoffeln die kleineren, aber doch vollkommen reifen und steckt sie auf 10—12" Abstand. In längstens 3 Monaten erntet man sie. Bringt man gute Saatkartoffeln oder Saamen von den frühen Arten aus Europa mit, so dürfte die Kartoffelkultur auch sich heben. Der Preis einer Alqueire Kartoffeln wird da, wo man sie überhaupt bekommt, überall in Südbrasilien so ziemlich gleich sein und zwar von 1\$600—2\$ = 1 1/3—1 2/3 \$.

Ihnen in Gestalt, Pflanz- und Behandlungsweise ganz gleich und im Geschmack nicht unähnlich, doch sehr süßlich sind die Bataten, batatas doces, ein Lieblingsgemüse der Brasilianer, das im Backofen oder am Feuer gebraten auch ganz angenehm schmeckt. Weniger gut ist es im gesottenen Zustande. Beide Arten der Kartoffel geben vorzügliches Viehfutter. Die süße Batate treibt Blätter und Stengel, die im Gegensatz zu dem Kartoffelkraut am Boden hinkriechen, und vervielfältigt sich dadurch, daß jedem Gelenk des Stengels ein Absenker entspringt, der alsbald wurzelt und Knollen treibt. Sie ist als Unkraut fast unausrottbar und überzieht in kurzer Zeit große Strecken Landes. Auch ihr entspricht ein guter lockerer Sandboden. Ihr Ertrag ist nach Mittheilung des Gutsbesitzers Antonio de Montevade pr. Morgen 1000—1600 Alqueires, was uns sehr übertrieben erscheint.

Auch zwischen der Batata doce kann Mais und zwar mit vorzüglichem Erfolg gepflanzt werden. Die Batata doce giebt mehrere Ernten.

Die Carà mimosa, obwohl sie ebenfalls ein Wurzel- oder Knollengewächs ist, könnte man auch die Luftkartoffel nennen; denn sie hat in den Gelenken ihrer Blätter eine fast dreikantige Frucht, die fast ganz das Ansehen einer Kartoffel oder Batate und einen zwischen beiden Früchten mitten innestehenden Geschmack hat. Diese Pflanze rankt sich gerne an Stangen empor.

Die Carà mangarita aber trägt oft Knollen, deren manche bis 3 A schwer werden und äußerst schmackhaft sind.

Der Inhame, der Yams der Engländer hat riesige Knollen von der Größe eines Mannskopfes; er ist von bitterem Geschmack, verliert aber denselben durch Einwässern und giebt, lange genug gekocht, ein recht mehliges, kartoffelähnliches Gemüse. Auch die herzförmigen sehr großen Blätter, welche jede Wurzel treibt, geben auf die Weise des Spinats bereitet, ein vortreffliches Gericht. Die Pflanze kommt aber unseres Wissens nur in den wärmeren Strichen Südbrasilien, nämlich auf Sta. Catharina und der Küste von Paraná vor. Auch sie giebt, besonders in kühlem, Lande mehrere Ernten, und mästet die Schweine außerordentlich.

Ein anderes Knollengewächs ist die

Erdnuß, Amendoim, (Blumenau und Rodowicz schreiben unrichtig Mundubi.) Die Erdnuß wird in den Monaten September und August gesteckt und zwar mit ihrer Hülse, je zwei oder drei in nicht zu tiefe

Löcher, welche man 8 — 12 Zoll von einander entfernt mit der Haxe macht. Die Erdbnuß verlangt einen sandigen mit Humus geschwängerten Boden. Sie treibt ein dem Klee ähnliches Kraut und reift gewöhnlich in 5—6 Monaten. In gutem Boden ist der Ertrag sehr reichlich. Die Erdbnuß giebt ein ausgezeichnetes dem Gänsefett ähnelndes Speiseöl und ist so reich an fetten Theilen, daß man sie in der Oelmühle nur enthülst schlagen kann. Für den Saß Amendoim in der Schaafe wurde 1855 in Rio de Janeiro 3\$400 bezahlt.

Den Schluß der Knollen- und Wurzelgewächse macht der Ingwer, o gingibre, der wie der Meerrettig gepflanzt unkrautartig wächst. Seine Gewinnung ist in Brasilien ziemlich wichtig, da in der warmen Jahreszeit sehr viel Ingwerbier, gengibirra konsumirt wird. Es ist uns schon der freilich außerordentliche Fall vorgekommen, daß für 1 A Ingwer 1 \$ bezahlt wurde.

Rankende Gewächse.

Der Kürbis, a abobora, spielt in der brasilianischen Landwirtschaft eine große Rolle. Man widmet ihm aber nie ein Feld allein, sondern pflanzt ihn zwischen Bohnen, Mais, jungen Zuckerrohr. Der Kürbis gedeiht fast in jedem Boden gut, am besten in einem wohlgelockerten und schattigen und erreicht nicht selten ein Gewicht von 15 — 20 A. Er bedarf keinerlei Pflege und giebt vorzügliches Viehfutter. Die Schweine, so lange sie jung sind, werden fast nur mit Aboboras gefüttert, welche wegen ihrer großen Saftigkeit zugleich als Trank dienen. Die Kälber zu entwöhnen dient nichts besser, als kleingehackte Abobora; die Kühe geben gute Milch darauf und auch die Pferde lieben den Kürbis, den man ihnen übrigens nur selten geben soll, da er, wie alles nasse Futter, die Pferde schnell schwigen und so weniger ausdauernd macht. Einige Kürbisarten liefern selbst dem Menschen ein angenehmes und wohlschmeckendes, den gelben oder Mohrrüben täuschend ähnliches Gemüse. Ihre Kerne siedet man aus, um das Öl, welches sie im großen Maße enthalten, zu Lampenöl zu gewinnen. Endlich liefert die Schale mancher Kürbisarten, besonders die Flaschenkürbisse Surrogate für manches Hausgeräth, als: Flaschen, Schöpfköpfe, Schalen u. und endlich die Schale des kleinen schwarzen Kürbisses die dem Südbrazilianer unentbehrliche Cuha, woraus er seinen Maté schlürft.

Die Kürbisse können ohne Schaden zu nehmen, monatelang im Freien aufgeschichtet lagern, nur können sie Frost nicht vertragen; auch kann man sie das ganze Jahr hindurch pflanzen, da sie sich an keine Zeit binden.

Die Zuckermelone, o melão, ist wenig gesucht und gebaut im Lande. Doch zieht man sie in der Nähe der Städte, der Fremden wegen, ohne ihr indeß einen anders bereiteten Boden zu geben, als jeder anderen Frucht; auch sie wird unter den Mais u. gebaut. Die südbrazilianischen Zuckermelonen sind ziemlich geringer Qualität und den Angriffen der Ameisen sehr ausgesetzt. Saamen von besseren Arten mitzubringen und ihrer

Zucht mehr Pflege zu widmen, dürfte sich für einen Ansiedler verlohnen, der in der Nähe einer größeren Stadt sich niederläßt.

Die Wassermelone, a melancia, ist im Gegentheile ungeliebt, was der großen Hitze zur Zeit des Reisens und ihrer so kühlenden Beschaffenheit zugeschrieben werden muß. Auch sie wird auf dieselbe Art wie der Kürbis und die Melone gepflanzt, ist von sehr guter Qualität und erreicht oft ein Gewicht von 15 — 20 A. Ihr Preis ist ungemein niedrig und überschreitet selten 60 reis = 1 1/2 Egr., meistens aber bekömmt man um diesen Preis zwei der grünen Ungethüme.

Endlich erübrigt noch die Gurke, o pepino, welche ebenfalls in Südbrasilien keineswegs auf Mistbeeten, sondern im Freien gleich ihren Geschwistern dem Kürbis und der Melone gezogen wird und so wie jene einen lockeren und schattigen Boden bedarf. Hier möge noch die vielleicht überflüssige Bemerkung stattfinden, daß man nie in ein und dasselbe Feld zwei verschiedene Arten von Ranfengewächsen pflanzen möge, sondern immer nur eine Gattung allein, da sich sonst die Blüten dieser verwandten Pflanzen vermischen und gar keine oder höchstens taube Früchte bringen.

Hülsenfrüchte.

Den ersten Rang unter diesen, sowie in des Brasilianers Küche, nimmt die schwarze Bohne, o feijão preto, ein, welche das eigentliche Nationalgericht bildet. Die Anhänglichkeit der Brasilianer an dieses Gericht geht so weit, daß sich in den letzten Jahren eine Anzahl reicher in Europa weilender Söhne Brasiliens in Brüssel versammelten, um eine boa feijoada zu genießen. Wie sie ihrem durch die Pariser Küche etwas gewöhnten Gaumen gemundet habe, davon schweigt unser diskreter Berichterstatter.

Die schwarze Bohne ist eine äußerst reichlich tragende Zwergbohnenart, die Ende August oder Anfangs September in gut gereinigtes Land gesäet, Anfangs December reift. Man steckt immer 4 Körner in ein Loch, die unter sich 6—8 Zoll abstehen. Je besser der Boden beschattet ist und je feuchter die Witterung, desto besser gedeihen sie. Man pflanzt deshalb hier und da einige Maiskörner darunter und obgleich diese Bohnen auch ein zweitesmal im selben Jahre gebaut werden könnten, so müßte es doch ein sehr feuchter Sommer sein, wenn diese Ernte einigermaßen günstig ausfallen soll. Auch unter das Zuckerrohr pflügt man sie gern zu stecken.

Die Frucht selbst ist, wie schon der Name andeutet, pechschwarz, mit einem weißen Pünktchen den Keim andeutend. Sie ist sehr klein und hart. Gekocht schmeckt sie vortrefflich und selbst in Luxus erzogene Europäer können sie alle Tage genießen, wenn sie gut zubereitet sind. Ihre Bereitung geschieht folgendermaßen: Man läßt die Bohnen mit wenig Wasser und einem Stücke Speck in einem gut verschlossenen, eisernen Topfe oder Kessel so lange kochen, bis sich die harte Haut von ihnen ablöst; dann rührt man eine tüchtige Portion Schweinesfett darunter und giebt sie zu Tische. Zuvor aber zerkleinert man den Speck. Jeder nimmt nun eine Portion Bohnen, schüttet so viel mit spanischem grünen Pfeffer versetzten Essig,

als beliebt, hinein und überschüttet das Ganze mit einer Handvoll Mandiomehl. Andere geben auch statt des Speckes carne secca oder Xarque dazu, was aber dem Wohlgeschmack des Gerichtes bedeutend Eintrag thut.

Man kann auch die Bohnen im grünen Zustand als Schnittbohnen genießen. Zur Zeit der Reife werden die Hülsen eingesammelt und meist ausgedroschen. Die Brasilianer verwenden hiezu Ochsen oder Pferde. Der Sack frischer Bohnen kommt auf 7—11 \$ zu stehen, auch ist dieser Preis unseres Wissens schon einmal auf 14 \$ gestiegen. Im Jahre 1855 standen sie wieder auf 7 \$. Das Erträgniß der Bohnen in gutem, sandigen Lande wird gewöhnlich auf 1:68—70 berechnet, doch giebt es Lagen, wo die Bohne schon 90—100fältig und mehr trug. Ja, auf Mundo Novo soll 1 Scheffel Bohnen Ausfaat 170 Scheffel Ernte gegeben haben.

Weniger gedeihen die andern Hülsenfrüchte, insbesondere Linsen und Erbsen, lentilhas und ervilhas. Die Linsen gerathen bedeutend kleiner, trotz mannigfacher Sorgfalt und sind nicht so wohlschmeckend. Von den Erbsen hat man sehr selten gute und schöne Sorten, weshalb man sie auch fast gar nicht zieht; frisches Gemüse hat man in Hülle und Fülle das ganze Jahr und Gourmands der Art, daß sie auf die grünen Zuckererbsen besonders erpicht wären, findet man unter den Ackerbau treibenden Deutschen wohl keine. Wenn gepflanzt, gedeihen sie nicht schlecht, doch ist die Pflanze sehr Zeit und Mühe raubend mit dem Pflöcke-Machen und Stecken derselben und häufiger Saamenwechsel anzurathen.

Die übrigen Arten von Bohnen, Saubohnen, bunte Bohnen u. dergleichen sehr reichlich, werden aber selten zur menschlichen Nahrung, sondern ausschließlich zum Schweinefutter verwandt.

Endlich gehört zu den Hülsenfrüchten noch der Kürbissen oder Raps. Man sollte glauben, daß in einem Lande, wo die ölreichen Früchte in staunenswerther Menge und Verschiedenheit wachsen, das Öl sehr häufig, sehr gut und wohlfeil sein müsse. Nichts von alledem. Wie wir gesehen haben, pflanzt man die Olive gar nicht; dem Ricinus schenkt man so wenig Aufmerksamkeit als möglich und das Öl der Erdnuß benützt man hauptsächlich als Speisöl. Zum Brennen gewinnt man mühsam aus den Kernen der Kürbisse den nöthigsten Bedarf. Nun würde jedenfalls der Raps, natürlich Sommerraps mehr und besseres Brennöl geben, als Kürbiskeerne. Da aber das Brennöl in Verhältniß wenig gebraucht wird, so wäre eine größere Kultur des Rapses nicht anzurathen, wohl aber ein kleines Stück Land probeweise damit zu besäen. Nach der Mittheilung eines Herrn Stodthausen in Dona Francisca sah derselbe dort eine Rapsstaude, welche an 18,000 Körner trug; wenn wir nun auch ein solches Phänomen keineswegs als Norm gelten lassen und uns gern begnügen, wenn der Ertrag 500fach ist, so ist selbst bei einem solchen wohl ein kleiner Anbau desselben für jede Haushaltung zu empfehlen.

Gemüse.

Darüber läßt sich speciell wenig sagen; im Allgemeinen erwähnen wir

nur, daß im richtigen Lande bei einiger Sorgfalt und unter Beobachtung der richtigen Pflanzzeit, die bei den meisten in den Winter fällt, oft aber mehrmals im Jahre eintritt, alle europäischen Gemüse gezogen werden können. Darunter gedeiht am vorzüglichsten und ohne Mißbeet der Spargel, der in lockerem Lande in einem Jahre die Größe eines dreijährigen europäischen erreicht; der Kohl, welcher in manchen Gegenden so groß wird, daß 4 Kohlköpfe die vollständige Ladung eines Maulesels bilden u.

Bei Erwähnung des Kohles müssen wir noch anführen, daß die Bereitung des Sauerkohles oder Sauerkrauts noch keinem der dortigen Deutschen gelungen ist, obgleich sich gar viele unter ihnen mitten unter Orangen und Bananen nach diesem Nationalgericht sehnen.

Jedem Gärtner ist unter Brasilianern die Kaultur, besonders von Zwiebeln (cebolas), Liebes- oder Paradies-Aepfeln (tomates), Chuchus, eine Art Kohlrabi und spanischen Pfeffer, pimentão, zu empfehlen. Unter Deutschen aber alle anderen Gattungen Gemüse, Salate und Küchenkräuter.

Die Zwiebel mit Erfolg zu bauen, ist bis jetzt Wenigen gelungen; leider waren wir außer Stande, darüber nähere Notizen zu sammeln, die um so interessanter und wichtiger gewesen wären, als die Zwiebeln, welche die Brasilianer gleich allen südlichen Völkern leidenschaftlich lieben, bis jetzt schiffsadungsweise aus Portugal und den atlantischen Inseln eingeführt werden. Es muß etwas in der Luft Brasiliens liegen, das dem Anbau der Zwiebel entgegen ist, da auch die Blumenzwiebel, als Hyacinthen oder gar Tulpen, so viel wir wissen, selbst bei sorgfältigster Pflege keine Resultate gegeben.

Zu den Küchengewürzkräutern gehört auch die Carbamome, deren wundervolle Blüthe eine eben so große Zierde für das Auge, als die Frucht ein werthvoller Zuwachs für die Küche ist.

Da sämtliche Gemüse-, Arznei- und Handelspflanzen, die intertropischen und wenigen einheimischen ausgenommen, am besten aus Saamen gezogen werden, so ist die Mitnahme der betreffenden Saamengattungen sehr zu empfehlen und werden wir am Schlusse des Abschnittes nicht ermangeln, ein Verzeichniß der mitzunehmenden Saamensorten zu liefern. Um aber denselben während der Reise und bis zum oft sehr verzögerten Gebrauche vollkommen keimfähig zu erhalten, ist es gut, dem Vorschlage des Dr. Blumenau zu folgen, indem man die Saamen zuerst sorgfältig in sehr gelinder Wärme an der Luft trocknet. Hierauf wickelt man sie in doppeltes Papier und legt sie dann mit frisch gebranntem Steinkalk, den man stets bei den Seifensiedern findet, in Gefäße, die sich luftdicht verschließen lassen, am besten in Blechkasten, die verlöthet oder noch besser mit einem Zalz für den Deckel versehen und verkittet werden. Das Verkitten muß möglichst rasch und sehr sorgfältig geschehen. Der Kalk wird mit einem Hammer rasch klein geklopft; man nimmt davon die Hälfte oder wenigstens ein Drittel des Saamengewichtes. Der Kalk trägt zur Conservirung des Saamens bei, indem er alle Feuchtigkeit an sich zieht und ihn so vollkom-

men austrocknet, was bei Verhinderung der Anziehung neuer Feuchtigkeit aus der Luft den Saamen auf lange Jahre hinaus keimkräftig erhält.

Bedarf man etwas von dem Saamen, so öffnet man die Kiste und verschließt sie möglichst schnell wieder, indem man, wenn irgend thunlich, frischen Kalk einfüllt.

Will man größere Portionen z. B. Klee saamen auf diese Weise aufbewahren, so schichtet man sie früher in eine andere Kiste mit dem Kalle und erneuert diesen, wenn er nach 10 — 12 Tagen zerfallen ist, immer wieder, so lange bis er nicht mehr zerfällt; dann packt man ihn in das zur Aufbewahrung bestimmte Gefäß mit sehr wenig Kalk und verschließt es sermetisch. So erspart man das ziemlich bedeutende Gewicht und Volumen des Kalkes, also an Packraum und Transportspesen.

Kolonial-Handelspflanzen.

Die Handelspflanzen Brasiliens sind folgende: Kaffee, Zucker, Baumwolle, Taback, Indigo, Thee.

1. Der Kaffee, o café, behauptet unter den brasilianischen Handelspflanzen jetzt unstreitig den ersten Rang, und steigt mit der zunehmenden Produktion auch die Sorgfalt in der Behandlung desselben, absonderlich nach der Ernte.

Der Kaffeebaum gedeiht am besten in einem ziemlich trockenen, nicht zu kräftigen Boden und in Lagen, wo er gegen starke Winde und zu große Hitze einigermaßen geschützt ist. Absonderlich muß der Stamm des Baumes an seinem Fuße beschattet sein. Er wächst wohl auch in feuchtem Lande, an sehr sonnigen oder windigen Plätzen, rügt aber jede Vernachlässigung durch die schlechtere Qualität und geringe Menge der Früchte.

Der Kaffeebaum ist eine schöne Pflanze von üppigem, dunklem Grün und wäre auch ohne seine Frucht die Zierde eines Gartens. Die Art, ihn zu ziehen, ist verschieden. Entweder aus dem Kerne; dies thut man aber nur da, wo keine Kaffeeplantagen in der Nähe sind, oder wo man auf solchen keine Bäumchen oder nur in ungenügender Anzahl bekommt. Hierzu legt man denn eine Baumschule an, indem man die Kaffeebohnen, am besten mit ihrer Hülse, einen Zoll tief in die Erde und 6 Zoll von einander pflanzt. Die sammt der Hülse kommen einige Tage später, sollen aber kräftiger sein, als die andern Pflänzchen, nur beachte man die Vorsicht, vollkommen reife hierzu zu nehmen.

Nach einem, im Süden auch anderthalb Jahren sind die Pflanzen hoch genug, um sie zu versetzen oder zu kappen. Das Letztere geschieht, indem man sie einen Schuh von der Erde abschneidet.

Die Löcher, worein sie zu verpflanzen sind, müssen schon früher gemacht und gut von zurückgebliebenen Wurzeln gereinigt und in demselben Felde etwas Mais sehr weitläufig gepflanzt sein, um den zu verpflanzenden Bäumchen etwas Schatten gegen die Sonnenhitze zu geben und das zu üppige Aufschießen des Unkrautes zu verhindern. Es wird gut sein, an den Fuß der Pflanzen in die Löcher Steine zu legen, um ihnen Kühle zu geben und überhaupt die Wirkung hervorzubringen, die man z. B. in Eng-

land bei der Kultur der Obstsorten durch das Pflastern der Pflanzlöcher erzwengt.

Ist während und nach dem Pflanzen große Hitze und Trockenheit, so kann man die Stämmchen etwas begießen, am besten nach Sonnenuntergang. Noch besser ist es aber, die Kerne gleich an den Pflanzort zu bringen und sie ohne alle weitere Versetzung groß zu ziehen. Man pflanzt sie dann in Reihen, die 6 bis 10 Fuß von einander abstehen. Es ist gut, die Stelle zu bezeichnen, wo die Bohnen gelegt wurden, auch 2, 3 und mehr Kerne in ein Loch zu legen und die übrigen Pflänzchen, wenn sie eine Höhe von 10 bis 12 Zoll erreicht haben, ausziehen u.

Diese Arten des Pflanzens sind übrigens die seltensten. Gewöhnlicher zieht man sie, indem man die jungen Nachwüchse verpflanzt, welche unter alten Bäumen dadurch entstehen, daß überreife Früchte abfallen und sich so von selbst fortpflanzen. Am gewöhnlichsten aber geschieht es, indem man ältere Bäume vorsichtig auszieht, die verletzten Wurzeln sorgfältig zu- und die Herzwurzel ganz abschneidet. Dann klappt man den Stamm bis auf einen halben Fuß von der Erde und setzt sie nun eben so tief, als sie früher gestanden haben, bei Regenwetter oder unter starker Anschlemmung. Es ist gut, sie nicht weiter, als 6 Fuß, von einander zu pflanzen. Dadurch beschatten sie den Boden sehr gut und es ist doch genügend Platz vorhanden, daß die Arbeiter zwischen ihnen sich bewegen können.

Neuerer Zeit aber pflanzt man sie in Hecken, wobei die einzelnen Reihen 10 Fuß Abstand von einander haben. Sind die Bäume 6 Fuß hoch geworden, so ist es der leichteren Ernte wegen gut, die Wipfel der Bäume zu brechen und so das in die Höhe Wachsen zu verhindern. Von den vielen, vielen Zweigen, welche ein Kaffeebaum treibt, lasse man nur die drei schönsten und gesundesten, die andern breche man aus. Zu allen Zeiten, aber zu Anfange besonders, vertilge man das Unkraut mit Sorgfalt, natürlich bei trockenem Wetter, und schaffe es gleich fort, da manche Kräuter gleich wieder anwurzeln. Die Schlingpflanzen sind besonders zu fürchten, darunter das Vogelkraut, *herva do passarinho*, welches allen Wachsthum in den jungen Bäumen ersticht.

Der Kaffeebaum trägt erst nach dem dritten Jahre Früchte, und zwar in Sta. Catharina durchschnittlich $\frac{1}{2}$ Pfd., im vierten Jahre $\frac{3}{4}$, im fünften 1 Pfd. und im sechsten Jahre $1\frac{1}{2}$ Pfd., welche Ernte bis zum sechzehnten Jahre maßgebend ist. Es giebt wohl Bäume, welche 4, 5 und mehr Pfund geben, einige sollen sogar das Erträgniß von 20 Pfd. erreicht haben, aber das Mittel bleibt $1\frac{1}{2}$ Pfd. pr. Baum, da die Ernten sehr variiren. Im sechzehnten Jahre klappt und behandelt man ihn auf die angegebene Weise, wo er dann nach 2 Jahren wieder trägt und dieselbe Periode durchläuft, worauf er stirbt.

Der Ertrag des Kaffee's hängt größtentheils von dem Wetter während seiner Blüthe ab. Herrscht zu dieser Zeit Regen und Wind, so erfolgt die Befruchtung ungleichmäßig, die Blüthen werden durch den Wind abgerissen oder fallen, durch den Regen faulig geworden, von selbst ab. Dabei ist doch durch das ungleiche Blühen und Reifen des Kaffee's der Trost gege-

ben, daß die Ernte nicht gänzlich fehlschlagen kann. Am Kaffeebaume kann man rothe, grüne Kirschen und weiße Blüthen zur selben Zeit beobachten.

Sobald die Kirsche braun zu werden anfängt, muß man das Pflücken beginnen. Hierbei muß man hauptsächlich darauf sehen, daß man nur vollkommen reife Kirschen bricht, da dies auf die Qualität des Kaffee's einen bedeutenden Einfluß hat.

Der Kaffee wird sogleich nach dem Pflücken in den Despolpador, Enthülser, gebracht, wo die fleischige Hülse von dem Kerne getrennt wird. Diese Hülse läßt man sodann gähren und bringt sie auf die Blase. Da sie sehr süß ist, so erhält man ziemlich viel und sehr angenehmen Branntwein, auf 20 Arroben Kaffeebohnen 1 Medida.

Die Kaffeekirsche besteht aus der fleischigen Hülse, welche 2 mit der flachen Seite aneinanderliegende, durch eine pergamentartige, schleimige Haut engumschlossene Bohnen, welche wieder, jede einzeln, von einem feinen Häutchen eingehüllt sind, enthält. Ist nun die Fleischhülse entfernt, so fallen die Bohnen sammt der Haut in große, mit alcalisirtem Wasser gefüllte Bottiche, durch welches Mittel sie von dem anhängenden Fruchtschleime befreit werden. Aus diesem Bade bringt man sie in reines Wasser und wäscht sie darin gut ab. Hierauf breitet man sie auf mit Strohmaten, esteiras, bedeckten Gerüsten zum Trocknen aus. Ist der sämmtliche Kaffee, oder so viel man eben verarbeiten kann, getrocknet, so bringt man ihn auf die Darre, in welcher er so lange bleibt, bis die Hülse ganz hart anzufühlen ist. Dann wird der Kaffee durch Stampfen, welche mittelst Pferde- oder Wasserkraft, und zwar am besten horizontal, in Bewegung gesetzt werden, nicht allein von den Pergamenthüllen, sondern auch von dem feinen Häutchen, das jede einzelne Bohne umgiebt, befreit. Nach dem Stampfen kommt der Ventilator, der den Staub und die Hüllen entfernt. Auf 12 Stampfen genügt ein Ventilator. Schließlich passiren dann die Bohnen ein Sortirungssieb, deren drei an einem Ventilator sein können, die gewöhnlich Maschen von drei- bis viererlei Größe haben.

Die schönern Sorten passiren dann noch einen Glättapparat, Lustrador, worin sie polirt werden.

Dies ist die empfehlenswerthe und neueste Art, den Kaffee für den Markt herzustellen. Kommen auch die ersten Anlagen dadurch höher zu stehen, so wird auch der Preis und innere Werth des Kaffee's so bedeutend erhöht, daß eine einzige Ernte schon die höheren Kosten deckt.

Durch die frühere Art, wie sie die Brasilianer auch häufig noch heutzutage betreiben, wo die Kirschen in ihren Hüllen auf Lehm Boden getrocknet wurden, zog sich der ganze geistige Geschmack der Hülse, vermisch mit dem lehmigen Geschmack der Trockentenne, in die Bohne, woher der fatale erdige Geschmack kam, der den brasilianischen Kaffee so unvortheilhaft von den übrigen Sorten unterschied.

Durch die neue Art erzielt man den höchsten Preis, und wird diese neue Sorte, unter dem Namen Café lavado in Brasilien gekannt, gar häufig in Europa als Mokka getrunken, dem er auch gewiß wenig nachsteht.

Auf 3 Arroben frischer Kaffeekirschen rechnet man 1 Arrobe Kaffee.

Das Blatt des Kaffeebaumes, auf die Art des chinesischn Thee's behandelt, schmeckt ebenso aromatisch und soll ganz den Thee zu ersetzen im Stande sein.

Die Einrichtung einer solchen Kaffeebereitungsfabrik mit 16 Stampfen, Trockenschlinder, Despolpador, Ventilador, Lustrador, Sieben, Pottasche-Bottichen, Calcinirosen und Brannntweinblase, bei einer Wasserkraft von 6 Pferden, wird auf 10 Contos de Réis = über 8000 ₧ pr. Ert., die jährlichen Auslagen bei Verarbeitung von 50,000 Arroben Kaffeekirschen auf 74 Contos de Réis = 26,000 ₧, und die Einnahme ungefähr = 84 Contos de Réis = 70,000 ₧ pr. Ert. sich belaufen.

Aus dem Gesagten geht wohl deutlich genug hervor, daß die Kultur des Kaffee's nur von reichen Privatleuten oder von einer Gesellschaft betrieben werden kann. Für den Ansiedler ist in der ersten Zeit seiner Niederlassung, selbst da, wo man ihm seine Kirschen selbst theuer genug bezahlen würde, der Anbau des Kaffee's geradezu unmöglich. Der Kaffee verlangt viel Land, ausgesuchtes und wohl vorbereitetes Land. Er erfordert sorgfältige Pflege und Wartung und giebt trotzdem erst nach 3 Jahren eine unbedeutende Ernte. Endlich verlangt das Pflücken des Kaffee's viele Hände und seine Zubereitung ein großes Kapital.

Die Kaffeekultur wird daher am besten den Pflanzern überlassen, die durch Slavenhände oder mittelst der Parceriekontrakte in die Möglichkeit versetzt sind, ihre alten, nach langen und vielfältigen Mühen hergerichteten Pflanzungen zu erhalten, zu verbessern und zu vermehren und die meist alle zur Zubereitung des Kaffee's als Handelswaare nöthigen Maschinen besitzen.

Aber auch auf Colonien ist deren Unternehmern die Einrichtung von solchen Fabriken und den länger Angesiedelten das Betreiben des Kaffeebaues anzurathen, wobei sich beide Parteien gut stehen würden. Endlich, wenn der Deutsche nicht so prozeßsüchtig und unverträglich wäre, würde der Kaffeebau in Gesellschaft zu empfehlen sein.

Sonst mag und wird sich jeder Ansiedler wohl gerne seinen Kaffeebedarf selbst ziehen; d. h. wo er gedeiht, denn nur an wenigen besonders günstigen Plätzen kommt er in Rio grande, auf dem Hochlande aber gar nicht vor.

Der Kaffee wurde auf dem Markte in Rio de Janeiro, in folgende Qualitäten sortirt, zu den beigesezten Preisen pr. Arrobe im Jahre 1854 verkauft:

Café lavado, gewaschener Kaffee, . . .	5,000 rs. =	4 Thlr. 5 Sgr.
„ superior, superiore Qualität, .	4,300 „ =	3 „ 23 „
„ primeira boa, erste gute do., .	4,100 „ =	3 „ 18 „
„ „ regular, erstegewönl. do., .	3,800 „ =	3 „ 5 „
„ segunda boa, zweite, gute do.,	3,600 „ =	3 „ — „
„ „ ordinaria, zweite, or ^{te}		
„ „ dinäre do., ...	3,400 „ =	2 „ 25 „
„ escolha ordinaria, Ausschuß, .	2,700 „ =	2 „ 7 „
„ redondo perola, rund. Perlkaffee,	12,800 „ =	10 „ 20 „
1 Medida Brannntwein	— „ 640 „ =	— „ 10 „

1855 stand:

Café bom, guter Kaffee, die Arrobe	3,000
Ausschuß	2,000
Durch Dörren getrockneter Kaffee	5,000

2. Das Zuckerrohr, *a canna d'assucar*, ist ein ebenso werthvolles Geschenk der Natur, als der Kaffee. Es ist auch weniger empfindlich als dieser und kann selbst vom Frost seinem grimmigsten Feinde getödtet, noch zur Branntweinbereitung verwendet werden. Das Zuckerrohr reift ferner schon in 14—15 Monaten und giebt ohne große Pflege noch mehrere Jahre Ernten aus derselben Wurzel. Endlich bedarf das Zuckerrohr keines ganz geklärten, sondern nur eines vom Unkraute freien Bodens. Sonst ist es für dasselbe sogar vortheilhaft, in einer frischen Roca gepflanzt zu werden, da das umherliegende Holz den jungen Pflanzen als Stütze dient und das öfters vorkommende Lagern des Zuckerrohrs unmöglich macht. Die Waldbrände finden meist im Monate December, spätestens im Januar statt. Obgleich nun viele Pflanzler gleich nach dem Brande das Zuckerrohr pflanzen, so ist es doch für den Bau desselben sowohl in Quantität als Qualität des zu gewinnenden Saftes vortheilhafter, erst im Juli oder August zu beginnen. Man reinigt dann ein Stück Land von dem inzwischen üppig aufgeschossenen Unkraute und legt schräg in flache Gräbchen 3—4 Fuß von einander entfernt in Stücke gehauenes Zuckerrohr, welches man leicht mit Erde bedeckt, Jedes Stück muß 3 Augen haben, welche gewöhnlich in 8—14 Tagen kräftig treiben. Zwischen den aufgegangenen Pflanzen kann man im klaren Lande Bohnen und Kartoffeln, aber keinen Mais pflanzen, der bei der großen Zuckerhaltigkeit seiner Bestandtheile dem Rohre zu viel Nahrungstoff entziehen würde. Es ist überhaupt aus diesem Grunde auch nicht gut, Mais als Vor- oder Nachfrucht des Zuckerrohrs zu bauen.

So lange man in das Zuckerrohrstück gelangen kann, ist es gut, die jungen Pflanzen zu behäufeln; ist aber einmal die Zwischenernte eingebracht, so entfaltet sich das Rohr ohnehin schon so üppig, daß von einem Betreten des Feldes nicht mehr die Rede sein kann. Im neunten oder zehnten Monate tritt die Blüthe ein, deren Anblick ein prachtvoller ist.

Das Reifen des Zuckerrohrs erkennt man, sobald die Ringe des Rohrs und die Blätter gelb zu werden und letztere abzufallen beginnen. Dann ist, besonders dort, wo der Zuckerbau im Großen betrieben wird, mit dem Schnitt und der Verarbeitung des Rohrs der Anfang zu machen.

Das Rohr wird mittelst der Fouça, von den Deutschen Fuchs oder Fuchsschwanz genannt, nahe am Boden abgehauen, von den Blättern befreit und mittelst Wagen oder Lastthiere in die Quetschmühle gebracht. Man hüte sich jedoch, mehr zu schneiden, als man in 24 Stunden verarbeiten kann, da das Rohr alsdann in Gährung tritt, welche wohl den Branntweingewinn, keineswegs aber die Ausbeute an Zucker begünstigt.

Der kleine Ansiedler thut am besten, in so lange kein Zuckerrohr zu pflanzen, als es in der Nähe an einer Zuckermühle, engenho de assucar, fehlt; denn sonst bliebe ihm nichts übrig als sein Rohr den Hausthieren, die es sämmtlich sehr lieben, vorzuwerfen. Die Kühe geben sehr süße und fette Milch darauf. Dies ist zugleich ein Wink für den Ansiedler, ja auf tüchtige Umzäunung seines Rohrstückes zu sehen, da er sonst bald Gefahr liefe, die Ernte von Bierfüßlern vollzogen zu sehen.

Ist aber ein derlei engenho in der Nähe, so kann er immer sicher sein, seine Ernte gut an den Mann zu bringen, sei es, daß er sein Zuckerrohr verkauft oder es dort blos auspressen läßt, um es zu Hause selbst zu Zucker oder Brantwein zu verarbeiten.

Das Zuckerrohr giebt vom selben Stamme 5 und mehr Ernten, doch saugt es den Boden zu sehr aus, weshalb man nach 7—8 Jahren die Wurzelstöcke ausreißt und mit den Blättern verbrennt. Am besten ist solches Land in Weide zu verwandeln, bis es durch den Dünger wieder zur Zuckerrohr-Cultur geeignet wird.

Das Zuckerrohr in Brasilien war ursprünglich von doppelter Art, die sogenannte canna da terra, welche von Madeira aus schon im 16. Jahrhundert importirt worden sein soll und die Canna de Cayenne, welche aus Guiana stammt und erst im Laufe dieses Säculums in Brasilien gebaut wurde. Diese beiden Sorten haben aber durch den Anbau an verschiedenen Orten, so wie durch andere Umstände Veränderungen erfahren, so, daß man sehr selten die eine oder die andere in ihrer vollen Reinheit findet. Die Canna da terra und ihre Spielarten lieben hochligendes, freies Terrain und zwar, da je näher dem Gipfel einer Anhöhe der Boden in Brasilien desto besser wird, diese Gipfel. Man baut sie deshalb und weil sie zu ihrer vollständigen Ausbildung selten länger als 12—13 Monate bedarf, in Rio Grande am liebsten, wo man sie im September pflanzt. Erfriert das Rohr auch im nächsten Mai oder Juni, so sind doch die Salze schon groß genug, um eine zur Brantweinbereitung genügende Menge Saftes geben zu können. Da nun der Reis nur in den Flußthälern und Niederungen fällt, so entgeht die, wie gesagt, auf freiliegenden Anhöhen gebaute canna da terra häufig den Verheerungen des Frostes. Trotzdem aber glauben wir, daß in fast allen Gegenden Rio Grande's, wo der Zuckerrohrbau noch möglich ist, es rathlich sei, es nur zum Brantweinbrennen zu benützen und höchstens den Hausbedarf an Zucker zu sieden.

Die Canna de Cayenne dagegen, obgleich sie weniger süßen Saft giebt und fast 18 Monate zu ihr vollen Reife bedarf, wird in den niederrern feuchten Gegenden der warmen Theile der Sta. Catharina's und Barana's mit Vorliebe gebaut. Diese Rohrart wird sehr hoch und giebt also auf gleicher Menge Terrains größeren Ertrag, als die kurze, selten mehr als 5 Fuß Höhe erreichende canna da terra.

Der Ertrag dieses Rohres wird auf 30 Quadrat-Brassen Land zu 160 Pfund Zucker angenommen. Am Rio Itajahy gewinnt man pr. Morgen, den preuß. Morgen zu 540 Quadrat-Brassen angenommen, ungefähr 2700 Pfund und 60 Mediden Cachaça. Indessen ist dieses Erträgniß

ein sehr geringes und müßten daselbst bei richtiger Behauungsart und guten Maschinen pr. Morgen 5—6000 Pfund erzielt werden können.

Zur Herstellung und zum Betriebe eines Engenho de assucar, welches aus dem Quetschwerk, dem Siede-, Brenn- und Trockenhaus besteht, ist ein eben so großes, wenn nicht größeres Kapital nothwendig, als bei einer Kaffeefabrik. Doch ist das Einkommen ungleich höher und gewisser, da das Gedeihen des Zuckerrohrs sicherer, die Vereitung des Zuckers und Branntweins einfacher und wohlfeiler und endlich der Absatz stets gegen Bargeld stattfindet. Dagegen aber erfordert die Cultur des Zuckerrohrs bis zur Herstellung als Handelswaare lauter robuste Arbeitskräfte und kann wenig oder nichts durch Weiber und Kinder besorgt werden.

Die Kosten der Einrichtung einer Zuckermühle, eines Siede- und Trockenhauses, sowie einer Brennerei, wenn selbstständig und nicht in Verbindung mit einer Kaffeefabrik dürften sich auf 6 Contos de Réis = 5000 ₧ belaufen. Die Fabrikation des Zuckers geschieht am besten auf folgende Weise:

Das geschnittene Zuckerrohr wird von einem Arbeiter in die hölzernen, besser eisernen Walzen der von Wasser- oder Dampfkraft oder auch durch Thiere getriebenen Quetschmühlen gesteckt. Diese Walzen sind am besten in horizontaler Lage anzubringen, was auch die Anbringung einer Wasserkraft wesentlich erleichtert und verstärkt. Bei durch Vieh getriebenen Zuckerquetschen sind die Walzen meist in senkrechter Stellung.

Der Saft sammelt sich in einem Gefäße, von wo er am besten direct mittelst verschließbarer Röhren in die Siedpfanne geleitet wird. Diese Pfanne besteht aus einem kupfernen Kessel, der flach und weit ist. Der Umfang desselben richtet sich nach dem Bedarf und muß man Sorge tragen, daß der Boden desselben nur so viel gewölbt ist, daß die Mitte um $1\frac{1}{2}$ — 2 Zoll tiefer liegt, als die Ränder desselben.

Sobald nun diese Pfanne halbvoll ist, zündet man unter. Die Temperatur des Saftes, muß 65—66° erlangen, bevor der Siedemeister das Feuer dämpfen läßt. Jetzt wirft er etwas Pottasche oder in lauem Wasser aufgelösten Kalk in den Saft. Nun rührt man die ganze Masse einige Minuten lang stark um, zündet das Feuer wieder an und bringt die Temperatur auf 80°. Dann nimmt man das Feuer aus dem Herde. In Zeit von einer halben Stunde bildet sich auf der Oberfläche eine ziemlich feste Haut, die dann mit der Schaumkelle abgenommen wird. Ungefähr 5 Zoll über dem Boden der Pfanne ist ein Hahn an dem Kessel angebracht, wodurch man den darüber stehenden Saft ablaufen läßt. Am Boden des Kessels ist ein zweiter Hahn, aus welchem man dann den Rest durch ein Siebzeug ebenfalls wie den erst abgelassenen in ein Gefäß laufen läßt, von wo aus man ihn auf ein mit Holzkohlen gefülltes Filtrirfaß bringt. Von hier kommt er dann in eine viereckige Pfanne. Sobald der Boden derselben mit der Flüssigkeit bedeckt ist, zündet man das Feuer wieder an und bringt den Saft so schnell als möglich zum Sieden. Sobald er kocht, schüttet der Siedemeister wieder etwas Pottasche zu, indem er die Mischung stark umrührt. Dabei wird der Schaum fleißig abge-

schöpft, bis der Saft sich vollkommen klar zeigt. Der Saft wird dann so lange abgedampft, bis er die gehörige Consistenz erreicht hat. Die beste Prüfung besteht hierin, daß man etwas von dem Syrup zwischen dem Daumen und Zeigefinger schnell bewegt, bis dieses Etwas die Temperatur der Hand angenommen hat. Trennt man nun die Finger plötzlich und zieht sich der obere Theil des entstehenden Fadens spiralförmig zurück, ohne an dem Finger zu zerfließen, so muß man augenblicklich das Feuer bedecken und einige Minuten nachher den Syrup in die Kühlpfanne gießen, wobei man wohl thut, wenn man recht hoch herabgießt, damit sich etwas Luft mit dem Syrup verbinde.

Aus der Kühlpfanne kommt der Syrup in einen Centrifugal-Apparat oder man giebt ihn in nach unten spitzige Gefäße, aus welchen der Syrup abtröpfeln kann und befördert die Läuterung des Zuckers durch Auslegen von Thee oder Zugießen von Alkohol. Die Bearbeitung mittelst des Centrifugal-Apparates ist unbedingt vorzuziehen, da der Zucker sehr weiß und aller Syrup ausgefondert wird.

Dort, wo noch die zweite Reinigungsart besteht, gewinnt man dreierlei Zucker; der an der Spitze ist braungelb und wird meist unter dem Namen Rapadura, der Theil, wo der Thon gelegen hat und der eine grauliche Farbe angenommen, unter dem Namen mascavo und der mittlere und weißeste Theil als Refinado verkauft.

Aller Zucker, der durch den Centrifugal-Apparat gewonnen wird, kann aber als Refinado und zwar als superfeiner verkauft werden; ein Vortheil, der die größeren Kosten des Apparates in einer einzigen Ernte mehr als deckt.

Der Syrup, die Spitzen des Rohres, insofern die nicht zu einer Neupflanzung bestimmt sind und andere Abfälle aus den Pfannen und Schöpfzellen werden dann nebst dem Saft, der dem schon ausgepressten Zuckerrohre durch nochmaliges Pressen abgewonnen wurde, in Gährung versetzt und gebrannt. Der hiedurch gewonnene Branntwein ist sehr fuselreich aber stark gesucht und wird unter dem Namen Cachaça im ganzen Lande viel getrunken.

Dort aber, wo das Zuckerrohr nicht die nöthige Reise zur Zuckerbereitung erlangen konnte oder wo die Preise des Zuckers zu gering sind, verwendet man den Saft zum Brennen eines Branntweines, der hier Aguardente da canna, Rohrbranntwein, genannt wird, und sehr hoch im Preise steht. In Europa wird er dann mit gebranntem Zucker gefärbt und erhält die Benennung Rum.

Der Zucker wird in Brasilien nie in Gutform gebracht, da er in Europa stets einer neuen Läuterung unterworfen wird und die Einwohner an die Verwendung des Zuckers in Pulverform gewohnt sind.

Bei der Bereitung des Zuckers, besonders in der Quetschmühle ist Aufmerksamkeit sehr nöthig, da die Walzen leicht nebst dem Zuckerrohr die Hand des Nachlässigen erfassen können und dann nur Rettung dadurch möglich ist, daß die Hand oder der Arm am Leibe abgehauen werde. Es liegt zu dem Zwecke auch immer ein Beil in der Nähe der Arbeiter. We-

niger gefährlich sind die liegenden Waszen. Das Decken und Trocknen des Zuckers geschieht im Trockenhause, und ist letzteres meistens der lieben Sonne und der warmen Luft überlassen.

Hierauf wird er in Kisten gefüllt, die gewöhnlich 42 Arroben im Gewichte halten.

Der Ansiedler kann, wenn er genügende Arbeits- und Geldkräfte mit sich bringt, alle diese Einrichtungen en miniature und mutatis mutandis herstellen und doch guten und vielen, reichlichen Ertrag abwerfenden Zucker gewinnen, ohne deshalb den übrigen Zweigen der Landwirthschaft den Rücken zu kehren. Ernte und Zucker kochen sind in weniger als 3 Monate zusammengedrängt und werfen ihm, wenn nicht mehr, doch eben so viel ab, als die Früchte der neun andern Monate des Jahres.

Den Klärkessel ersetzt bei ihm ein Waschkessel, die Schöpfkelle eine Kürbisschale, eine Holzgamella die Rührpfanne und dennoch wird er noch immer genügenden Gewinn dabei haben. — Am besten wird jedoch der fahren, welchem seine Mittel erlauben inmitten Zuckerrohr treibender Nachbarn eine gute Mühle, nebst Zuckersiederei und Branntweimbrennerei einzurichten und gegen die Hälfte des gewonnenen Produktes das von ihnen erzeugte Rohr zu verarbeiten. Es kann dies für beide Theile nur vortheilhaft sein und schließt den eigenen Rohrbau nicht aus.

In Brasilien ist die Zuckerkultur sehr in Verfall gekommen. Der Mangel an Sklaven, die außerordentliche Concurrenz der Runkelrübe mit dem Rohrzucker, machen es den brasilianischen Pflanzern unmöglich oder doch sehr schwierig, ihre Plantagen auf demselben Fuße zu erhalten, wie früher. Dort, wo man noch Rohr pflanzt, hat man sich dem Branntweimbrennen ganz zugeneigt, ein Unternehmen, das durch die in ganz Süd-europa und auch auf Madeira mehrere Jahre hindurch mit Wuth aufgetretene Traubenkrankheit außergewöhnlich begünstigt ward, da man dadurch die in jenen Ländern betriebene großartige Erzeugung von Branntwein aus Weinen ganz einzustellen gezwungen ward.

Die Geräthe, welche derjenige Ansiedler aus Europa mitbringen mag, der sich gleich dem Zuckerrohrbau widmen will und die nöthigen Mittel hiezu (wenigstens 800 fl. pr. Cour. nach allen Auslagen für die Reise und mitzubringenden Geräthe besitzt) werden wir nach Dr. Blumenau's Angaben, im Anhange anführen.

Am Schlusse dieser Mittheilungen über Zuckerrohr und dessen Kultur müssen wir zu unserer Entschuldigung wegen der Unvollständigkeit der Angaben anführen, daß die Art der Zuckerbereitung zu verschieden ist, um sie genau wiedergeben zu können. Doch hat sie so viel Aehnlichkeit mit der Bereitung des Runkelrübenzuckers, daß wir einige Angaben hieraus zogen und den Auswanderern, welche auf den Bau von Zuckerrohr reflectiren, nichts Besseres rathen können, als in einer solchen Fabrik ihres Vaterlandes Alles, was wenigstens das Klären, Einkochen und Decken des Zuckers betrifft, sich genau anzusehen.

Sonst läßt sich über das Zuckerrohr dasselbe wie über den Kaffee sagen; Pachtverträge und Colonisations-Unternehmungen, überhaupt Unter-

nehmungen im Großen werden am besten bei der Kultur desselben fahren, obgleich bei ersterem, wie gesagt, die Verhältnisse für den kleinen Ansiedler weit günstiger stehen, als beim Kaffeebau.

Die Preise des Zuckers und von dessen Produkten auf dem Markte zu Rio Janeiro waren 1854 folgende:

Assucar redondo de Campos die Arrobe	3\$200 =	2 „ 20 Sgr.
„ batido „ „ ...	3 „,000 =	2 „ 15 „
„ mascavo „ „ ...	2 „,600 =	2 „ 6 „
Aguardente da canna die Pipe	110 „,000 =	84 „ ca.
Cachaça „ „	85 „,000 =	70 „ ca.

1855 waren die Preise:

Camposzucker, runder und da terra, die Arrobe	3\$200
„ batido, geschlagener „	3 „,000
„ mascavo, brauner „	2 „,500
„ refinado, raffinirter „	4 „,000
Rum, die Pipe	116 „,000
Cachaça „	100 „,000
Entfusselter Cachaça	120 „,000
Melasse, die Pipe	70 „,000

3. Der Taback, o tabaco, o fumo, wurde bislang in Südbrasilien fast gar nicht kultivirt. Der Hauptgrund dafür mag wohl in der verhältnißmäßig großen Mühe und Pflege liegen, welche er gebietertisch verlangt. Seit 1849 aber widmete man ihm besonders in Rio grande mehr Aufmerksamkeit, da mehrere dort etablirte Bremer Kaufleute Cigarrenfabriken anlegten und dazu Cigarrenmacher aus Deutschland kommen ließen. Die Feldfrüchte waren damals sehr billig, weshalb der deutsche Colonist Zeit und Lust gewann, einen so lohnenden Handelsartikel, als durch jene Bestrebungen der Taback ward, zu bauen. Der Brasilianer selbst baut nur so viel, daß er seinen fumo em rolo nicht entbehren muß, da derselbe gleich gut zum Rauen, wie zur Bereitung der Mais-Cigarrito's zu verwenden.

Auch die Provinzial-Regierung benutzte jene dem Tabackbau günstige Stimmung und ließ aus der Havana Samen kommen und diesen nebst Anweisungen zum Tabackbau unter die Colonisten vertheilen.

Obgleich nun wohl Einzelne, welche dieser Kultur mehr Eifer zuwandten, ausgezeichnet gute und schöne Waare, die wenig dem Cubaer Taback nachstand, erzeugten, so war doch die Mehrzahl der Blätter nur als Einlagen, keineswegs aber als Deckblätter bei den Cigarren zu verwenden; trotzdem ward das Pfund brasilianischen Tabacks unsortirt zu 4 Sgr. bezahlt, während bessere und ausgewähltere Gattungen auch 8—10 Sgr. erzielten.

Der Taback wird am besten in frischem, schwerem Waldboden, der auf 2 Theile Thon nur 1 Theil Sand enthält, gebaut, und zwar, wie fast alle

Kulturen, im Monat August oder September. Um das schnellere Emporkommen des Tabacks zu begünstigen, taucht man den Samen, welchen man in ein Säckchen gebunden hat, in einen Topf mit lauwarmem Wasser und läßt ihn 48 Stunden darinnen, indem man von Zeit zu Zeit laues Wasser nachgießt. Hierauf hängt man das Säckchen 6 Tage lang an einen warmen Ort und taucht es jeden Tag einmal wieder in laues Wasser. Wohl-gemerkt, lau, aber nicht warm.

Im Felde wird ein Stück Land sehr rein und locker gemacht und dann mit dem keimenden Samen sehr dünn besät. Sollte es in der ersten Zeit nach dem Aufgehen den Pflänzchen sehr heiß sein, so kann man selbe in den Mittagstunden mit Stroh oder Strohmatte überdecken. Haben sie, was nach 3 oder 4 Wochen geschieht, das fünfte Blatt getrieben, so ist es Zeit, selbige zu versehen.

In dem hiezu bestimmten Felde macht man von 3 zu 3 Fuß Löcher, die man etwas mit Wasser füllt, wenn der Boden trocken sein sollte, und steckt die Pflänzchen hinein. Nach 2—3 Wochen, wenn die Pflanzen wieder zwei frische Blätter getrieben haben, behackt man sie, was man bis zur Ernte von 3 zu 3 Wochen wiederholt; die Erde wird dabei nicht allein aufgelockert, sondern auch um die Pflanzen, jedoch so gehäufelt, daß die Blätter nicht von ihr bedeckt werden.

Da der Taback viel von Insekten leidet, besonders von einzelnen Raupen und Schmetterlingen, so ist es gut, dann und wann das Geflügel, besonders Truthühner, in's Tabacksfeld zu treiben und sie den betreffenden Tag ohne Futter zu lassen.

Sobald sich die Gipfel oder Samentöpfe zeigen, schreitet man zum Köpfen des Tabacks, indem man alle Gipfel bis auf jene, die man zur Samengewinnung stehen lassen will, abschneidet und so die besten übrigen Säfte den Blättern zuwendet.

An den Stengeln zwischen den Blättern zeigen sich Nebensprossen oder Schößlinge; diese müssen sorgsam, ja täglich ausgebrochen werden; viele Pflanzler lassen sogar nur eine gewisse Anzahl Blätter, gewöhnlich 10, am Stengel, um eine desto bedeutendere Größe und Schönheit derselben zu erzielen.

Der Taback ist reif, wenn die Blätter, gegen die Sonne gehalten, gelbe, ölige Flecken zeigen, was indessen nicht immer maßgebend ist, da längerer Regen auch bei sonst ganz reifem Blatte diese Flecken nicht bemerken läßt.

Bei kleinen Kulturen, wie sie eine Kolonisten-Familie zu betreiben vermag, ist sehr die europäische Art der Ernte zu empfehlen. Man pflückt Tag um Tag nur jene Blätter, welche eben die Zeichen völliger Ernte an sich tragen. Gewöhnlich sind die untersten Blätter die ersten, deren vier einen Erdgeschmack haben und die man deshalb von den andern fortirrt. Die besten und gleichförmigsten sind die obersten Blätter. Man bricht die Blätter nicht ganz ab, sondern knickt sie nur und läßt sie auf dem Stamme trocknen. Dann legt man sie in Bündel und bringt sie nach Hause. Dasselbst sicht man mit einer langen Nadel durch die dicken Stiele und

heftet sie an 2—3 Ellen lange starke Fäden, doch nicht zu nahe, damit sie nicht zusammenkleben und gehörig austrocknen können. Sodann hängt man die Schnüre an lustigen Orten neben und über einander, daß die Luft bequem durchstreichen könne. Wenn sie vollends trocken sind, was in 6 Wochen geschehen sein dürfte, sortirt man die Blätter sorgfältig und giebt sie zu 8 und 10 in Bündel, die man 4 Fuß hoch über einander schichtet und sie so einer leichten Gährung aussetzt. Wird die Hitze in dem Haufen größer, als die Tagestemperatur, so muß man die Päckchen umdrehen; haben dann die Blätter in längstens 3 Wochen eine gleiche, gelbbraune Farbe angenommen, so packt man sie in Körbe oder Kisten und versendet oder verarbeitet sie.

Diesenigen jedoch, welche der Kultur des Tabacks ein großes Terrain gewidmet haben, machen die Ernte im Großen selbst bei ungleich reifen Blättern der einzelnen Stengel auf nordamerikanische Art. Man spaltet mit einem scharfen Messer den Stengel von oben bis nahe an die Bodenblätter und schneidet ihn dann an der Erde ab. Die Pflanze wird dann zum Abwelken auf die Erde gelegt, weshalb die Arbeit erst dann begonnen werden darf, wenn der Thau verschwunden ist. Das Spalten, sagt Fleischmann, hat zwei Zwecke, daß die Pflanze leichter trocknet und daß man, Bindfaden ersparend, sie auf Stöcke hängen kann. Ist die Pflanze abgewelkt, so nimmt man Stäbe, welche man schräg unter die Wurzel der abgeschnittenen Pflanze steckt und hängt an jeden dieser Stöcke 10 Pflanzen so, daß sie den Boden nicht berühren. Abends oder, wenn Regen droht, früher, bringt man sie in's Trockenhaus. Dies kann in Brasilien ein ganz leichter Palmittenschuppen sein, der Platz genug zum Aufhängen des Tabacks liefert und der Luft freien Durchzug gestattet. Den Trockenprozeß besorgt in Südbrasilien die Luft und bedarf es hiezu keineswegs der kostspieligen und feuergefährlichen Trockenhäuser der Nordamerikaner. Auch der Pressen kann man jetzt noch so lange, als die Ausfuhr nicht steigt und der innere Consum mit der Produktion gleichen Schritt hält, füglich entbehren. Man behandelt übrigens den Taback ganz so, wie bei der andern Erntemethode.

Der Taback gedeiht in Südbrasilien in günstigen Lagen zu wahrhaft unglaublicher Größe. So soll nach Rodowicz der Taback am Itajahy die Höhe von 12 Fuß erreichen und bis 30 Blätter tragen, deren jedes 18—30 Zoll Länge hat.

Wenn man den Samen des Tabacks auf die oben angegebene Weise präparirt und den Stengel bei der Ernte abblättert, so kann man 6 bis 8 Wochen später aus den stärkeren Geiztrieben eine Nachernte gewinnen. Oft treibt der Taback auch aus dem abgeschnittenen Stengel zum zweiten Male. Die Samentkypse, welche man stehen gelassen, schneidet man, sobald sie reif sind, ab, trocknet sie gut und bewahrt sie bis zur Ausfaat an einem trockenen Orte.

Weech hat uns wohl ein Recept zur Bereitung des *sumo em rolo* überliefert, da es aber nichts weniger als deutlich und genau ist, und wir leider keine weitere Notiz darüber in Erfahrung brachten, so müssen wir hierüber schweigen.

Außer dem fumo em rolo, der, wie gesagt, von den brasilianischen Landbewohnern sowohl gekaut, als auch, fein zerschnitten, in dünnes Maisstroh gewickelt, als Cigarrito verraucht wird und auch manchmal den deutschen Colonisten die Pfeife füllt, verwendet man den Taback zu Cigarren (charutos) und auch im rohen Zustande zu Maiscigarren. Auch viel Schnupftaback wird fabrizirt, jedoch nur von Brasilianern.

Der Preis des Tabacks variirt ungemein je nach seiner Güte, nach Lokalen und tausend andern Ursachen.

In Rio Janeiro kostete 1851 der Taback von Baependy die Arrobe 6\$600 = 5 Thlr. 15 Sgr., was aber nichts weniger als maßgebend ist; im Süden dürfte sich sein Preis häufig auf das Doppelte belaufen.

1855 kostete in Rio de Janeiro:

Fumo em rolo bom (guter Kautaback), die Arrobe.....	6\$400
Fumo em folha, Taback in Blättern, " "	6 „000
Fumo ordinario, Taback, schlechte Qualität, " "	2 „000

4. Die Baumwolle, algodão; auch sie wird in Südbrasilien eben nur für den Hausbedarf gepflanzt; der Gründe hiefür sind hauptsächlich zwei: die Preise der Baumwolle, wenn im Großen erzeugt, sind zu niedrig und weit weniger lohnend, als jede andere Kultur, und zweitens kennt man die nordamerikanische Cotton-Gin nicht, die Maschine zum schnellen Auslösen der Samenkörner aus der Baumwolle, ein zur Baumwollenspflanzung im Großen unumgänglich nöthiges Werkzeug.

Die Baumwolle wird im September in Reihen von 6 Fuß Abstand gepflanzt, indem man in flache Gruben mehrere Körner steckt und sie leicht mit Erde bedeckt. Diese Pflanze, welche in Nordamerika den fettesten Boden und starke Düngung erfordert, wird in Brasilien auf trockenen, sandigen Plätzen, wo keine andere Pflanze gut gedeihen würde, mit Vortheil gezogen und ermöglicht sogar die Zwischenpflanzung anderer Gewächse. Je mehr der Platz der Sonne ausgesetzt ist, desto besser gedeiht die Baumwolle, weshalb sie auch gegen Fröste ziemlich empfindlich ist. Sind die Pflänzchen groß genug, um sich von dem umgebenden Unkraute zu unterscheiden, so wird letzteres ausgejätet und Bohnen oder Kartoffeln, Bataten u. dazwischen angepflanzt. Nach 6 Monaten treiben die jungen Stämmchen, welche ganz der Mandioca ähneln, schwefelgelbe, geruchlose Blüthen, die sich in einem Monate zur Kapsel bilden, welche, sobald sie schwärzlich geworden, aufspringt und die Baumwolle zeigt. In der Wollse fest verwickelt sind die Samenkörner, je nach der Art des Strauches 2 bis 10 Stück.

Auf 6 Pflanzen rechnet man 1 Pfd. Baumwolle, also auf den Morgen zu 540 [Bracças 120 Pfd.

Der Strauch giebt 4 Jahre hindurch jährlich 2 Ernten. Dann nimmt er im Ertrage ab, weshalb man ihn nach der 8. Ernte aus dem Boden zieht, zerkleinert, trocknet und anzündet, und die so gedüngte Erde neuerdings mit Samen bestellt.

Viele Pflanzer Nordamerika's pflegen den Baumwollenstrauch zu köpfen, was in Brasilien nicht geschieht.

Die Ernte muß bei trockenem Wetter vorgenommen und die Baumwolle so lange an einem trockenen Orte aufbewahrt werden, bis die Körner zwischen den Zähnen krachen. In Brasilien hat man zur Entfernung des Samens aus der Baumwolle eine sehr einfache und unvollkommene, für den Bedarf einer Haushaltung aber genügende Maschine, *engenho de algodão*.

Sie besteht aus 2 Walzen von hartem, gut geglättetem Holz, welche parallel fast dicht an einander schließen. Die Walzen von 1 Zoll Durchmesser liegen horizontal über einander in einem Gestelle, und wird die eine mittelst einer Kurbel bewegt, während die Arbeiterin mit der andern Hand die Baumwolle an und zwischen die Walzen führt. Dadurch wird die Baumwolle durch- und auf die andere Seite gezogen, während die Körner diesseits zurückbleiben.

Die so gewonnene Baumwolle wird auf Rissen gebracht, mit Stäben leicht geklopft und so in dünne Tafeln geformt, ähnlich unserer Watte.

Diese Behandlungsweise läßt die Baumwolle sehr schön, ohne sie zu zerreißen; die Arbeiterin leidet nicht vom Staube und der Anstrengung und die ganze Prozedur genügt für den Hausbedarf vollkommen.

Sollte jedoch Jemand die Baumwollenkultur im Großen betreiben wollen, wovon wir übrigens keineswegs abrathen, so bedarf er, wie gesagt, hiezu unerläßlich einer Cotton-Gin. Diese besteht aus einem Sägencylinder, der durch seine Umdrehungen die in den Behälter geschüttete Baumwolle mit den Sägezähnen erfasst und sie durch die engen Einschnitte zieht. Diesem entgegen steht ein Bürstencylinder, der die Baumwolle von der Säge streift und auswirft.

Man kann mit dieser Maschine unglaubliche Mengen verarbeiten; die Baumwolle jedoch wird zerrissen und zerkleinert; die Aufstellung derselben erfordert eine eigene geschlossene Lokalität, da sonst jeder Luftzug die gereinigte Baumwolle verwehen würde, und endlich entsteht ein solcher Staub durch die feinen Theile der Baumwolle, daß Mensch und Vieh die Arbeit in dem geschlossenen Raume gewiß nur kurze Zeit auszuhalten vermögen.

Man hat der Cotton-Gins von verschiedener Größe; ihre Preise werden nach der Anzahl der Sägen berechnet. Eine Hand-Cotton-Gin für zwei Arbeiter hat von 14—18 Sägen, während Maschinen mit Pferdegöpel oft 100 Sägen haben.

Der von den Maschinen abgeforderte Samen wird von Schafen und Eseln sehr gerne gefressen und giebt gutes Del.

Nach v. Rodowicz kostet in San Francisco das Pfund ungereinigter Baumwolle 80 rs. = 2 Sgr.; und in Rio de Janeiro zahlte man 1855 für die Arrobe solcher Wolle, *algodão em caroço*, 2 \$ rs. = 1 Thlr. 20 Sgr.

5. Der Thee, *chá da India*; es ist eine Lieblingsidee der Brasilianer, den chinesischen Thee in Brasilien heimisch zu machen, und große

Auslagen wurden zu diesem Zwecke gemacht. Man ließ, wie erst neuester Zeit, Chinesen kommen und erzielte dadurch denn auch, daß einige Theestauden im botanischen Garten zu Rio de Janeiro wachsen. Doch scheint in San Paulo die Theekultur Eingang gefunden zu haben. Daß sie einträglich sei, möchten wir bezweifeln, da die Zubereitung des Thee's viele Menschenhände, gerade die schwächste Seite Brasiliens, verlangt. Wir können keinem Ansiedler zu dieser Kultur rathen, obgleich er in fast jedem Boden gedeiht und die Anlagekosten nicht sehr bedeutend sind.

Der Vollständigkeit unseres Buches wegen wollen wir jedoch anführen, was uns über die Kultur des Thees bekannt geworden ist.

Der Thee wird ebenfalls im September mittelst Ableger gepflanzt, auf 500 Quadrat-Brassen 3000 Sträucher. Das Reinhalten des Bodens erfordert viel Aufmerksamkeit. Im 3. Jahre kann die Ernte beginnen und dauert bis zum 8. dann und wann auch bis zum 10. Jahre. Dann werden die Pflanzen abgeschnitten, worauf sie neu treiben und ihr Ertrag sich bedeutend erhöht. Man rechnet auf je 100 Sträucher $1\frac{1}{2}$ Arroben Thee und wenn das Pflücken sorgfältig ausgeführt wird, auch 2 Arroben, wovon mehr als die Hälfte erster Qualität ist.

Eine Frau oder ein Knabe, wenn sie fleißig sind, können in einem Tage 15 Pfund frische Blätter pflücken, was bei nassem Wetter 3 Pfund, bei trockenem Wetter $3\frac{3}{4}$ Pfund Thee giebt.

Die Auslagen für den Trockenapparat berechnet man bei größeren Pflanzungen auf 1:000 \$ = 830 ₧ pr. Cour. ca. Die Arbeitslöhne und andere Unkosten belaufen sich pr. Morgen zu 500 Quadrat-Brassen auf mindestens 80 \$ = 67 ₧ ca. während der Ertrag der Pflanzung 115—120 \$ im Mittel beträgt.

Der Nachtheil dieser Kultur besteht in den vielen Arbeitskräften, welche sie verlangt, und daß sie erst im 3. Jahre das Anlage-Kapital verzinselt; ferner darin, daß der Thee einen vollkommen reinen, älteren Bodens erfordert.

Dagegen bietet er den Vortheil, daß das Anlage-Kapital verhältnißmäßig klein ist; ferner fallen die Ernten zur Zeit, wenn die anderen Pflanzungen bereits vollendet sind und endlich ist die Ernte sicher, da weder Sonnenschein, noch Regen irgend einen nachtheiligen Einfluß üben. Aber, wohlgemerkt, nur große Anlagen decken Kosten und Mühe.

6. Eine sehr wichtige und leider sehr vernachlässigt ein Brasilien einheimische Pflanze ist der Indigo, anil. Wir folgen bei der Beschreibung derselben im Allgemeinen den Aufzeichnungen Weech's, nur wenige eigene Bemerkungen einfliegend.

Der Indigo ist eine strauchartige Pflanze. Er wird je 10 und 12 Körner in 3 Zoll tiefe, schuhweit entfernte Löcher gesät und leicht zugedeckt. Die Ausfaat wird am besten nach eingetretenem oder vor mutmaßlich eintretendem Regenwetter vorgenommen. Sobald der Indigo aufgeht, wird die Pflanzung gejätet. Nach 4 Monaten, wenn die Pflanzen die

Höhe von 3 — 4 Fuß erreicht haben und Blüthen anzusetzen beginnen, schreitet man zur Ernte, welche am besten bei feuchter Witterung vorgenommen wird.

Man schneidet alle Zweige, ja selbst den Stamm bis auf $1\frac{1}{2}$ Fuß ab und bringt alles sorgfältig auf kleine Haufen und später nach den Gehäuden, wo die Indigokufen stehen. Man wende hierbei viel Vorsicht an, damit weder von dem Staube an den Blättern, noch von diesen selbst etwas verloren gehe.

Mehrere hölzerne oder gemauerte Kufen, die wo möglich terrassenförmig über einander angebracht und mit Ablasshähnen versehen sind, nehmen den Indigo auf, welcher sogleich, bis zu einer vollkommenen Bedeckung mit Regen oder destillirtem Wasser übergossen wird. Keinesfalls darf man mehr ernten, als in die ersten Kufen geht, da die Zweige, sonst im Haufen liegend, leicht in Gährung gerathen, welche der Farbe nachtheilig sein würde.

Die gefüllten Kufen bleiben 24 Stunden unberührt, während welcher Zeit die Pflanzen in eine weinartige Gährung übergehen und das Wasser schmutzig grün färben.

Dieses wird nun in ein anderes Gefäß abgegossen und dort so lange mit Stöcken geschlagen und gerührt, bis sich die Farbstheile zusammensetzen, Klümpchen bilden und das Wasser eine bläuliche Färbung annimmt. Viele sind der Meinung, daß man schon in der ersten Kufe das Wasser beständig umrühren soll. Dann wird Kalk oder gesättigtes Kaltwasser hinzugegeben, welches den Niederschlag der Farbstheile befördert, die als Schleim zu Boden sinken. Haben sich diese vollkommen gesetzt, so wird das über denselben befindliche Wasser sorgfältig abgelassen, der Bodensatz in Leinwandtäschchen gebracht, und so lange aufgehängt, bis das Wasser völlig abgetropft ist. Die Farbe wird dann herausgenommen, an einem schattigen Orte vollends getrocknet, dann in Formen gedrückt und nochmals der Luft zum Trocknen ausgesetzt. Endlich nimmt man sie aus den Formen und verpackt sie zur Verfeinerung.

Nach dem Verlaufe von 2 Monaten können die neuerdings getriebenen Blätter und Zweige des Indigo abermals geerntet werden, so, daß derselbe dreimal im Jahre geschnitten wird, die Wintermonate ausgenommen.

Man soll die Pflanze schon nach 3 Jahren austrotten, da sie den Boden zu stark angreift, obgleich sie sonst 6 — 7 Jahre alt wird. Am besten tödtet man sie, wenn man den Stamm abschneidet, trocknet, verbrennt und Mandioca dazwischen pflanzt. Die einzige Krankheit des Indigo ist der Rost, ferrugem, gegen den nur das Ausschneiden aller kranken Zweige hilft.

Der gewonnene Indigo muß, wenn er gut ist, hart sein, im Bruche streifig, nicht körnig und eine gleiche violettblaue Farbe zeigen. Dagegen muß er im Bruche mehr glänzen, als an der Oberfläche und einen kupferigen Glanz annehmen, wenn man ihn mit dem Nagel reibt. Von Gewicht muß er leicht sein.

Der Indigo wird von den Deutschen in Südbrasilien gar nicht oder

doch sehr selten gebaut, während die Brasilianer fast immer so viel bauen, als sie zum Färben ihrer Baumwollstoffe bedürfen. Ueber den Preis des Indigo vermögen wir gar nichts anzugeben.

Nachdem wir nun die Handelspflanzen Brasiliens erledigt haben, kommen wir zu dem Schlusse, daß bei dem jetzigen Stande der Preise der ersten Lebensmittel, der Bohnen des Maises, der Kartoffel zc. es weit vortheilhafter für den deutschen Ansiedler ist, die Kultur dieser, als jener zu treiben. Doch schließen wir ferner, daß wie er mit seinen Kulturen und in seinem Wohlstande fortschreitet, er sich mit Vortheil dem Bau des Zuckerrohrs und des Tabacks in erster Linie, des Kaffe's und des Indigo aber erst in zweiter Linie, für den Hausbedarf nämlich, widmen möge; den Theebau aber nur da betreibe, wo hinlängliche Arbeitskräfte und reiner Boden vorhanden, so wie der Absatz seines Productes gesichert ist.

Nach den Handelspflanzen können wir nicht umhin, zweier Producte des Landbaues zu erwähnen, welche dem Herzen eines Deutschen sehr nahe stehen, und die er, wohin er immer kommt, schmerzlich vermißt und schwer entbehrt: der Wein und der Hopfen.

Der beste Rum vermag ihn nicht für die Entbehrung des Bieres oder Weines zu entschädigen und schließlich wird er immer von Neuem mit mehr oder minderem Geschicke versuchen, jene 2 Gewächse in seiner neuen Heimath einzubürgern.

Einige Andeutungen hierüber werden daher jedem Auswanderer erwünscht sein.

Der Bau des Hopfens, *lupulo, pè de gallo*, ist bis jetzt unseres Wissens in Südbrasilien noch nicht versucht worden, obgleich schon viele und darunter einige nicht unglückliche Versuche der Bierbrauerei gemacht wurden. Begreiflicherweise kann diese erst dann in Aufschwung kommen, wenn der Hopfenbau eingeführt ist. Hierzu würden wir aber keineswegs die Anpflanzung mittelst Saamen, sondern durch einjährige Hopfenfächer empfehlen, die sorgfältig verpackt, zur rechten Pflanzzeit in Südbrasilien anlangen können.

Der hiezu bestimmte Boden muß jedenfalls schon geklärt sein und am besten auf einer sanft ansteigenden, gegen den Pampero geschützten Anhöhe sein. Der außerordentlichen Vegetationskraft dieser Pflanze wegen, mußte jedem einzelnen Fächer ein Raum von 25 — 36 Quadrat-Fuß zugemessen werden. Die größte Schwierigkeit des Hopfenbaues liegt in der Beischaftung der Hopfenstangen, welcher sich bei dem Reichthum an Holz, der in Brasilien herrscht, leicht abhelfen läßt. Das Reinhalteln der Plantage ist um so leichter zu bewerkstelligen, als man Gemüse, Bohnen, Mais zc. dazwischen pflanzen kann.

Die Fächer müssen stark einen kleinen Finger dick, 4 — 5 Zoll lang sein und wenigstens 4 Augen haben. Daß sie einjährig sind, erkennt man an ihrer weißen Farbe. Man legt sie, indem man mit dem Pflanzenstecher

in der angegebenen Entfernung 8 Zoll tiefe Löcher macht, in welche man die Fächer so legt, daß die Augen nach oben stehen. Dann bedeckt man sie mit einigen Zoll Erde. Es wird gut sein, vor dem Legen der Fächer die Stangen zu stecken.

Diese müssen wenigstens 24—30 Fuß lang sein und wo möglich oben eine natürliche oder künstliche Querstange haben, damit die 40 und mehr Fuß langen Ranken des Hopfens sich daselbst mehrmals umwickeln können. Die Stangen müssen an ihrem unteren Ende über einem Feuer gebrannt und 1 Fuß vom Fächer entfernt, 2—2 $\frac{1}{2}$ Fuß tief eingesetzt werden.

Hat der Hopfen seine Ranken 3 Fuß hoch getrieben, so werden 2, 3 und 4 je nach der Güte des Bodens mit Bast, Stroh oder Bindfaden locker an die Stange gebunden. Die übrigen schwächeren Ranken eines Stodes werden weggeschnitten. Der Hopfen windet sich rechts.

Ist die Pflanze hoch geworden, so blattet man sie aus, indem man den Ranken bis 6 Fuß über der Erde alle Seitenzweige, welche zwischen den Blattstielen hervorkeimen, nimmt. Diese Arbeit muß so oft geschehen als möglich.

Sobald die Blüthenköpfe sich entfärben und zwischen den Blättern derselben ein gelber, klebriger Staub sich zeigt, nimmt man den Hopfen des Nachmittags bei warmem Wetter ab. Die Ernte darf nie bei Regenwetter vorgenommen werden. Sie geschieht, indem man die Ranken in der Höhe von 3—4 Fuß abschneidet und sie in einen Knoten zusammenbindet und dann die Stangen heraushebt. Dann wird jede Dölbe einzeln abgekniffen.

Die abgepflückten Blumenköpfe werden zum Abtrocknen an einem luftigen Orte dünn ausgebreitet und zuweilen gewendet. Nach 14 Tagen ist er trocken genug, um in Kisten oder Fässer oder auch Säcke eingestampft und versendet oder aufbewahrt zu werden.

Sobald die Stöcke wieder zu treiben beginnen, deckt man sie auf und schneide das alte braune Holz, die neben auslaufenden Wurzeln und alle überflüssigen Fächer bis auf höchstens 6 hinweg, die man bis auf 2 Augen kürzt und deckt dann wieder Erde darüber.

Auf solche Art kann man den Hopfen 10—12 Jahre lang in reichem Ertrag erhalten. Dann aber ist es gut eine neue Anpflanzung aus den Fächern zu ziehen und die alte auszurotten.

Die besten Hopfenarten sind der lange, weiße Hopfen und der große viereckige, sogenannte Knoblauchs-hopfen. Zu Hopfenstangen ist das Holz der Braßlichte und auch das der Palmitten zu verwenden.

Der Wein, *vinho*, ist sowohl als Gewächs, wie als trinkbares Produkt in Brasilien bekannt und viel verbreitet.

Doch ist selbst die Traube als Tafelobst selten wohlschmeckend und den Wein, den die Deutschen in San Leopoldo daraus gekeltert haben, kann nur ein gläubiges, deutsches Gemüth aus Grüneberg oder Meissen für Wein halten.

Der Grund, warum die Trauben in den warmen Gegenden Südbrasilien nicht gerathen, mag darin zu suchen sein, daß man auf Auswahl der Rebsorten, sowie auf die Pflege des Weinstockes keine Sorge

verwendet. Wo dies geschieht, reift die Traube köstlich und gleichmäßig, wie wir selbst bemerkt haben. Und wie sehr würde sich die Weinkultur nahe den Städten verlohnen! Zahlt man doch in Rio de Janeiro für 1 A Weintrauben, die an Säure und umweinemäßigem Ansehen, noch den norddeutschen Traubengattungen überlegen sind, 2 Batacas d. i. 16 Sgr. In Porto Alegre, Rio Grande, Sta. Catharina, Paranaguá kommt eine miserable Gattung Trauben mit großen blaßrothen Beeren vor, die ganz ungleichmäßig reift und doch für den Preis von 4—6 und mehr Sgr. pr. Pfund, den Negerinnen ordentlich abgefragt werden. Und in derselben Gegend, wenige Leguas von Porto Alegre, haben wir auf der Fazenda eines bekannten Brasilianers wieder Trauben gegessen, welche wachsgelb, eine Beere gleich groß, wie die andere, ebenmäßig reif und von einer aromatischen Süße waren, wie sie die Mutterrebe dieses Stockes in der Provence gewiß nicht schöner aufzuweisen vermochte.

Es kommt also erstlich viel, ungemein viel auf die Auswahl der Sorte an, welche man pflanzt; fernere auf die Art der Pflanzung und auf die Pflege. Würde man den zum Weinbau bestimmten Boden wenigstens mit der Hacke bearbeiten, wenn man ihn schon nicht rigolen will! Aber nein, man macht ein beliebiges Loch, steckt 1 oder 2 Reben hinein und wirft Rasen und Erde an. Ueberdies zieht man den Weinstock am meisten in Gärten, auf Spalieren und Lauben, schützt ihn aber selten gegen seine grimmigsten Feinde, die Ameisen. Von Beschneiden ist keine Spur, Ausblatten und Behacken desselben gehört ebenfalls zu den Mythen brasilianischer Landwirthschaft. Kann man sich dann wundern, daß schlechte Reben noch schlechtere Früchte bringen, und selbst gute Reben ausarten.

Der Weinstock trägt dort schon im ersten Jahre Trauben. Würde man diese zu frühen Früchte ausbrechen, so bekäme man im 2. Jahre bessere und schönere.

Für die brasilianischen Verhältnisse des Bodens und Klima's wäre es am besten, die Reben in Reihen auf die Aecker zu setzen und sie in einander verschlingen zu lassen. Zum Beispiel: eine Reihe Reben, dann 30—40 Fuß breites Feld, hierauf parallel mit der ersten eine neue Rebenreihe und so fort, wie es in Italien Brauch ist. An zu warmen Stellen würden sie auch gut am Fuße von älteren Obst-, am besten Orangenbäumen zu ziehen sein.

Das Eldorado des Weinbaues sind aber die Campos da Serra, das Hochland der 3 Provinzen. Dort gedeihen schon jetzt die wenigen Trauben, die man dort pflanzt, zu riesenmäßiger Größe und Fülle, daß man sich bei ihrem Anblick unwillkürlich an die Traube von Canaan erinnert fühlt. Das Hochland könnte, wenn mit Weinbauern angesiedelt, den ganzen südamerikanischen Kontinent mit Weinen versehen, die den besten portugiesischen und französischen Sorten den Rang ablaufen würden.

Aber erst müssen Wege und Communicationen dahin eröffnet werden; der Ackersmann muß dem Winzer ermöglichen, seinem Metier leben zu können, und nicht unbedeutende Kapitale müssen verwendet werden, bevor der Weinbau in Südbrasilien eine nennenswerthe Ausdehnung gewinnen

kann. Daß es sich verlohnt, Weinbau und Kellnerei zu treiben, möge aus den Preisen ausländischer Weine erhellen, die man in Brasilien bei Ankäufen im Großen im Jahre 1854 zahlte:

Portwein	die Pipe	340 \$	= 284 „
Figueira	„	300 „	= 250 „
Ordinärer Lissabon	„	290 „	= 242 „
Gewöhnlicher „	„	310 „	= 258 „
Superior „	„	340 „	= 284 „
Port Vendres	„	270 „	= 225 „
Malaga	„	175 „	= 146 „
Catalonier	„	165 „	= 137 „
„ im port. Faß „	„	260 „	= 217 „
Cette „ „ „	„	240 „	= 200 „
Bordeaux „ „ „	„	260 „	= 217 „

Die Pipe, wie im Verzeichniß der Maße nachzusehen ist, gleich 312 Medida's == 307,6 Maß österr. == 398,2 Quart preuß.

Futterkräuter.

Diese unterscheidet man in solche, welche in Brasilien heimisch sind, und in jene, welche bereits eingeführt wurden oder deren Einführung wünschenswerth und ausführbar wäre.

Die ersteren sind das Capim und die Gramma. Vom Capim kennt man mehrere Arten: Das Capim d'Angola, eine langhalmige Grasart, die dem englischen Störmgroß ähnlich ist, und gleich jeder Capim-Art vielästige Wurzeln hat. Die Halme dieses Capim legen sich gerne nieder und treiben aus ihren Knoten Absenker. Die Halme alle haben schmale, lange Blätter und erreichen oft die Höhe von 6 Fuß. Man kann das Capim besonders auf etwas feuchtem Boden drei- bis viermal schneiden. Auch auf gutem Sandboden kommt es leicht fort, giebt daselbst aber selten mehr als 3 Schnitte. Läßt man das Gras zu lange stehen, so wird es hart und ungenießbar.

Das Capim d'Angola wird durch Ableger fortgepflanzt, welche stets 2 Knoten haben müssen und höchstens 4 Zoll von einander gelegt werden und dauert dann 3—4 Jahre.

Die zweite Art ist das Capim de colonia, das nur sehr kurze, aber dichte Halme trägt. Es kommt am besten in feuchtem Boden fort, giebt während seiner 4—5jährigen Dauerzeit mehrere Ernten und ist besonders auf den Milchertrag von sehr günstiger Wirkung. Man schneidet es, wenn es anderthalb Fuß Höhe erreicht hat.

Diese Capim-Art ist zwar ein sehr gutes Futterkraut, aber nur dort, wo der Boden das ganze Jahr über etwas feucht ist. Auch macht seine Fortpflanzung durch Wurzelableger sehr viele Mühe. Weech schlägt deshalb das Säen des Samens vor; doch haben wir nie gesehen, daß die Brasilianer sich dieses letzteren Mittels bedient hätten.

Endlich ist noch das Capim melado, das aber vom Vieh nicht gern gefressen wird. Es scheint bitter zu sein und hat einen penetranten Geruch.

Man findet oft ganze Strecken besonders trockenen, sandigen Bodens damit wild überwachen.

Die Gramma ist eine Pflanze, die nach Weech dem europäischen Wegerich sehr ähnelt und hauptsächlich zur Anlage von Viehweiden sich eignet, da sie sich sehr schnell bestockt und dadurch dem Unkraut die Möglichkeit des Aufkommens benimmt. Sie ist niedrig und breitblättrig und ihre Kultur wie die einer andern Fruchtgattung, indem der Boden umgearbeitet und gereinigt werden muß. Man steckt die Ableger oder auch den Samen in Grübchen von einem Schuh Entfernung.

Die Pflanze des Capim ist in Südbraßilien nur in der Nähe von Städten, dort, wo man Milchwirthschaft treibt, anzurathen, indem man außer dem Futter, das für das eigene Vieh gewonnen wird, auch noch täglich große Bündel Grases auf den Markt zur Erhaltung der Luxuspferde bringt. Das Capim wird täglich frisch geschnitten und im frischen Zustande verfüttert. Das Bündel, welches man bequem mit einem Arme umfassen kann, wird von 2—6 Bintens und oft noch höher bezahlt, besonders in der trockenen Jahreszeit, wo ein feuchtes Stück Capim-Land eine wahre Goldgrube ist.

Die Gramma endlich zu pflanzen, ist in Südbraßilien nur in eben ausgerodeten Urwäldern, wo es weit und breit an Campos fehlt, anzurathen.

Sonst auf dem Lande sind zum Futter für Milchkühe und bessere Pferde, wie bereits erwähnt, der grüne Mais und der Hafer am besten geeignet, und dem übrigen Hausviehe ist das Gras der Campos genügend.

Indessen wird die Stallfütterung einzelner besserer Stücke, besonders unter den Deutschen, immer allgemeiner und mit ihr der Anbau des rothen und weißen Klee's, der Luzerne und Esparsette und des Wickers an Ausdehnung zunehmen.

In San Leopoldo haben wir schon ausgedehnte Strecken Klee's gesehen, der üppig gedieh, und eben daselbst hat man das Heumachen bereits eingeführt, freilich noch im geringen Maßstabe. In Santa Catharina hingegen und Paraná hat der deutsche Kolonist noch keine solchen Fortschritte gemacht.

Wer auf dem Hochlande sich niederzulassen beabsichtigt, für den ist die Kultur von Futterkräutern unerläßlich, besonders die der Kleearten.

Die Kultur der europäischen Futterpflanzen, sowie das Heumachen ist um so mehr zu empfehlen, als das Capim, wie das Gramma gerade in der Jahreszeit, wo es am nöthigsten, im Winter, fast gar nicht wächst, also dem Bedürfnisse des Viehstandes nicht genügt. Ueberdies wird dort, wo das im Hause gehaltene Vieh zahlreicher ist, das tägliche Abschneiden des Futters für so viele Fresser zu zeitraubend, so daß eine Heuernte gewiß zeit- und kräfteparend und überdies weit ökonomischer und in der nassen Zeit dem Viehe zuträglicher ist.

c. Das Thierreich.

Für den Einwanderer ist das in Brasilien so zahlreich vertretene Thierreich in seiner dreifachen Beziehung zu den Kolonisten: als Nutzvieh, Wildpret und als Schreckbild, eben so wichtig, als das Pflanzenreich.

Zu den von den Brasilienfeinden und andern Unwissenden oder Vosshaften behufs Abmahnung der Auswanderung, vor Niederlassung in Brasilien gebrauchten Schreckbilder gehören 1) die reißenden Thiere, 2) die Schlangen und Amphibien und endlich 3) verschiedene Insekten.

Unter die reißenden Thiere Südbraziiliens gehört die schwarze Unze, *Onça preta*, ein ungefähr $2\frac{1}{2}$ — $3\frac{1}{2}$ Fuß hohes und 6—8 Fuß langes, dem Tigergeschlecht angehöriges Thier. Wie schon der Name andeutet, hat sie ein ganz schwarzes Fell, doch haben die Weibchen auch hie und da lichtere Streifen. Sie ist das einzige wirklich gefährliche Raubthier der südamerikanischen Wälder und scheut selbst den Kampf mit Menschen nicht, besonders, wenn sie verwundet ist. Sie kommt übrigens in Südbraziilien, wo es ihr zu kalt sein mag, selten und nur in den Küstenstrichen, auf den Hochlanden wohl gar nicht vor und soll sich nur dann und wann am Uruguay und in den Ufergegenden des Parana zeigen, überhaupt da, wo viel Viehzucht getrieben wird. Die deutschen Kolonisten Südbraziiliens, selbst die ältesten unter ihnen, haben noch keine schwarze Unze zu Gesichte bekommen, daher alles, was man von ihr weiß, sich auf das beschränkt, was brasilianische, aus jenen Gegenden kommende Jäger von ihr erzählen. Doch erzählt auch Herr von Rodowicz von einem schwarzen Tiger auf Dona Francisca.

Häufiger kommt die *Onça parda*, die gelbe und die gefleckte Unze (*Onça pintada*), vor. Sie ist bedeutend kleiner, als die schwarze Unze, immerhin aber größer und stärker, als ein großer Fleischhund; die erste ist ganz gelb, während die zweite eine gelbbraune Haut, mit schwarzen und braunen Flecken geziert, hat, und halten sich beide noch ziemlich viel in der Nähe menschlicher Ansiedlungen auf. An Ochsen und Pferde wagen sie sich sehr selten, desto lieber nehmen sie Kälber und Fohlen, holen sich auch häufig Hunde von den Häusern weg und zeigen ein besonderes Gelüst nach Schweinefleisch. Doch sind sie dem Menschen gegenüber sehr feige und entfliehen bei dem geringsten Geräusch, das ein Mensch macht. Sie werden viel mit Hunden gejagt, vor denen sie sich auf einen Baum flüchten, den die Hunde bellend umstehen und von dem sie dann der Jäger herabschießt. Es wird in São Leopoldo, sowie auch jetzt in Santa Cruz wenig deutsche Kolonisten geben, die nicht ein oder das andere Rencontre, besonders mit der *Onça pintada* gehabt hätten, wovon freilich viele in das Gebiet gewisser Jagdgeschichten gehören; aber, wie gesagt, uns ist kein Fall bekannt, wo ein derlei Zusammentreffen für den Menschen von nachtheiligen Folgen gewesen wäre. Dennoch giebt es selbst unter den deutschen Kolonisten im brasilianischen Urwalde Hasenfüße, und ein solcher war unstreitig derjenige, welcher einen meiner Bekannten mit Sack und Pack nach der eben neu angelegten Kolonie Santa Cruz führen sollte. Die Nacht überraschte ihn bei den schlechten Wegen mitten im Walde und als trotz aller verzweifeln

Anstrengungen dieses Uebel nicht umgangen werden konnte, spannte der Mann seine Ochsen aus, zündete ein Feuer an und legte sich dann möglichst gedeckt unter die Karrete, auf der mein Bekannter sein Nachtlager aufschlug und hielt dann folgenden Monolog: „Wenn der Tiger kommt, frisst er sicher erst den Hund (den Jagdhund des Reisenden); dann wird er wohl die Ochsen fressen; und der Herr da oben ist jung und fett, den wird er wohl auch eher fressen als mich; ich bin ja nur ein altes, ledernes Luder.“ Wir brauchen wohl nicht erst den Leser zu versichern, daß der Tiger (so nennen die Deutschen alle Unzen) gar nicht kam und wenn er gekommen wäre, er sicherlich nicht die ihm von dem Kolonisten zugebacht Verdauungskraft besessen hätte. Es giebt unter den einheimischen, halbwildten Hunden gar manche, die es wagen, allein mit einer Unze anzubinden und nicht selten ihren Gegner übel zugerichtet heimzuschicken.

Die Eingebornen fürchten den Tiger gar nicht und als wir uns 1851 in Jaguarão an der Grenze der Banda Oriental befanden, geschah es, daß ein elfjähriger Knabe eine Unze so hartnäckig verfolgte, daß diese endlich wüthend ihren Verfolger angriff. Dieser ließ sich unerschrocken auf ein Knie nieder, hielt den mit dem Poncho umwickelten linken Arm den Pfotenschlägen der Unze*) entgegen, und schlugte mit dem Jacão ihr den Bauch dermaßen auf, daß sie bald verendete.

Nach Herrn v. Rodowicz sind die Kolonisten in Dona Francisca mehrmals von Tigern belästigt worden, es verfolgte sogar ein Tiger eines Abends einen Hund bis in die Wohnstube eines Hauses, und sprang, nachdem er seine Beute ergriffen über das Bett eines Kindes, ließ aber aus Furcht vor dem Geschrei den Hund wieder fahren und ergriff die Flucht. Daß dieses Thier unter solchen Verhältnissen zum Schreckbild nicht besonders geeignet ist, werden uns selbst weniger Muthbegabte zugestehen.

Ferner kommen noch sowohl Tiger- als wilde Katzen in Südbrafilien vor und schaden besonders dem Kleinvieh. Auf die Tigerkaten machen die Eingebornen wie die Deutschen gerne Jagd, da ihr schön gezeichnetes Fell als Jagdtasche und Sattelleder sehr gut läßt. Beiderlei Katzen, sowie eine Art Bismuthier, von den Kolonisten ungenau Stinkthier genannt, lieben die Hühnerställe und ist besonders das letzte ein schlauer und gefährlicher Feind des Geflügelstandes einer Haushaltung.

Um das Verzeichniß der reißenden Thiere vollständig zu machen, ist noch der lobo, eine Art Mittelbing zwischen Fuchs und Wolf, dann die raposa, ein Mittelbing zwischen Fuchs und Iltis und endlich die Fischotter zu erwähnen, welche sämmtlich Geflügelliebhaber sind.

So wenig gefährlich oder auch nur Furcht einflößend sämmtliche Raubthiere Brasiliens sind, um so unangenehmer sind für den Deutschen die Schlangen. Wir gestehen gerne, daß uns der Anblick von Schlangen immer ein Gefühl des Abscheues und Widerwillens erregt, wie überhaupt

*) Alle Tigergattungen suchen ihren Gegner durch Schläge mit den scharfen Klauen der Vorderpfoten den Leib aufzureißen und beißen erst dann, wenn der Gegner stürzt.

Alles was im Finstern schleicht ein solches Gefühl einflößt. Dazu kommen die Schulerinnerungen, wo man mit aller Wollust des Grauens und in größter Sicherheit vor dem Schlangenbiß der angstvoll schauernden Jugend die schrecklichsten Erzählungen von Unglücksfällen, welche das Schlangengift verursacht, vorträgt.

Es giebt in Südbrasilien viele Arten von Schlangen, worunter einige wirklich giftig sind. Doch ist der Biß keiner einzigen Art absolut tödtlich, und selbst die Bisse der gefährlichsten Gattungen können durch rechtzeitige Hülfe geheilt werden. Der deutsche Kolonist in Südbrasilien geht in Feld und Wald stets barfuß, da die stete Feuchtigkeith ihm jede Gattung Schuhzeug schnell genug verderben dürfte und trotzdem ist uns, die wir Jahre lang unter ihnen zugebracht, selbst durch Tradition kein einziger Fall bekannt, wo der Schlangenbiß den Tod des Gebissenen herbeigeführt hätte. Selbst die Zahl der Gebissenen ist äußerst gering, unter den 12,000 Einwohnern San Leopoldo's in der Reihe von mehr als 10 Jahren sind vielleicht nicht 8 oder 9 von Schlangen gebissen worden.

Das beste Mittel gegen den Biß ist, die Wunde gleich auszusaugen und das Glied oberhalb derselben schnell und möglichst fest zu überbinden, um die Circulation des Blutes zu verhindern; dann mit ägenden Mitteln die Wunde auswaschen und innerlich schweißtreibende Mittel zu nehmen. Es ist deshalb gut, stets eine Schnur zum Unterbinden, dann (nach Dr. Blumenau) ein in eine Blechkapsel eingeschlossenes, mit gut eingeschliffenem Glasstöpsel versehenes Fläschchen bei sich zu tragen, welches eine Mischung von 5 Theilen Salmiakgeist, 2 Theile Schwefeläther und 1 Theil höchstrectificirtem Bernsteinoel enthält, womit man die ausgesogene Wunde betropft und wovon man halbstündlich 5—8 Tropfen in Wasser oder Brantwein einnimmt, bis heftiger Schweiß ausbricht. Wie gesagt, kommt es hauptsächlich darauf an, Nervenreiz und Schweiß zu erregen und ist deshalb jedes dies erzwedende Mittel in Ermangelung des angeführten zum Ziele führend. Zum Ausaugen der Wunde, da man oft allein im Walde ist und der Biß leicht an Stellen stattfindet, wohin mit dem Munde zu gelangen, dem Gebissenen unmöglich ist, sind einige blecherne Schröpfköpfe äußerst zweckdienlich und auch schon viel im Gebrauche. Obgleich nun, wie wir wiederholt erwähnt, Schlangenbisse selten vorkommen, so schadet Vorsicht doch nie, Aengstlichkeit jedoch könnte das Uebel nur verschlimmern.

Die Eingebornen behandeln von Schlangen Gebissene mittelst Sympathie und Besprechungen und seit wir selbst von irgend einem Insektenstiche eine tüchtige Anschwellung am Arm hatten und durch dasselbe Mittel in wenig Stunden davon befreit wurden, glauben wir nicht ganz daran zweifeln zu müssen.

Der Gebissene muß während der Kur stets von Frauenzimmern, besonders von solchen, welche die Menstruation haben, entfernt sein. Schon die Nähe eines solchen Wesens verursacht die heftigsten Krämpfe und Schmerzen.

Eine besondere Heilkraft gegen Schlangenbisse wird dem Kopfe des Balbhuhns, Macuca, zugeschrieben, welcher in vielen Familien gehalten wird. Glaubwürdigen Mittheilungen zu Folge hören die Krämpfe, sowie der Blutandrang gegen den Kopf fast augenblicklich auf, sobald dem Patienten ein derlei Kopf um den Hals gebunden wird.

Wir wissen, daß wir uns in den Augen unserer aufgeklärten Leser durch solche Angaben lächerlich machen könnten, es genüge diesen aber die Versicherung, daß sie nicht lange in Brasilien auf dem Lande wohnen dürfen, ohne durch gewissermaßen augenscheinliche Beweise zu diesem Ueberglauben belehrt zu werden.

Eine Schlange beißt übrigens nie, ohne hiezu gereizt zu sein, das heißt, man muß geradezu auf sie treten oder schlagen; da sie nun sehr furchtsam sind und gerne jedem Geräusche ausweichen, so ist es leicht zu erklären, warum in einem Lande, wo es, wie in Brasilien, doch so viele Schlangen giebt, so selten ein Unglück vorfällt. Das beste Mittel gegen ihren Biß ist, tüchtige Stiefel anzuziehen, durch welche die Zähne der Schlangen nicht durchdringen.

Neben den wenigen giftigen Schlangen giebt es eine Menge nicht allein unschädlicher, sondern sogar nützlicher Natur. Diese bilden die Polizei in dem Geschlechte der kleinen Rager, der Kröten und Frösche und mancher Insekten und schon manche Gegend hat ihren allzu großen Eifer bei der Schlangenvertilgung bereut. Mancher Camp und manches Feld sind durch Schaaren von Feldmäusen verwüstet worden, weil ihre Feinde, die Schlangen vernichtet waren und möchten wir den durch die Feldmäuse verursachten Mißwachs auf der Kolonie Dona Francisca der unverständigen, wenn gleich dem natürlichen Abscheu der Kolonisten entsprechenden Vernichtung der Schlangen zuschreiben.

Es wäre daher sehr wünschenswerth, wenn man eine Einrichtung träfe, die Ansiedler über die Schlangenarten zu belehren. Die giftigsten sind die 3—4 Fuß lange Jararaca, welche von grauer Farbe mit schwarzen Streifen ist und bei 1½ Zoll Durchmesser hält; dann die schwarz und gelbe 6 Schuh lange, 2½ Zoll dicke Surucucu und eine kleine kaum schuhlange Schlange, die darum die gefährlichste, weil sie bei ihrer grünen Farbe vom Laubwerke schwer zu unterscheiden ist, — endlich eine Art der Korallenschlange, welche aber, getrauen wir uns nicht anzugeben. Im Süden sind diese Schlangen am gefährlichsten an kühlen Winter- oder Frühlingstagen, wo sie von der Kälte halb erstarrt, dem nahenden Menschen nicht schnell ausweichen können und dabei leicht von Unvorsichtigen getreten werden.

Weder die Riesenschlange, noch die Cobra de cabelo, noch die Klapperschlange sind in Südbrasilien zu finden.

Den Schlangen an Gefährlichkeit zunächst, in der Einbildung des Einwanderers wenigstens, kommen die Krokodille, Alligatoren, Raimans, in Brasilien Jacaré's genannt, sind aber in Wahrheit sehr unschädlich und haben wir nie von einem Angriff derselben auf Menschen gehört. Die ältesten Exemplare mögen von der Schnauze bis zur Schwanzspitze 10 Fuß messen; die meisten jedoch, welche wir zu Gesichte bekamen, maßen höch-

stens 5—6 Fuß. Der Cayhy und der Jacuhy beherbergen in ihren Gewässern tausende dieser scheuen Thiere, das hat aber weder uns noch andere von einem kalten Bade oder einer Schwimmtour abgehalten.

Die letzte Reihe der Schreckbilder, last but not least, — bilden die Insekten. An ihrer Zelte prangen die Moskiten. Die Moskiten in Südbrasilien sind nichts mehr, als was im lieben deutschen Vaterlande die Schnaen sind. Denn die schwarzen Moskiten der Tropenländer, welche ihren Rüssel durch dickes Leder bohren, findet man in Südbrasilien nirgends. Allerdings sind Schnaen und Moskiten auch nicht zu den Unnehmlichkeiten des Lebens zu zählen und vermag man sich weder in Europa noch in Brasilien nachhaltig gegen sie zu schützen. Besonders zahlreich erscheinen sie an den Ufern stehender, auch fließender Gewässer und in frischen Roças. Auch in Gebüsch und Hecken nisten sie, ganz wie ihre europäischen Schwestern. Nach unserer Erfahrung ist Geduld das Einzige, was man ihnen entgegensetzen kann, denn zu Kampfer oder Terpentin mag der seine Zuflucht nehmen, dessen Nase diese Gerüche verträgt. Nach wenig Wochen schon verliert sich die Empfindlichkeit der Haut und selbst für die Moskiten scheint man dann den Reiz der Neuheit verloren zu haben. Uebrigens ist Mosquito nur die portugiesische Benennung für Mücke, indem es das Diminutiv von mosca, die Fliege, also kleine Fliege oder Mücke, ist.

Ferner giebt es hie und da Skorpione — wir persönlich, haben davon weder etwas gesehen noch gehört — Tausendfüße, große Wuschspinnen u., deren Biß häufig starke Anschwellungen und heftigen Schmerz verursacht, sonst aber keine gefährlichen Folgen haben soll.

Auch der großen Fledermäuse müssen wir erwähnen, welche dem Viehe große Wunden am Halse beizubringen pflegen, doch wissen wir nicht, daß sie sich an einen Menschen gewagt hätten.

Viel unangenehmer und besonders in sandigen Gegenden wahrhaft lästig sind die Sandflöhe (bichos de pé). Diese Thiere legen ihre Eier in Löcher an den Füßen, besonders an den Zehenspitzen, und man entdeckt ihr Dasein gewöhnlich erst durch das starke Jucken, welches sie verursachen. Dann öffne man behutsam den Knoten und lasse von irgend Jemanden, am besten von Negeren, die hierin eine große Praxis besitzen, den Eiersack herausnehmen, und etwas Taback- oder sonstige feine Asche in die Wunde streuen.

Das Herausnehmen geschieht, indem man mittelst einer Nadel den Knoten behutsam öffnet, dann rundum den Eiersack vorsichtig lockert und ihn so heraushebt, daß kein Ei in der Höhlung zurückbleibt.

Um sichersten geht man, wenn man jeden Tag die Füße genau nachsieht und reinigt; diese geringe Mühe ist um so berücksichtigungswerther, als Vernachlässigung dieser Vorsicht und perpetuirliche Unreinlichkeit das Uebel so verschlimmern, daß häufig der Verlust der angegriffenen Behe, manchmal sogar des Fußes und auch des Lebens die traurige Folge derselben waren.

Eine besondere Aufmerksamkeit ist in dieser Hinsicht jenen Ansiedlern

gebieten, welche sich in sandigen Gegenden aufzuhalten gezwungen sind, wie in Stadt und Umgebung von Rio Grande, in den der Stadt Joinville zunächst gelegenen Ländereien von Dona Francisca und auf der Kolonie Mundo Novo. Weniger kommen die Sandflöhe in den bloß mit Laubholz bestandenen Urwäldern vor. Sonst halten sie sich noch am liebsten an Feuerstellen, an neuen Baustellen, wo noch Säge- und Hobelspäne liegen und dergl. auf und ist überhaupt die Vorliebe der Insekten in Brasilien für die Feuerstellen so ausgesprochen, daß man die Küche meist vom Hause separirt erbaut.

Dasselbst nisten auch am liebsten die Baratten, große dunkle Käfer ohne Flügeldecken, ähnlich den in manchen Gegenden Deutschlands sogenannten Schwaben. Sie kommen meist erst in der Dunkelheit hervor, sind sehr genäsig und man wird selten einen Milch- oder Schmalztopf zur Hand nehmen können, ohne derlei ekelhafte Thiere von oft staunenswerther Größe zu entdecken. Man hat bis jetzt wenige wirksame Mittel gegen sie. Das einzige sind die Wanderameisen, sonst hilft manchmal auch ein Pulver, das aus 2 Theilen Borax, 1 Theil Mehl und 1 Theil Zucker besteht und an die Orte gestreut wird, wo sie sich meist aufzuhalten pflegen.

Eine andere große, ja die größte Plage für den Einwandernden in Brasilien, gleichviel, ob Landmann oder Städter sind die Ameisen. Man hat deren in vielen Arten, und namentlich Südbrasilien die Termiten der tropischen Himmelsstriche fehlen, so bieten doch schon die übrigen Ameisengattungen Gelegenheit zu Verdruß und Aergerniß und sind unserer Meinung und Ueberzeugung zur Folge die größte Landplage Brasiliens, ärger als sämtliche Tiger, Schlangen und Krokodille des Landes zusammen.

Wir selbst haben von diesen Gattungen mehrere kennen gelernt, die wir unsern Lesern vorzuführen nicht ermangeln:

1) Die kleinen rothen Ameisen; diese sind die Hauptplage der Städter; mag man einen Schmalztopf oder eine Zuckerbüchse öffnen, im Milchtopf oder im Kleiderschrank nachsehen, so wird man überall auf Exemplare dieser Gattung stoßen, verwahrt man die Gefäße auch noch so gut. Man ergiebt sich denn auch meist mit Geduld in das Unvermeidliche und genießt seinen Kaffee mit Ameisen, wie man in Schweden Bier mit Ameisen braut.

Das einzige Mittel diese lästigen Besucher möglichst abzuhalten, ist, die Speisevorräthe von aller Berührung mit andern Körpern zu separiren, indem man entweder den Schrank zu einer Insel macht, die Füße desselben in mit Wasser gefüllte Blechgefäße stellend, oder indem man die Vorräthe schwebend erhält durch vier Bänder, welche mit irgend einer klebrigen Substanz bestrichen, die Annäherung der lästigen Naschmäuler verhindern etc.

2) Die großen rothen Ameisen, von den deutschen Kolonisten die Räuberameisen genannt; dies sind die gefährlichsten für den Landmann; sie verwüsten ganze Pflanzungen, hauptsächlich Gemüse- und Blumengärten; entlauben Weinstöcke und Obstbäume und können die Arbeit von Monaten in wenig Stunden ruiniren.

Man muß daher, sobald man ihre Anwesenheit gewahr wird, ihr

Nest aussuchen, dasselbe bis in seine innersten Kanäle, oft bis 6 Fuß tief ausgraben und es mit heißem Wasser ausbrühen; in Ermangelung derselben leistet auch kaltes Wasser in hinlänglicher Menge angewandt, gute Dienste, indem es den Lehm des Ameisenbaues in zähen Schlamm verwandelt, in welchem die Ameisen zu Grunde gehen müssen. Der Vorschlag Dr. Blumenau's sie mittelst schwefeliger Steinkohlendämpfe zu tödten, mag recht wirksam sein, scheint uns aber wenig praktisch.

3) Ihnen ähnlich ist eine kleine schwarze Art, mit starken Fresszangen, welche ebenfalls große Liebhaber von Blättern der Blumen, besonders der Rosensträucher und die Verzweigung der Gärtner sind. Wer in einer Gegend wohnt, wo viele Ameisen zu finden und ein Freund schöner Blumen ist, kann sie nur dadurch schützen, daß er sie im Topfe zieht, der dann sammt Untertasse in das freie Land gesetzt wird. Die Untertasse muß stets mit Wasser gefüllt sein, welches Mittel allein im Stande ist, die Blumen zu retten. Die Brasilianer legen der Ameisen und der starken Regen halber, ihre Blumengärten in Beeten an, welche aus mehreren Fuß hohen Mauerwerk bestehen. Die Obstbäume schützt man gegen den Besuch der Räuberameisen, indem man den Stamm mit Finsenbündeln so umgürtet, daß die scharfen Spitzen derselben, dicht aneinandergereiht, den Ameisen das darüber klettern nicht erlauben. Vollständiger entspricht diesem Zweck ein Stück Blech, das den Stamm in Form eines Trichters umgiebt, so, daß die weite Mündung nach abwärts gerichtet ist und der engere Theil an dem Stamme enge anschließt. Das beste Mittel gegen die Ameisen aber, ist ihre Vernichtung, indem man eifrig ihren Nestern nachspürt und diese ausbrüht.

4) Auch unter den Ameisen sind Arten, welche dem Menschen direkt so nützlich sind, daß er ihre Wirksamkeit nicht verkennen kann. So sind z. B. die ganz großen schwarzen Ameisen, von den Deutschen Holzameisen genannt, den Pflanzungen vollkommen unschädlich und dem Pflanze sehr nützlich, indem sie sich in den Stöcken der umgehauenen Bäume einnisten und sie so zerfressen, daß sie bald zerfallen und so der Boden viele Jahre früher zu einer geregelten Bewirthschaftung geeignet wird.

5) Von Nutzen sind auch die Wanderameisen. Es giebt deren verschiedene Arten, doch ist die vorherrschende mittelgroß und schwarz mit sehr starken Fresszangen. Sie ziehen in oft ungeheuren Schwärmen zu unregelmäßigen Zeiten, meist jedoch vor Ausbruch eines Gewitters in einer bestimmten Richtung fort, und reinigen das ganze Terrain, das auf ihrer Route liegt, von allen andern Insekten, ohne indeß den Pflanzungen irgend einen Schaden zu thun. Finden sie auf ihrem Wege ein Haus, so verbreiten sie sich darin, dasselbe ganz von allen unangenehmen Besuchern reinigend; es ist dabei interessant zu sehen, wie diese kleinen energischen Krieger die windschnellen gewiß hundertfach größeren Varatten einzuholen, zu tödten und zu verzehren wissen. So lieb nun eine solche durchgreifende Reinigung seines Hauses jedem Freunde der Reinlichkeit sein muß, so hat sie doch das Unangenehme, daß sie oft zu den unerwartesten Stunden erfolgt und daß diese gründlichen Insektenvertilger es für nöthig halten, auch

die menschlichen Körper einer Inspektion zu unterziehen. So geschah es uns, als wir in einer Art Blockhaus auf der neuen Kolonie Santa Cruz übernachteten, daß wir in einer sehr kühlen Nacht uns plötzlich voll Ameisen wimmelnd befanden, und uns nur durch schleunige Flucht in den Wald, wo wir blos mit einem Hemde bekleidet eine Stunde lang recht hübsch mit den Zähnen klapperten, dieser wirklich unnöthigen und sehr empfindlichen Untersuchung entziehen konnten. Ein anderes Mal hatten wir das Vergnügen in den Straßen einer Stadt aus tiefsinnigen Betrachtungen durch ein ganz abscheuliches Jucken geweckt zu werden, was uns darauf aufmerksam machte, daß wir mitten in eine Schaar Wanderameisen gerathen waren. Gegen sie hilft gar nichts, und der Mensch, der König der Schöpfung, der Tiger und Löwen zu bezwingen vermag, muß diesen Thierchen gegenüber seine Ohnmacht erkennen und schleunig die Flucht ergreifen. So gründlich aber auch die Reinigung des Hauses durch die Wanderameisen sein mag, die selbst bis ins Verborgenste eindringen, nie vergreifen sie sich an den Vorräthen irgend einer Gattung.

Mit diesen Mittheilungen über Ameisen schließen wir die Nachrichten über die Landplagen thierischer Gattung und glauben dem Leser dargethau zu haben, wie gar Vieles von dem, was ihm über Brasilien in abschreckender Absicht mitgetheilt wird, in Nichts zerfällt, sobald man es näher prüft. —

Am Wildpret ist Südbrasilien ziemlich arm im Verhältniß zu den nordamerikanischen Wäldern, und nur an Geflügel mag es, was wenigstens Varietäten betrifft, jenes Land übertreffen. Doch bietet Südbrasilien genug Ausbeute für einen Jäger und darunter manche Thiere, welche eigenthümlich sind. Das größte darunter der Tapir, der amerikanische Elefant genannt, ist sehr unverschuldeter Weise durch Buffon in das Geschrei größter Gefährlichkeit gekommen. Der Tapir, oder auf portugiesisch die Anta, ist ein äußerst harmloses, scheues Thier, das selbst zur Vertheidigung zu feige und nur den Pflanzungen, besonders von Gemüsen, gefährlich ist. Ein schweizerischer Kaufmann in Rio Bardo hatte einen erwachsenen Tapir, den er frei im Orte herumlaufen ließ und der nie auch nur ein Kind beleidigte. Seine großen Körperkräfte wandte er nur zur Zertrümmerung der Stallthür, wenn er eingeschlossen war, und zur Vernichtung von Hecken an, welche zwischen ihm und seiner Lieblingspeise, europäischen Gemüsen, lagen. — Da der Tapir oder die Anta sehr selten zu Schusse kömmt, so fängt man sie meist in Gruben, welche an ihren durch die zahlreichen Fußspuren bezeichneten Versammlungsorten hergerichtet werden.

Kothwild ist wohl ziemlich viel zu finden; aber Firsche und Rehe sind bedeutend kleiner, als die europäischen, und scheinen fast Antilopenarten zu sein. Sie werden sehr zahm, ihr Fleisch ist nicht besonders schwachhaft.

Von Schwarzwild soll man daselbst mehrere Varietäten haben. Wir haben deren nur zwei kennen gelernt; die eine, welche von den Brasilianern Cattete genannt wird, hat auf dem Hintertheil eine Blase, öligen Inhalts: diese Schweine sind bedeutend kleiner, als die europäischen Wildschweine, und trotz ihres Rutes nicht sehr gefährlich, da sie keine so großen Pauer besitzen. Sie wohnen in Höhlen, welche sie zumeist unter und

in den Wurzeln großer Bäume graben. Ihr Fleisch ist schmachhaft. Die zweite Gattung ist das Wasserschwein, Capivari, oft in sehr großen Exemplaren; sein Fleisch ist hart und thranig, wahrscheinlich von seiner Hauptnahrung, den Fischen.

Ferner ist da der Waschbär, Coati, in großer Zahl; das Gürtelhier, oder das Tatù, von besonders wohlschmeckendem Fleische und der Lagarte, eine sehr große Gattung Eidechsen mit hühnergleichem, weißem Fleische. Endlich noch die Apaca, ein Thier, halb Schwein, halb Dachs, das besonders gern in Maisfeldern fouragirt, wo man es denn auch meistens mittelst Fallen fängt. Es hat ein delikates Fleisch und ist weitaus das wohlschmeckendste Wildpret, das wir je genossen.

Auch ist das Stachelschwein, aber nach den Stacheln, die wir gesehen, zu schließen, nur in einer kleinen Art zu finden, mit dessen Spigen die Indianer oft ihre Pfeile versehen.

Schließlich gehört zu den Bewohnern der südbrasilianischen Campos der Ameisenbär, der sogar ziemlich häufig vorkommt und sehr zahm wird.

Noch zählen zum Wildpret die Affen, von denen in Südbrasilien nur wenige Arten vorkommen. Darunter ist der hauptsächliche der rothe Brüllaffe von 3 Fuß Höhe und fuchsrothem Haar. Derselbe hält des Morgens und Abends förmliche Conventikel, wo der Eine vorbrüllt und die Andern hierauf im schenkligen Chorus einsallen. Ihr Geschrei kann man stundenweit hören und es gleicht sehr dem Getöse der hölzernen Räder einer brasilianischen Carrete. Man ist sie, doch haben wir ihrem Fleische keinen Geschmack abgewinnen können, von dem natürlichen Gel dagegen ganz zu schweigen.

Besonders zahlreich ist das Federwildpret. Von den unzählbaren Schaaren der Papageien, welche man des Schadens wegen, den sie in den Feldern anrichten, zu jagen genöthigt ist, kann man leider sagen, daß ihr Gefieder das Beste an ihnen ist, denn ihr Fleisch, das der ganz jungen ausgenommen, ist zähe und hart und hat einen unangenehmen Beigeschmack. Desto vorzüglicher sind die Waldbauben; sie leben aber immer nur paarweise und halten sich gern in der Nähe von Orangenzpflanzungen auf, da sie die Kerne jener Frucht leidenschaftlich lieben. Sie gleichen in Größe, Farbe und Zeichnung ganz unsern Ringeltauben.

Ein eben so guter Braten sind die mancherlei Arten wilder Enten, Taucher und anderer Wasservögel, worunter wir noch namentlich des schmachhaften Wasserhuhns erwähnen.

Das größere Waldgeflügel, als Macucas, eine Art Waldbuhn von der Größe unseres Fasans, dessen Kopf als Gegenmittel und Amulet bei Schlangenbissen dient, dann das Jacù, von der Größe unseres Haushuhns, endlich die Krone aller Geflügelarten der Welt, das Jacutinga, sind wohl seltener, aber ebenfalls besonders schmachhaft. Das Jacutinga, von der Größe eines ausgewachsenen Truthahns, mit schwarzen, etwas graumelirten Federn, ziemlich langem Schweife und einem Schopfe von bläulich-weißen Federn, hat unstreitig das feinste Fleisch, und ziehen wir es ohne alle Frage dem bestgemästeten Fasane vor.

Auf den Campos find die Rebhühner in zwei Varietäten sehr zahlreich. Die eine gleicht ganz dem deutschen, während die andere, wenn gleich an Farbe und Zeichnung ganz der ersten ähnlich, doch die Größe unserer Haushühner erlangt. Die Eigenthümlichkeit der brasilianischen Rebhühner besteht darin, daß sie nicht in Ritten, sondern vereinzelt leben, so zwar, daß selbst das zu einander gehörige Paar nur 30—40 Schritte von einander entfernt im Campgrase seiner Nahrung nachgeht.

Die größte Zierde der Campos Südbraziiliens ist eine Abart des Casuars; er wird zu Pferde gejagt, und da das Thier wohl ziemlich schnell, aber nicht ausdauernd zu laufen vermag, so braucht man ihn nur immer von den wenigen Gebüsch, in denen er ein Versteck finden könnte, abzuschneiden, um ihn im Verlaufe von einigen Stunden lebendig fangen zu können. Bei den vielen Sümpfen und Lachen, welche sich in den Mulden des wellenförmigen Terrains, sowie durch Ueberschwemmungen bilden, ist es nur natürlich, daß Störche, Reiher, Schwäne und tausend anderer Sumpf- und Wasservögel, welche eigentlich nicht zur Jagd zählen, dort zu finden sind, wie denn der Reichthum an Vogelwild auch wieder das Vorhandensein zahlreicher Raubvögel, meist Falken, zur Folge hat. Unter den nicht jagdbaren Vögeln sind auch die anderen gefiederten Waldbewohner anzuführen, vom schön gefiederten Tucan bis zu den bunten Colibris, von den Brasilianern, poetisch genug, Blumenküsser, beixa-flores, genannt.

Bei dieser Gelegenheit müssen wir gegen die in Europa allgemein verbreitete Ansicht, als wären die Wälder Amerikas stumm und todt, lebhaft protestiren, denn auch hier erschallt der Forst des Morgens früh und am Abend bis spät in die Nacht hinein von den melodischen Ausdrücken der Liebe, der Freude und Trauer der Vogelwelt, und wenn wir darunter auch wohlbekannte, liebe Laute vermissen, so waren die neuen Töne, weil fremder, doch nicht weniger harmonisch. Freilich wird in der Nähe frisch geklärten und gebrannten Bodens selten eine Vogelstimme laut; aber dort, wo die Kultur schon weiter fortgeschritten ist, und das Vogelheer nicht durch den Lärm der Aeste, das Stürzen der Bäume und den Qualm frischer Rocas verschleucht wird, läßt es sich bald wieder heimisch nieder und erfreut den lauschenden Ansiedler mit seinen Gesängen.

So sehr wir gegen das Tödten der harmlosen und in diesem Lande der Insekten so nützlichen Singvögel sind, so sehr befürworten wir den erbitterten Krieg gegen die Papageien. Bricht was immer für Wild in die Maispflanzung ein, selbst Wildschweine, machen sie doch nicht so viel Schaden, als eine kleine Schaar Papageien; denn diese begnügen sich nicht jeder mit einem Maiskolben, sondern sie machen ein Loch durch die Blätterhüllen des einen, fressen die paar Körner, welcher sie ansichtig werden, heraus und wenden hierauf ihre Thätigkeit einem andern Kolben zu u. s. w., so daß ein einziger Papagei oft in einem Tage 30 und mehr Kolben verdirbt. In die Dessnungen dringen nun Mäße und zahllose Insekten und richten den ganzen Kolben zu Grunde. Auch die Obstbäume, besonders die Orangen, haben ihre Besuche sehr oft zu erleiden, und treten dabei hauptsächlich die kleinen, grünen Perroquitos wahrhaft vernichtend auf. Da

hilft nichts, als Pulver und Blei, so ungerne-man sich auch anfangs entschließt, auf die niedlichen, possirlichen Thiere zu schießen.

Rechnet man nun die früher aufgezählten Raubthiere, vom schwarzen Jaguar bis zur Beutelratte herab, zu dem angeführten Wildprete hinzu, so ergibt sich die Gewißheit, daß ein Jäger daselbst eine genügend variierte Jagd findet; doch kann hier nur von dem leidenschaftlichen, zu diesem Handwerk gebornen Jäger die Rede sein; jeder Andere wird sich durch die Hindernisse, welche ein brasilianischer Wald und ein fast noch ganz im Urzustande befindliches Land der Jagd in den Weg legen, zurückschrecken lassen und, nebenbei gesagt, sehr wohl daran thun.

Von den Fischen des Landes, sowohl See-, als Süßwasserfischen, wissen wir nur zu erzählen, daß uns einige Arten vortrefflich mundeten, deren Namen weder, noch die Art, sie zu fangen, wir anzugeben wissen.

Krebse kommen sehr wenig vor, außer den Taschenkrebse (Camaroës); unter dem Namen Aulern passiren alle möglichen Muschelgattungen, nur die wahre nicht, und mit Fischfang, sei es mit Netz oder Angel, sich zu beschäftigen, wird der deutsche Kolonist wohl wenig Gelegenheit und Lust haben. Doch sollen die Seeküsten in dem Maße von Fischen, und schmackhaften dazu, wimmeln, daß die Regierung in eben diesem Jahre, 1856, eine Actiengesellschaft concessionirte, welche sich die Fischerei und das Einsalzen der gewonnenen Beute im Großen zur Aufgabe macht. Auch die „Revue de deux mondes“ weist auf die bis jetzt vernachlässigte Küstenscherei als eine Quelle ergiebiger Einnahmen hin, wogegen wir Angesichts so vieler unendlich wichtigerer und einträglicherer Arbeiten zum Wohle des Landes diese Idee als ein Stedenpferd, und noch dazu als ein sehr kindisches, irgend eines einflußreichen brasilianischen Staatsmannes zu bezeichnen gezwungen sind.

Noch bleibt zu erwähnen, daß sich an der Küste der Insel Sta. Catharina häufig Wallfische zeigen, auf welche besonders in früheren Jahren lebhaft Jagd gemacht wurde.

Wir kommen jetzt zu dem für die Einwohner interessantesten Theil dieses Abschnittes, zu den Hausthieren.

Wo der Mensch fortkommt, in Grönland oder im inneren Afrika, da fehlt auch sein treuer Begleiter nicht, der Hund. Es ist daher nur natürlich, daß man denselben auch in Südbrasilien findet. Der gewöhnliche brasilianische Hund ist eine sich den Windhunden nähernde glatthaarige, hochbeinige, meist gelbe, halbwilde Race; man begegnet ihm begreiflicherweise am häufigsten auf dem Lande, wo jedes Haus eine im Verhältnisse zu seiner Einsamkeit stehende Anzahl solcher Thiere birgt. Sie sind scheu, sehr wachsam, fast stets halb verhungert, da der Brasilianer kein Freund von Hunden ist, weniger Dressur fähig, ungemein zum Stehlen geneigt und im Kampfe mit den Thieren des Waldes, absonderlich mit dem Tiger, oft großen Muth verrathend. Als Brackhunde oft sehr gut, sind sie doch selten für den Jäger viel werth, da sie zu sehr gewohnt sind, auf eigene

Faßt zu jagen. Unsere besseren Racen-Hunde, sowohl für das Haus, als für die Jagd, sind dort sehr selten und nur zu enormen Preisen zu finden. Es ist daher Jedem, der gerne einen verlässlichen Hund für den einen oder den andern Zweck besitzen will, anzurathen, sich einen solchen, aber bereits erwachsenen, aus Europa mitzubringen. Zu junge Hunde nehmen gar zu leicht die Gewohnheiten der Landesrace an. Für jeden Ansiedler aber auf dem Camp oder im Walde sind Hunde unerlässlich zum Schirm des während der Arbeitsstunden von der männlichen Bevölkerung entblößten Hauses und des darin zurückgebliebenen weiblichen Theiles und zur nächtlichen Bewachung, sei es gegen einen Angriff der Wilden oder gegen das Einbrechen des Viehes in die Pflanzungen.

Wir möchten sogar einem oder dem andern Auswanderer rathen, eine Anzahl edler Hunde zur Anlage einer Zucht nach Brasilien mitzunehmen; doch ist es unumgänglich nöthig, daß sich Jeder, der ein solches Thier mitnimmt, mit dem Rheber oder Kapitän des Schiffes deshalb früher verständigt, um ferneren Unannehmlichkeiten auszuweichen.

Zu der Klasse der niederen Hausthiere, aber von weit geringerem Nutzen, als der Hund, gehört die Kage. Sie wird nur in geringer Anzahl gefunden, obgleich eine größere Verbreitung derselben, der großen Menge von Ratten wegen, sehr wünschenswerth wäre. Eine gute Kage wird theuer bezahlt. Sind die Kagen bereits längere Zeit in Brasilien oder sind sie dortlands geboren, so bilden sich ihre natürlichen Fähigkeiten zum Fange und zur Tödtung der Schlangen aus. Wir haben im Garten eines deutschen Pastors zugeesehen, wie ein großer Kater eine ziemlich große, von den Umstehenden allgemein für giftig erklärte Schlange ganz in der spielenden Weise, wie Kagen mit Mäusen verfahren, bald fing, bald wieder losließ, wobei er das Reptil stets knapp hinter dem Kopfe faßte. Die Schlange war offenbar im größten Schrecken und suchte, ohne eine Miene zum Widerstande zu machen, durch die Flucht ihrem gefährlichen Feinde zu entgehen, der endlich mit einem kräftigen Bisse ihr Leben und das grausame Spiel endete.

Das Hausgeflügel ist mannigfach und jedenfalls eine sehr einträgliche Quelle einer Landhaushaltung. Das Geflügel brütet das ganze Jahr und gedeiht, wenn es nur gegen den Regen und zu große Trockenheit geschützt ist, à merveille. Man füttert das sämmtliche Geflügel von der Taube bis zum Pfauen mit ungeschrotetem Mais, der ihnen ein so consistentes, geschmackvolles Fleisch giebt, als wenn sie in der Mast gewesen wären. Das Geflügel zerfällt, wie bei uns, in Tauben, Hühner, Enten, Gänse, Perlhühner, Puter und Pfauen.

Die Tauben, a pomba, werden nur in wenigen Landwirthschaften, mehr in der Stadt gezüchtet; man sieht auch nirgends Taubentobel, wie sie bei uns gebräuchlich sind, und war der, welchen Hauptmann Pichardt von seiner deutschen Pioniercompagnie in Porto Allegre bauen ließ, der erste und einzige im ganzen Lande. In den Städten hat man wie gesagt, viele Tauben, oft von den schönsten Arten und sie vermehren sich, wie überall in erstaunenswerther Schnelligkeit.

Hühner, a gallinha, hat man in Südbrasilien verschiedene Gattungen. Die sogenannten indischen Hühner sind sehr groß und schwarz gefiedert mit grauen Beinen und Schnabel; sie legen wenige, gelbliche Eier mit rosenrothem Schimmer und brüten seltener, als die andern; sie sind sehr gesucht, da die Hähne dieser Sorte, als sehr leidenschaftlich und tapfer, sich am besten zu den in Brasilien beliebten Hahnenkämpfen eignen.

Die gewöhnlich am liebsten gehaltene Gattung Hühner sind die gallinhas da terra, ungemein hochbeinige und starkknochige Thiere, die für den, den Städten zunächst wohnenden Landwirth zur Mastung und Kapauenzucht vorzüglich passen. Auf dem Lande sind sie sonst weniger geeignet, weil sie mehr Nahrung bedürfen um einen einigermaßen guten Braten zu geben und doch nicht mehr Eier, als die ordinaire, der deutschen ähnliche Race legen.

Endlich hat man dort noch eine Spielart gallinha petis, Zwerghühner, welche einen unverhältnißmäßig starken Körper auf ganz kurzen, dicht mit Federn bedeckten Füßen balanciren. (Petis ist ein dem Spanischen entlehntes Wort, welches klein, zwerghaft ausdrückt und deshalb in Verbindung mit Thiernamen eine ungewöhnlich kleine Art der benannten Gattung bezeichnet, so: gallinha petis, cavallo petis etc. etc.)

Von Enten sind uns 2 Arten bekannt: die größere, o pato, ist fast von der Größe einer Gans und wird ungemein fett; in ihrem Gefieder gleicht sie sehr den sogenannten türkischen Enten, so wie die andere Gattung, o adem, ganz unserer gewöhnlichen Art entspringt.

Gänse, gansos, findet man wenige, da man weder ihrer Federn bedarf, noch ihr Fleisch astimirt, welches begreiflicherweise bei Mangel jeder Art von Mastung nicht besonders gut wird. Auch soll den Gänsen das Klima zu warm sein. Gänse und Enten muß der Landmann aber nur in kleinen Bächen oder Pfützen und Teichen halten, da ihnen in den Flüssen von Alligatoren und auch von der Fischotter sehr eifrig nachgestellt wird. Uns sind im Laufe eines Vierteljahres ein Trupp Enten bis auf eine einzige in der Weise Polyphemus geholt worden, und konnten wir die einfältigen Thiere trotz der ihnen drohenden Gefahr nicht gewöhnen, einen kleinen, vom Hause wenig entfernten Teich statt des gefährlichen Flusses zu benutzen.

Perlhühner, gallinha pintada, schätzt man in Pflanzungen sehr, trotz ihres widerlichen Geschreies, geringer Fruchtbarkeit und eben nicht sonderlichen Wohlgeschmacks, da sie die vorzüglichsten Feinde der Ameisen sind und besonders die trächtigen Weibchen mit solcher Begierde fressen, daß sie in kurzer Zeit zum Plagen fett werden.

Der geschätzteste Braten aber, der an den hohen Kirchensesten auf keinem brasilianischen Tische fehlen darf, ist der Buter oder das kalekutsche Huhn, o peru, obgleich man ihn so wenig, als irgend ein anderes Geflügel oder Thier, das Schwein bei den deutschen Ansiedlern ausgenommen, eigends mästet.

Pfauen, pavão, pl. pavões, endlich hält man wie bei uns nur bei wohlhabenden Leuten und zur Zierde des Geflügelhofes.

Die Hühner werden das ganze Jahr brütig, doch ist es nicht wohlgethan, wenn man ihnen des Sommers Eier unterlegt, da die große Hitze, wie das Ungeziefer selten einer Henne erlauben, die Eier vollends auszubrüten. Während Gänse und Enten, häuslicher als die Hühner, ihre Eier nahe bei dem Hause legen, ist es in Brasilien eine eigene Obliegenheit, die des Abends eingesperrten Hühner des Morgens auszuföhlen und diejenigen im Stalle zurückzuhalten, bei welchen Eier geföhlt werden. Sie laufen sonst in Busch, Wald und Feld und haben sie einmal ein Ei außer dem Hause gelegt, so ist es sehr schwer sie zurückzuhalten. Sie kommen dann auch des Nachts nicht nach Hause und fallen ihren zahlreichen Feinden, den Gourmands des Waldes, zur Beute.

Die Hühner, bedeutend weniger das andere Geflügel, unterliegen manchen Krankheiten, die den sonst übervollen Stall in Wälder zu räumen vermögen, wenn man nicht bei Zeiten Vorsichtsmaßregeln dagegen ergreift. Große Keintlichkeit und öfteres Räuchern des Stalles ist sehr zu empfehlen und besonders dann, wenn sich bei den Hühnern eine Verschleimung der Nasenlöcher und des Magens zeigt; das davon befallene Huhn schnappt nach Luft, läßt die Flügel herabhängen und sperrt fortwährend den Schnabel auf. Meistens ergreift diese Krankheit die fettesten Hühner und ist wahrscheinlich dem zu reichlichen Fressen, wie geringe Bewegung zuzuschreiben. Es giebt kein Mittel dagegen und obwohl die Brasilianer mit einer Feder oder einer Stecknadel die verstopften Nasenlöcher zu durchbohren und den Schnabel mit Knoblauch und Del zu bestreichen pflegen, haben wir doch von dieser Kur noch keinen Erfolg gesehen, wohl aber, daß einige, aber nur magere Hühner sich wieder von selbst erholten. — Auch am Pips leiden sie häufig, den man sogleich lösen muß. Als Präservativmittel gegen den Pips ist es gut, Hammerschlag in die Trinktöpfe zu thun, so wie gegen die Läuse etwas Pech auf den Kopf gestrichen, gute Dienste thun soll.

Die Hühner legen durchschnittlich 16 bis 18 Eier und brüten wie bei uns 21 Tage, aber wie gesagt, mehrmals im Jahre.

Flebermäuse und Ratten sind, außer den früher erwähnten Raubthieren, noch ganz besondere Feinde der Hühner. Gegen letztere schützt man sie, indem man ihre Stangen hoch genug im Stalle anbringt und gegen die ersteren dadurch, daß man die Oeffnungen so klein als möglich macht; immer aber muß der Stall in einem solchen Klima äußerst lustig gemacht werden. Selbst wenn der Regen in ihn dringen kann, schadet es nichts, indem die Hühner sich dann immer besser befinden, als bei trockener Hitze; nur die Küchlein müssen gegen zu starken Regen, besonders im Winter geschützt sein, sonst sterben sie sehr sehr schnell an Verkältung. Endlich ist noch eine weise Vorsicht, mit dem Futter, wenigstens bei den Jungen zu wechseln. Geschroteter Mais, kleiner oder angegangener Reis, alter beschädigter Zwieback, abgebrühtes Getreide u. werden eine hinlängliche Abwechselung gewähren. —

Im Allgemeinen kann man annehmen, daß eine Glucke von 17 untergelegten Eiern, denn auch in Brasilien liebt man hierbei eine ungerade

Zahl, 8 bis 10 Jungen aufbringt, wenn die Jahreszeit nicht gar naß und kalt ist.

Wie fast Alles, so ist denn auch die Geflügelzucht in Brasilien noch sehr zurück; man trifft in den Städten und Fazenden wohl kein einigermaßen bemitteltes Haus, woselbst nicht wenigstens einigemal in der Woche Hühner und an Sonn- und Feiertagen Enten oder Puter auf den Tisch kämen. Besonders Kranke werden meist mit Hühnersuppen, Hühnerragout, gebratenen Hühnchen gespeist, ein großes Feld für den Geflügelzüchter. Es wäre daher jedem nicht allzuweit von einer Stadt Angesiedelten zu rathen, sobald er in seiner Niederlassung so weit gebiehen, um die nöthige Zeit dazu gewinnen, und viele, besonders weibliche Hände zu verwenden vermag, diesem Zweige der Landwirtschaft einige Aufmerksamkeit zuzuwenden. Das Kapaunen der zahlreichen Hähne, die regelmäßige Mästung derselben, wie der Gänse und ganz besonders der Puter, wozu die Erdnüsse ein vorzügliches Material liefern dürften — lauter dort zu Lande unbekannte oder wenigstens unausgeübte Dinge —, müssen dem Geflügelzüchter, trotzdem die Arbeit dabei wenig Zeit in Anspruch nimmt, eine große Einnahme verschaffen, da gerade das Futter, der Mais, ihm bei der außerordentlichen Wohlfeilheit des Bodens und der wenigen Arbeit, sehr wohlfeil zu stehen kommt.

Wir setzen hier die Preise an, welche wir bei Einrichtung unserer Niederlassung in der Provinz Rio Grande und Anschaffung des Geflügels zahlten, so wie weiter unten diejenigen, welche man gewöhnlich auf den Märkten dafür löst.

1 Hahn gewöhnlicher Race mit	— \$ 280 rs.	—	Thlr. 7 Sgr.
1 Henne " "	— " 320 "	=	" 8 "
1 indischer Hahn " "	— " 640 "	=	" 16 "
1 " Henne " "	1 " 000 "	=	" 25 "
1 Zwerghahn " "	— " 320 "	=	" 8 "
1 Zwerghenne " "	— " 480 "	=	" 12 "
1 großer Enterich, pato, " "	— " 960 "	=	" 24 "
1 " Ente, " "	— " 960 "	=	" 24 "
1 kleiner Enterich, adem, " "	— " 640 "	=	" 16 "
1 " Ente " "	— " 610 "	=	" 16 "
1 Gänserich " "	1 " 920 "	=	1 " 18 "
1 Gans " "	1 " 280 "	=	1 " 2 "
1 Perlhahn " "	1 " 920 "	=	1 " 18 "
1 Perlhenne " "	1 " 280 "	=	1 " 2 "
1 Truthahn (ausgewachsen) " "	2 " 560 "	=	2 " 4 "
1 Truthenne " "	1 " 600 "	=	1 " 10 "
1 Paar Tauben " "	— " 480 "	=	" 12 "
1 " Pfauen " "	32 " 000 "	=	28 " 20 "

Zur Stadt verkauft löfste man:

1 Hahn gewöhnlicher Race mit	— \$ 480 rs. = — 1 Thlr. 12 Sgr.
1 Henne	— " 640 " = — " 16 "
1 Paar große Enten	4 — 5 \$ 000 rs. = 3 Thlr. 10 Sgr. — 4 Thlr. 5 Sgr.
1 Gans	3 \$ 300 rs. — 4 \$ 000 rs. = 2 Thlr. 27 Sgr. — 3 Thlr. 20 Sgr.
1 Buter	8 — 10 ja 12 \$ 000 rs. = 7 Thlr. 20 Sgr. — 8 Thlr. 10 Sgr. — 11 Thlr.

Perthühner, indianische schwarze und Zwerghühner, Tauben und Pfaunen lassen sich nicht berechnen, weil man sie nur an Liebhaber und dann je nach ihrer Schönheit oder sonstigen Eigenschaften verkauft.

Das Duzend Eier kauft man in Rio Grande gewöhnlich zu..... 240 — 320 rs. in Sta. Catharina das Stück..... 20 " während das Huhn dort..... 500 — 600 " kömmt.

Würde man aber gemästete Kapaunen, Gänse und Buter zu Markte bringen, so könnte man leicht für

Kapaunen.. 3 — 4 \$ 000 = 2 Thlr. 15 Sgr. — 3 Thlr. 20 Sgr.

Gänse und.. 6 — 8 " 000 = 5 " — 7 " 10 "

Buter.... 16 — 20 " 000 = 14 " 20 " — 16 " 20 "

erzielen, ein Preis, der die darauf verwandte Mühe und Kosten reichlichst lohnen dürfte.

Jedenfalls liefert die Geflügelzucht, wenn auch in ziemlich kleiner Skala betrieben, der sorgsamten Hausfrau immer ein anständiges Nadelgeld. —

Ogleich naturgeschichtlich nicht hierherzählend, wissen wir doch die Bienen nicht gut anderswo unterzubringen, als, indem wir sie, die Geflügelten zum Geflügel rechnen und unter dieser Rubrik besprechen. Bedarf die Geflügelzucht vieler Verbesserungen, so liegt die Zucht der Bienen vollends im Argen und kannte man, bis Dr. Blumenau den ersten europäischen Bienenstock nach Südbraßilien brachte, nur die wilden Bienenarten des Urwaldes. Es giebt deren mit Stacheln versehene, diese sind aber sehr wenig zahlreich; die bei weitem größere Anzahl heimischer Bienen ist stachellos und sehr klein; ihr Honig ist dünnflüssig, das Wachs sehr dunkel und wohlriechend, auch etwas zu weich.

Die Deutschen in Südbraßilien treiben die Bienenzucht; indem sie die behufs einer Roça umzuhauenden Bäume nach Bienen durchsuchen, dann dem gefundenen Stock das Ausflugsloch verschmieren; den Baum fällen und das Stück des Stammes, in welchem der Stock sich befindet, heraussägen. Hierauf tragen sie den Stock zum Hause und öffnen das Flugloch wieder. Manches Kolonistenhaus hat sechs und mehr solcher Stöcke; doch schwärmen die Bienen häufig in den Wald.

Von den aus Europa gebrachten Bienenstöcken, wie deren mehrere in Sta. Catharina und auch neuester Zeit bei Santa Cruz am Rincão gehalten werden, ist das Allererfreulichste zu hören. Winter und Sommer finden sie die reichlichste Nahrung, da bei den Häusern der Kolonisten stets große Orangenbaumpflanzungen sind und das ganze Jahr Blumen und Sträucher blühen. Sie vermehren sich so zahlreich, daß es vollkommen glaubwürdig ist, wenn man berichtet, daß jeder Stod wenigstens einmal im Monat schwärme; der Ertrag ist sehr reichlich und da man eine Weinflasche voll Honig zu 640 — 960 rs. = 16 — 24 Epr. verkauft, das Wachs im Verhältniß auch pekuniär sehr ergiebig.

So hat ein Kolonist im Jahre 1853 zwei Bienenschwärme nach Rio Pardo mitgebracht, aus welchen er binnen 18 Monaten über 200 Bölker erzog und noch mehr erzogen haben würde, hätte er Körbe genug besessen. Den Stod verkaufte er durchschnittlich zu 26 \$, was bei dem Verkaufe von 150 Körben den ansehnlichen Erlös von 3,800 \$ betrug.

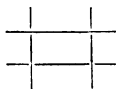
Die am besten zur Mitnahme geeigneten Stöcke sind die sogenannten italienischen Bienen, welche ungemein stark schwärmen, reich an Ertrag und dabei dem Menschen nicht feindlich sind. Diese Art ist in Deutschland erst seit kurzer Zeit bekannt, und am besten durch die Landwirthschaftsgesellschaft in Wien zu beziehen. Der Bienenzüchter möge aber nur solche Körbe nehmen, aus welchen er wöchentlich Honig entzieht, da die Bienen in diesem Klima keinen Wintervorrath sammeln.

Für den Haushalt eines Landwirthes ist unstreitig das Schwein, porco, in seiner Unentbehrlichkeit das nothwendigste Inventarstück, besonders in Südbrafilien, wo man nicht nach jedem Pfund Schmalz zum Kleinhändler und nach frischem Fleisch in die Fleischbank zu schicken vermag. Es bringt Abwechslung in die Eintörmigkeit des Tisches eines Ansiedlers und sein Fett ist das einzige, womit derselbe seine Speisen zu bereiten vermag.

Die Ragen der Schweine in Südbrafilien sind mancherlei oder eigentlich, sie sind sehr gemischt; besonders mastfähig ist das chinefische Schwein, klein mit wenig Borsten und tief herabhängendem Bauche; doch zieht der deutsche Kolonist ihm eine größere, etwas längere und dem gewöhnlichen Deutschen, sogenannten westphälischen Schweinen ähnliche Art vor, weil der Speck, der Hauptzweck der Schweinezucht, bei jenem zu weich geräth, daher in diesem warmen Lande leicht dem Verderben ausgesetzt ist. Die Brasiliaaner mästen ihre Schweine gar nicht und lassen sie stets frei herumlaufend ihre Nahrung selbst suchen. Die Deutschen folgen ihnen hierin nur in so lange, bis die Schweine das Alter von 10 Monaten bis 1 Jahr erreicht haben, worauf sie die Ober verschneiden und in sehr kunstlos gebaute Koben thun, in welchen sie dann mit Mais und Kürbissen und verschiedenen Abfällen gemästet werden. Ein Kolonist, der das Handwerk verstünde, auch die Säue zu verschneiden und so mastfähig zu machen, würde weit und breit in der Runde gesucht und gut bezahlt werden. Jetzt begnügt man sich meist damit, eine dem Tode geweihte Sau mager zu verspeisen. Die

Schweinekoben werden hergerichtet, indem man immer 4 starke Riegel in

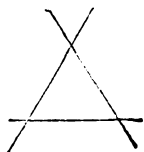
Gestalt eines Vierecks verschränkt, über einander legt;



zwischen

den beiden untersten Lagen bringt man den Boden und oben das Dach an, welche beide darin bestehen, daß man solche Riegel möglichst dicht an einander schiebt, um einerseits dem Schweine das Durchfallen oder Fußbrechen, andererseits das Hineinregnen möglichst zu erschweren. Wer übrigens obige Eventualitäten ganz verhüten möchte, braucht nur dem Fußboden einige Beilhiebe zu widmen, um ihn wenigstens an der obern Seite glatt und eng an einander schließend zu machen. — Diese ist die gewöhnliche Manier der Ansiedler in der ersten Zeit; viele von ihnen behalten auch später diesen Schlendrian bei; doch haben wir bei deutschen Kolonisten, namentlich bei dem Kolonisten Mumach in der Baumschneiz in San Leopoldo, Schweinfälle gefunden, vollkommen den in Deutschland üblichen gleich.

Um der andern, frei herumlaufenden Schweinsjugend das von ihr so sehr beliebte Einbrechen durch die nichts weniger als dichten Zäune in die Pflanzungen zu verleiden, giebt man ihnen ein hölzernes Halsband in bezeichneter Form, dessen lange Enden stets an dem Zaune anstoßen. Doch halten wir dafür, daß die kleine Mühe, einen eigenen Platz für die Schweine dicht einzuzäunen, jener Methode bedeutend vorzuziehen sei, nur muß er so liegen, daß das Regenwasser schnell Abfluß findet, sonst leiden die Thiere im Winter bei anhaltenden Regengüssen und bei niedriger Temperatur ungemein.



Die Schweine werfen gewöhnlich zweimal des Jahres, manchmal auch dreimal, selten aber mehr als sechs Junge, Folge der geringen Race und der wenigen Pflege, welche man ihnen angedeihen läßt. Den Ferkeln muß man gleich die Zähne abkneipen, wenn sie welche haben, sonst frißt sie das Mutter Schwein, wie uns leider öfters vorgekommen.

Das beste Futter für die jungen Schweine geben die Kürbisse, aboboras, welche, wenn kein Reif eintritt, Monate lang sich halten. Sie machen zugleich das Wässern der Thiere durch ihre große Saftigkeit überflüssig. Ferner giebt man ihnen dann und wann einige Kolben Mais, Kartoffeln, Bataten, die abgefallenen und nicht verwerthbaren Früchte, als Apfelsinen, Pfirsiche u. und überhaupt jeden Abfall, der nicht besonders für die Maßschweine bestimmt ist. Jeder Kolonist sollte wenigstens 4 gute Zuchtsäue und einen Eber haben, um doch wenigstens jedes Jahr 6 — 8 Maßschweine in das Haus schlachten zu können, indem er selten mit weniger Fett auskommt. Fordern doch die landesüblichen Speisen, die schwarzen Bohnen und der Mandioc als Pirão, eine ansehnliche Zuthat von Speck oder Schmalz, um genießbar zu sein. Der Speck und das Schweinefleisch, das heißt, die Rippen und Bauchstücke, auch das von den Knochen abgelöste Fleisch der Vorder- und Hinterschinken lassen sich gut räuchern und liefert hierzu das Holz und die Blätter des Apfelsinen- und Lorbeerbaumes aus-

gezeichnetes Material; die Schinken aber im Ganzen zu räuchern, ist hier noch nicht gelungen, indem sie noch immer sinkend geworden sind. Das von den Knochen gelöste Fleisch der Schinken muß man, um es in den Rauch hängen zu können, entweder in ein Stück Zeug oder in eine Schweins- oder Rinderblase thun. Auch die Würste, am besten die Cervelat-Würste, lassen sich, wenigstens in Rio Grande zur Winterszeit recht gut räuchern und ziemlich lange aufbewahren, besonders, wenn man ziemlich viel Rindfleisch unter das Füllsel gehackt hat. Auf dem Hochlande, den Campos da Serra, aber glauben wir, ohne es indeß behaupten zu können, daß man auch die ganzen Schinken wird räuchern können. Ueberhaupt ist das Hochland schon aus dem Grunde zur Schweinezucht sehr geeignet, als dort die Brasilische, den Hauptbestandtheil der Wälder und ihre sehr zahlreichen Früchte eine gute und für Menschen und Thiere wohlgeschmeckende Speise bilden.

Da wie gesagt, die gewöhnliche Race ziemlich unbedeutend ist, so wäre es dem bemittelten Einwanderer zu empfehlen, einige Zuchtschweine, am liebsten von echt ungarischer Race, mitzunehmen; diese sind am meisten an Strapazen und Bitterungen ungebildet, so wie an das Leben im Freien gewöhnt und müssen sich sehr gut und leicht. Auch ist das Mitnehmen von Schweinen und Schafen sehr leicht, da sich am Bord jedes Schiffes genug Ställe für derlei Thiere zur Verproviantirung der Kajüte vorfinden, sie deshalb nicht im Wege sind und ihr Transport keine besonderen Vorkehrungen erheischt.

Im Süden der Provinz Rio Grande kostete ein Schwein von 150—180 U. . . . 12\$000rs.—16\$000rs.—10\$—Sgr.—13\$10Sgr. in San Leopoldo 10 „000 „—15 „000 „= 8 „ 10 „ „ 12 „ 15 „ in Santa Cruz . . . 32 „000 „—40 „000 „= 26 „ 20 „ „ 33 „ 10 „ dagegen die Arrobe

(32U) Speck . . . 4 „500 „— 5 „000 „= 3 „ 20 „ „ 4 „ — „ Schweinefett à U. — „250 „ — „300 „= — „ 6 „ „ — „ 7 1/2 „ Schweinefleisch „ — „120 „ — „ — „ = — „ 3 „ „ — „ — „ Schinken (ausländischer) „ — „320 „ — „ — „ = — „ 8 „ „ — „ — „ und in St. Catharina

d. U. Schweinefleisch — „160 „ — „200 „= — „ 4 „ „ — „ 5 „

Denselben Preis dürfte es auch in Paraná behaupten. In diesen beiden Provinzen können Preise von Speck und Fett um so weniger ausgesetzt werden, als man da bis jetzt die Schweinezucht gar nicht, oder sehr unbedeutend betreibt, auch bei dem Mangel an großen, älteren Kolonien die Nachrichten sehr vage sind.

Die Schafe, ovelhas, sind in ganz Brasilien gar nicht geschätzt. Die Landesrace ist ungemein grobwollig; man scheert sie deshalb in Sta. Catharina gar nicht und in Rio Grande nur, um aus ihrer Wolle die im Winter nöthigen warmen Decken für die Sklaven zu gewinnen. Sonst hält man sie auf den Fajenden nur, um den kranken Sklaven dann und wann frisches Fleisch und Suppe geben zu können, oder auch, wenn das

viele Salzflusseffen den Gesundheitszustand der ganzen Plantage mit sforbutischen Anfällen bedroht, um durch diese Abwechslung der Nahrung den alterirten Zustand zu heben.

So kommt es, daß die Campos von Rio Grande, welche zur Schafzucht so sehr geeignet sind und auf welchen die Kaschmirschaafe und chilenische und peruanische Alpacas und Vicuñas vortreflich gedeihen würden, fast gar keine Schafe aufzuweisen haben. In neuester Zeit, im Jahre 1852 hat die Provinzialregierung von der Assemblée die Erlaubniß erhalten, für 4,000 \$ 000rs. (3,400 Pr. Thlr.) eine Heerde Merinoschafe aus Europa zu verschreiben und beauftragte Dr. Schmidt in Hamburg mit dieser Angelegenheit. Dieser Mann kannte jedoch die Eigenthümlichkeit der Brasilianer zu genau, um ihnen das Ungenügende der votirten Summe, die kaum zum Ankaufe eines vorzüglichen Widders hinreicht, demonstrieren zu wollen und so endlose Debatten hervorzurufen, sondern er resolvirte sich kurz, kaufte eine Heerde und engagirte Schäfer, welche er dann der Regierung zusandte, die sie bon gré mal gré entgegennahm, trotzdem daß die Auslagen statt 4 Contos deren 14 (11,700 Pr. Thlr.) betrugen.

Diese Heerde, sächsishe Elektoralschaafe, wurde dem ursprünglichen Plane entgegen, demzufolge sie paarweise unter einzelne Fazendeiros vertheilt werden sollte, in einer Musterschäferei bei Porto Alegre untergebracht, welche dann aus ihrem Nachwuchs die Schafzüchter mit Zugschafen und Widdern, je nach Bedarf und Borrath zu versehen hat. Ob sich diese Anstalt erhalten, oder ob sie, wie schon 1854 stark gesprochen ward, bereits durch Verkauf an den Meistbietenden aufgelöst worden, darüber sind wir nicht informirt, und wäre jedenfalls zu bedauern, daß man so die einzig mögliche Art, die Schafzucht dauernd durch diese Heerde zu verbessern, mißkennt.

Ueberhaupt halten wir die Einführung von Merinos in Brasilien für einen Mißgriff. Diese Thiere verlangen eine solche Pflege und in Folge dessen eine gehörig instruirte Klasse Schäfer, daß an ein Gedeihen derselben unter Sklavenhänden gar nicht zu denken ist. Hierzu kommt, daß die Merinos äußerst empfindlich gegen Regen sind, der gerade im Winter sehr reichlich und kalt fällt und das ihnen schließlich die Grasarten der Campos zu rau und ungewohnt erscheinen dürften. Auch ist ihre Wolle zu fein für die Landesbedürfnisse und die rohe brasilianische Industrie.

In Südbrazilien muß man beim Schafe wenigstens eben so sehr auf das Fleisch, als auf die Wolle sehen, da es eine willkommene Abwechslung mit dem ewigen Schweinefleisch und der carne seua bietet. Das englische Schaf erscheint uns hierzu am geeignetsten, da seine Mittelwolle für die hiesigen Bedürfnisse und die stufenweise Verbesserung der Landescrace genügt und seine große Raufähigkeit, sowie geringe Empfindlichkeit dessen Pflege lohnend machen und vereinfachen. Ist erst das Land besser bevölkert oder kommen viele Leute aus Schäferdistrikten nach Rio Grande, so wird die vorhandene Merinosheerde oder neu zu bringende dann die Mittel zur lohnenden Beredelung der Schafzucht bieten, besonders, wenn bis dahin

die Industrie Brasiliens bis zur Errichtung von Tuchfabriken gekommen sein wird.

Ueber die Ziege, cabras, läßt sich sehr wenig sagen, als, daß man sie ebenfalls nur der Abwechselung im Essen und vielleicht ihrer Milch wegen in Gegenden hält, wo wenig Rüge sind. Uebrigens giebt eine gut genährte Ziege leicht eben so viel Milch als eine südbrasilianische Kuh. Die deutschen Ansiedler halten indeß ungern Ziegen, da man vor ihrer Genäßigkeit die Anpflanzungen nicht genug hüten kann. Auch die Schafe sind nicht beliebt bei ihnen, da sie durch alle Zäune durchstriefen.

Der Preis eines Schafes wird 6— 8\$000rs.=5.₧—Sgr.—6.₧20Sgr.

" " einer Ziege bei 10 „000 „=8 „ — „ — „ — „
betragen, d. h. in Rio Grande.

Wir kommen nun zum edelsten Thiere des Haushaltes, dem Pferde. Das brasilianische Pferd, cavallo, ist so gut, als das des argentinischen Nachbarn und das der andern spanischen Republiken des amerikanischen Continents, eine Abkömmling des andalusischen Rosses, einst weit aus eines der edelsten. Doch ist es selbst in Rio Grande, Paraná und San Paulo, den einzigen Reiterländern Brasiliens, nicht mehr in solcher Güte zu finden, als bei den Argentinern, da, wie nun scheint, der portugiesische Stamm keine besondere Vorliebe für Thiere besitzt.

Das gewöhnliche, brasilianische Landpferd, welches nur von dem Grase der Campos sich nährt, ist eine elende Schindmähre und wenn es auch hie und da Spuren seiner edlen Abstammung zeigt, so wird diese fast gänzlich von der kraftlosen Nahrung und der grausamen unvernünftigen Behandlung des Reiters verdeckt, so wie durch das allen Regeln einer ordentlichen Pferdezucht spottende immerwährende Zusammensein von Hengsten und Stuten. Die Stuten, egoa, sind noch überdies von den elenden Thieren die elendesten, da sie so in Mißcredit stehen, daß kein Brasilianer auf ihnen reiten würde. Sie werden nur zur Zucht verwendet und wenn sie alt geworden, geschlachtet, wo dann Haut, Haare, Rammfett, Hufe, Knochen, Blut und neuerer Zeit in Phosphorfabriken auch ihr Fleisch verwerthet werden kann. Allein bei der Stadt Pelotas werden alljährlich 4000 — 5000 Stuten geschlachtet. Sie bleiben Jahr aus und ein allen Unbilden der Witterung überlassen, erhalten nie eine andere Nahrung, als das Gras der Campos, das im Winter oft spärlich genug ist, und man schneidet ihnen überdies im Frühlinge meist noch Mähnen und Schweifshaare, ab um diese zu verkaufen. Daß unter solchen Umständen von einer ordentlichen Zucht nicht die Rede sein kann, ist leicht erklärlich.

Von den jährlich entfallenden Füllen werden die besten ausgesucht und sobald sie die Milchzähne größtentheils verloren, an das Maisfutter gewöhnt. Viele Pferde gewöhneu sich nie daran, da der Mais ungeschrotet verfüttert wird und deshalb für die Gebisse zu hart ist. Gewöhnt sich das Pferd aber daran, was dann durchschnittlich in 4 bis 5 Wochen geschieht, so wird es kräftig, wohlgenährt und feurig und die Vorzüge seiner Race treten besonders in der seltenen Ausdauer in der Gangart des Galoppes zu Tage; bevor aber ein Pferd dahin gelangt, rechnet man gewöhnlich, daß

es 8 Sad Mais gefressen haben müsse, für jeden Fuß zwei; solche Pferde heißen *amilhados* und *comedores de milho*, Maisfresser.

Die deutschen Kolonisten, welche sich mit der Pferdezucht erst im Kleinen beschäftigen, erziehen sehr schöne Pferde, die aber des Umstandes wegen, daß sie mitunter mit Kürbissen und nassem Futter gefuttern werden, nicht so ausdauernd sind und viel schneller schwitzen.

Der Unterschied in der Güte des Pferdes zeigt sich schon in den Preisen. Während man ein Graspferd von 4 bis 10 Milreis haben kann, kostet eine schlechter Maisfresser schon 20 bis 30 und mehr Milreis und gute mit Mais ausgefütterte Pferde 100 — 500 ja 1000 Milreis, wenn sie *cavallos da carreira*, Wetrennpferde sind. Doch kann man ein sehr gutes, kräftiges und ausdauerndes Pferd schon um $1\frac{1}{2}$ — 2 Unzen Gold, 48 — 64\$ haben. Gewöhnlich bekommt man auch um eine Unze, ja um 20 — 24\$ gute Pferde. Das Obgesagte gilt nur von Rio Grande. In Sta. Catharina sind gute Pferde sehr selten und daher schon die wenigen guten viel kostspieliger, doch kann man immer daselbst Pferde um 30 — 40\$ kaufen, die den Anforderungen, welche ein bescheidener Kolonist an sie stellt, genügen.

Das brasilianische Pferd ist sehr fromm und gutmüthig und für gute Pflege sehr erkenntlich. Man kann es halbe Tage ohne Aufsicht vor einem Hause stehen lassen, ohne daß es fortgeht. Ist es auf der Weide, so kommt es auf einen Ruf zum Hause und ist ihm das sehr bald gelehrt. Die Deutschen in Brasilien bringen dies ihren Pferden durch Güte bei; der Südbrazilianer aber glaubt, daß zum Zähmen des Pferdes große Gewalt und Grausamkeit gehört. Freilich wollen sie es in einem Tage zähmen und erreichen auch ihren Zweck, wenn das Pferd nicht dabei zu Grunde geht. Sie fangen das wilde Pferd mittelst des *Lazo* und verbinden ihm die Augen. Dann bringen sie ihm den eisernen Ring, welcher den Zaum vorstellt, in das Maul, befestigen den Zügel, wie die Kunstreiter, zu beiden Seiten des mittlerweile auch aufgelegten Sattels, so, daß der Hals gebogen gehalten werden muß. Dann besteigt es der Zureitende, der, mit einer *Chicote* und ungeheuren Sporen bewaffnet, das seiner Blende und des *Lazos* entledigte Pferd zu einem verzweifelten Rennen in den Camp so lange antreibt, bis das arme Thier, auf's Aeupferste geängstigt, gepeinigt und ermattet, endlich mit Schaudern gehorcht. Es kommt wohl dann und wann bei dieser Art des Zähmens (*amansar*) vor, daß das gequälte Thier, über Abhänge sich hinabstürzend, oder trotz Zügel, Sporen und Peitsche in den dichten Wald drängend, seinem Beiniger den Tod oder schwere Verwundungen bringt, aber noch häufiger geschieht es, daß die Pferde dabei ruinirt werden. Ein gezähmtes Pferd wird sodann mit dem Zeichen seines Herrn gebrannt und lernt, besonders, wenn es für Frauen bestimmt ist, Paß gehen, d. h. immer die Füße derselben Seite zu gleicher Zeit erheben, wodurch die Bewegung eine sanfte, schaukelnde wird, im Gegensatz zu dem trote, einem sehr kurzen Trab; dann noch den *Marcho*, eine Gangart, wobei das Pferd mit den Vorderfüßen galopirt und mit den Hinterfüßen trabt, und endlich den *allongirten Galop*. Unfern Schritt und

ordentlichen Trab, sowie kurzen Galop kennt und liebt der Brasilianer nicht. Dabei sitzen sie den Pferden fast ganz auf den Schulterblättern und so kann es bei diesen unnatürlichen Gangarten nicht fehlen, daß das Pferd bei dem außerdem noch äußerst scharfen Pariren bald auf den Vorderfüßen gänzlich ruiniert ist.

Das Pferd wird fast nur zum Reiten gebraucht, hie und da als Saumthier, in São Leopoldo aber auch mit vielem Erfolge als Zugthier.

Manches andere auf Pferde Bezügliche ist in dem Abschnitte „Bevölkerung“ zu finden.

Das eigentliche Zug- und Lastthier Südbraziiliens ist das Maulthier, mula. Doch beginnen die Pferde allgemach die Maulesel, wenigstens an den Equipagen, zu ersetzen. Obgleich es meist schön ist, so könnte, wenn man den Stuten mehr Pflege angedeihen ließe, die Maulthierzucht so verbessert werden, daß es keinem europäischen nachstehen würde. Auch die Einführung maltesischer Zuchtesel dürfte von großem Einfluß darauf sein. Die bis jetzt in Südbraziilien befindlichen wenigen Esel, burro, dienen nur zur Zucht der Maulthiere.

Ein guter Maulesel kommt in Rio grande und Paraná auf 50 bis 100 \$ rs., in Sta. Catharina noch höher zu stehen, obgleich man auch welche um 20—30 \$ rs. bekommen kann. Besonders reich ist die Provinz Rio grande an Pferden und Mauleseln, deren Anzahl man auf 7 bis 800,000 Stück schätzt.

Krankheiten sind die Pferde und Maulthiere weniger unterworfen; das gewöhnliche Uebel sind die Beulen und Geschwüre, welche von dem Drucke des Reit- und Tanzsattels herrühren. Sind die Beulen noch nicht aufgebrochen oder verhärtet, so genügt ein Nasenumschlag, mit Essig angefeuchtet. Ist aber bereits eine Wunde entstanden, so muß man durch Bestreuen mit gepulvertem Alaun die Heilung beschleunigen, durch Bestreichung mit Theer, oder Fischthran, oder Lorbeeröl die Insekten fern halten, bei solchen aber, wo bereits Maden in den Geschwüren sind, mit Taback- oder Aloëabsud die Wunde mehrmals waschen.

Jeder Viehzüchter hat seine eigene Marke, die in das Markenbuch der Provinz eingetragen und von denen Anderer verschieden sein muß. Bei den Brasilianern läßt der Käufer eines Pferdes demselben gleich seine Marke über die des früheren Herrn brennen, und gilt dies als Kaufbrief und Quittung. Leute, welche noch Mitleid mit den edlen Thieren haben, lassen sich einen Kaufbrief ausstellen, in welchem die Marke des früheren Besitzers angegeben sein muß. Die für das Heer bestimmten Pferde, reupos, werden an einem Ohre gestugt, was besonders den Soldaten den Pferdebediebstahl sehr erleichtert, der überhaupt in Rio grande sehr florirt. Jeder Soldat kann ein solcherweise oft von ihm selbst so gestugtes Pferd als Eigenthum der Regierung reklamiren, ein Mandover, dem sich die Polizeisoldaten bei ihren miserablen Mähren nur zu oft hingeben. Natürlicherweise können derlei Uebergriffe den Kolonisten gegenüber nicht stattfinden, da sie zu wenig Pferde besitzen und diese unter der Bewohnerschaft zu bekannt sind, um ihre Identität nicht sogleich herstellen zu können, wohl aber

bei den großen Estancieros sehr häufig, welche Tausende von Pferden besitzen.

Weber Pferde noch Maulthiere werden auf dem Lande oder in kleinen Ortschaften beschlagen; dies geschieht nur in den größeren Städten, wo das Pflaster dazu zwingt. Selbst die reguläre Kavallerie folgt diesem Ufus.

Wer einen besonderen Luxus mit Pferden entwickeln will, läßt sich Reitpferde aus den argentinischen Provinzen und Wagenpferde vom Cap der guten Hoffnung kommen. Namentlich in Rio de Janeiro sind fast alle Equipagen mit letzteren bespannt, von denen ein Paar gewöhnlich 1200 bis 2000 \$ rs. kostet.

Das Rindvieh in Südbrafilien ist von Natur aus stattlich, wie man an jenen Exemplaren der Race sehen kann, welchen mehr Futter und Pflege zugewendet wird oder welche in solchen Gegenden weiden, die den rauen Einflüssen des Winters weniger ausgesetzt sind; weder Rindvieh, noch Pferde erfreuen sich eines Obdachs zu irgend welcher Jahreszeit, am wenigsten bei Leuten, wo der Viehstand von 8000 bis 50,000 und mehr Stücke steigt. Man wird einsehen, daß es nahe an die Unmöglichkeit streift, solche Massen Thiere unterzubringen. Obgleich nun kein Einwanderer sobald in den Fall kommen dürfte, sich der Viehzucht in ähnlichen Zahlenverhältnissen zu widmen, so sind doch die Auslagen für Erbauung eines Stalles, die Mühe, Pferde und Rindvieh, welche das ungebundene Herumstreifen gewohnt sind, an den Stall zu gewöhnen, endlich die Arbeit und die Auslagen, welche die stallgerechte Pflege und Fütterung verlangt, zu bedeutend, als daß man dem Einwanderer zumuthen sollte, sich von der Landesitte zu entfernen. Hat er jedoch eine besonders gute milchgebende Kuh oder ein oder mehrere werthvollere Pferde und will er sie, besonders im kühlen Rio grande-Winter, vor den sehr sichtbaren Wirkungen der Witterungsunbilden bewahren, so ist es schon der Mühe werth, eine Art Schuppen zu errichten, dessen eine lange, gegen Norden belegene Seite ganz offen sein kann. Es kostet aber, wie gesagt, viel Mühe, das Vieh mit der Halfter oder Kette zu versöhnen, und muß man in dieser Beziehung bei dem feurigeren Temperamente der Pferde sehr aufmerksam auf selbe sein, ja, sie lieber in ganz geschlossenen Ställen gar nicht anbinden, was bei der allgemeinen Gutmüthigkeit der dortigen Pferde weder ihnen selbst, noch dem Abwartenden Gefahr oder Schaden bringt.

Das Rindvieh, gado vaccum, in Südbrafilien ist bei seiner ungeheuren Anzahl und dem Umstande, daß es während des ganzen Jahres in den menschenleeren Campos geht, ohne Jemand anders, als seine Hirten zu gewahren, vor denen es allen Grund hat, auf der Hut zu sein, natürlich halbwild und ganz dem ungarischen und moldauischen auf den Büsten und Ebenen aufgewachsenen zu vergleichen. Diese Gattung Vieh an's Haus zu gewöhnen, ist eine schwere Aufgabe, noch schwerer die, der Kuh etwas Milch abzugewinnen. Wir hatten z. B. eine Kuh, welche zum Melken stets erst mit dem Laço gefangen werden mußte; da sie mit den Hörnern, Füßen und dem Schweife herumschlug, war man genöthigt, sie mit dem

Kopfe an den Zaun festzubinden, Hinter- und Vorderfüße zu koppeln und den Schweif längs des Rückens an die Hörner zu befestigen; selbst in dieser Stellung mußte sie noch von zwei Männern gehalten werden, während ein Dritter ihr das Vischen Milch ablakte, welche durch das Ansaugen das Kalbes hervorgefogen worden war.

Es giebt auch sehr gelehrige und leicht zu zähmende Thiere darunter; aber zunächst nur das zweijährige, höchstens dreijährige Rind. Wer also die Plage, welche wir oben beschrieben, scheut, thut am besten, sich solch junges Vieh zu kaufen und erst auf seinem eigenen Besizthum oder in der Nähe bespringen zu lassen, und bis die Kuh Milch giebt, sich mit einer Ziege für den Hausbedarf zu begnügen. Hat er aber die Mittel dazu und findet er einen Deutschen, der ihm eine gute, zahme Kuh abläßt, so wird er am klügsten thun, diese Ausgabe nicht zu scheuen, welche freilich oft das Bier- und Fünffache des Ankaufes einer Kuh von einer Estancia beträgt.

In dem wahrscheinlichen Falle aber, daß sie, der Wohlfeilheit der Preise wegen, lieber halbwildes Vieh kaufen und den Mühen von dessen Zähmung sich unterziehen wollen, mögen sich mehrere Einwanderer einigen, um gleich einen Transport solchen Viehes zu kaufen. Es sind dann die Thiere wohlfeiler zu bekommen, der Transport von zwanzig und mehr solchen Thieren erfordert zwei — drei — Mann, die dann freilich, wenn der Weg durch Wälder geht oder viele Kälber zu transportiren sind, eine Herkulesarbeit vor sich haben, — während zu jedem einzelnen Stück Vieh auch ein Mann gegeben werden müßte, und kommt endlich dessen Verpflegung in bewohnten Landstrecken im Verhältnisse billiger. Ist der Transport dann auf der Kolonie angekommen, so können die Thiere durch's Loos vertheilt oder, wenn die Viehtreiber zugleich die Eigenthümer des Triebes sind, versteigert werden.

Hat der Einwanderer eine Kuh sammt Kalb erworben, so behält er letzteres im Hause und läßt die Kuh ihrem Futter nachgehen. Sie lehrt dann regelmäßig des Morgens und Abends zurück und verlangt ihr Kalb zu stillen. Behandelt man dann die Kuh mit Güte und giebt man ihr bei ihrer jedesmaligen Wiederkehr einen Korb mit Grünfutter oder einen zerschnittenen Kürbis und ein paar Hände voll Mais oder einige ganze Maiskolben, so wird sie sich bald an die Menschen gewöhnen und sie als Freunde betrachten lernen.

Um zu der Milch zu gelangen, ist es die ersten Tage nach dem Ankaufe hindurch räthlich, wenn die Kuh nicht ganz besonders zahm ist, dem Kalbe die ganze Milch zukommen zu lassen; später läßt man das Kalb ansaugen und nimmt es nach wenigen Zügen hinweg, um die Kuh zu melken; doch darf man sie nicht ganz ausmelken, sondern muß den Rest wieder vom Kalbe ausaugen lassen; würde man diese Vorsicht nicht beobachten oder würde das Kalb sterben, so hielte die Kuh die Milch ganz zurück, ganz in der Weise, wie das halb wilde Vieh der osteuropäischen Steppen. Diese Verfahrungsweise wiederholt sich so lange, bis die Kuh wieder hochträchtig ist, worauf man sie mit dem Kalbe frei laufen läßt.

Bis zu dieser Zeit ist ihr die regelmäßige Wiederkehr des Morgens

und Abends zum Hause zur Gewohnheit geworden, die man wohlweislich mit etwas Futter unterstützen muß.

Der verständige Landmann wird nicht eher die Milch der Kuh gewinnen wollen, bevor das Kalb nicht sechs Wochen erreicht hat; denn erst von diesem Zeitpunkte an nehmen die Kälber theilweise anderes Futter an; man giebt ihnen dann gewöhnlich Kleien, geschroteten Mais, Kürbisse zc., was sie bald und um so eher mit Begierde fressen, wenn man das trockene Futter etwas neßt, den Mais anquellen läßt und etwas Salz beimischt.

Die Kälber werden in Südbrasilien nur in dem Falle verkauft oder verspeist, wenn die Mutterkuh zu Grunde geht. Es geschieht dies bei den Viehzüchtern im Kleinen des Milchgewinnes und bei den großen Estancieros des schwierigen Transportes und des geringen erzielten Preises wegen. Daher gehört in den Städten Südbrasilien's Kalbfleisch zu den Seltenheiten. Die großen Estancias in Südbrasilien, welche zur Viehzucht verwendet werden, zählen oft 30—40 *□*Legoa's. Wesentlich von einander unterscheiden sich die Campos in dem wellenförmigen Terrain Rio grande's und die auf dem Hochlande. Der Boden oder vielmehr das Gras der erstern ist so salzhaltig und nahrhaft, daß ein Estanciero des Südens nicht nur kein Salz, das dort zu Lande, als von Europa eingeführt, sehr theuer ist, seinen Rindern zu verfüttern braucht, sondern auch pr. *□*Legoa Camp 2000 Stück Rinder zu erhalten vermag. Der Viehzüchter auf dem Hochlande unterliegt nicht allein den nicht unbedeutenden Kosten für das Ledfsalz, sondern kann pr. *□*Legoa Land nur 1000—1200 Stück Rinder rechnen, für die er überdies bei der so bedeutend niedrigen Wintertemperatur jener Gegenden, falls er großen Verlusten vorbeugen will, wenigstens einige Sorgfalt zu entsalten gezwungen ist.

Der Südbrasilianer zieht gewöhnlich das Rindvieh weder zum Zwecke der Milch-, noch der Butter-, oder Rindschmalz- oder Käse-Gewinnung, sondern hauptsächlich zur Verwerthung von dessen Haut und Hörnern. In zweiter Reihe erst steht der Talg und das Fleisch, dem der Gewinn aus dem Blut, den Haaren, den Knochen und den Klauen folgt. Begreiflicherweise sollten demnach in einem so viehreichen Lande auch die Gewerbe, welche sich mit der Verarbeitung des Rohstoffes befassen, sehr zahlreich und in möglichster Vollkommenheit sein. Dem ist aber bei weitem nicht so; es befinden sich in der Provinz Rio Grande und auf dem Hochlande von Sta. Catharina und Paraná wohl eine Anzahl Schlachthäuser (*Charqueadas*), die sich mit dem Schlachten, Häuten, Trocknen des Fleisches, Kochen des Blutes, Brennen der Knochen zc. und der dahin einschlägigen Fabrication von Seife, Kerzen, der Erzeugung von landesüblichen Reitzugen und dabei unentbehrlichen Gerbereien befassen. Es geht aber dabei über alle Maßen einfach und ohne Anwendung der so weit vorgeschrittenen Technik der genannten Gewerbe vor sich, daß ein europäischer kleiner Kapitalist mit den nöthigen Erfahrungen und tüchtigen Gewerbsleuten sehr gut mit den brasilianischen *Xarqueadores* zu concurriren vermag.

Der Viehzüchter in Südbrasilien sendet Mitte Herbst bis in den Winter, also vom April bis zum Juni, wenn er sein Vieh durch Frühling's-

und Sommergras gemästet hat und die geringere Hitze der Jahreszeit, sowie die öfteren Regen, den Marsch und die Verpflegung eines großen Viehes ohne zu großen Nachtheil erlauben, meist ihr dreijähriges, männliches, sowie älteres, ausgemustertes Vieh zur Charqueada oder der Charqueador reißt selbst herum, das Vieh aufzukaufen. Im ersteren Falle bekommt der Charqueador für das Schlachten, Abziehen, Trocknen und Salzen der Felle und des Fleisches, für das Präpariren der Hörner, das Ausnehmen des Talges wie der Klauen 2 \$ (1 \$ 20 Sgr.) außer der Vergütung für das aufgewandte Salz, und überdies noch die Abfälle, als: Haare, Blut, Knochen zc., woraus sich bei einiger Maßen umsichtiger Gebahrung ganz hübsche Gewinne realisiren lassen. Ueberdies wird der Viehzüchter dem Charqueador, um die Transportkosten für die Hörner, Klauen und den Talg zu ersparen, meist selbe gleich verkaufen; die Häute hingegen sind von den fremden Kaufleuten so gesucht, daß sie gewöhnlich schon verkauft sind, während die Thiere noch einige Wochen hindurch in derselben sich wohl fühlen.

In den bezeichneten Monaten ist der Zubrang zu den Charqueadas ungeheuer, und günstige, den Centren der Viehzucht nahe belegene, mit bequemen Kommunikationsmitteln versehene Charqueradas machen dann immense Geschäfte. So z. B. die Charqueaden von Pelotas, die in einer Saison oft 100—120,000 Stück Hornvieh und 5000 Stuten schlachten, und in ihre werthbringenden Faktoren zerlegen. Staunenswerth ist da die Thätigkeit der brasilianischen Peões (Knechte). Während man sie sonst das ganze Jahr über faulenzend gesehen, wie nur irgend einen Lazzarone Neapels, greifen sie bei dem von Jugend an gewöhnten Handwerk mit solcher Lust und staunenswerther Thätigkeit zu, daß 5 von ihnen genügen, um täglich 18—20 Ochsen zu tödten, zu zerlegen und ihre Bestandtheile an die betreffenden Orte zu schaffen. Die meisten Charqueadas besitzen einen eingepfählten Raum, der auf der einen Seite in eine so enge Gasse ausläuft, daß sich das darin befindliche Thier nicht umzuwenden vermag; am Ende dieser Sackgasse befindet sich eine Oeffnung, die in ihrer ganzen Breite durch einen von oben zu handhabenden Schieber geschlossen ist. Unter der Oeffnung durch, geht ein Bohlenboden der gegen außen sehr abschüssig verläuft und in einigen Fuß Höhe von dem umgebenden Terrain plötzlich endet. Sowie die Ochsen in diese Gassen gedrängt worden sind und einer die Bohlen betritt, erhält er von einem oberhalb der beschriebenen Oeffnung rittlings befindlichen Peão mit einem Messer den nie fehlenden Todesstoß in die Genickmuskeln. Kaum ist er niedergestürzt, so öffnet der Peão den Schieber, die draußen befindlichen Knechte werfen dem todten Thiere den Lago über die Hörner und ziehen es auf den abschüssigen Brettern hinaus, laden es auf den bereit stehenden Karren und kehren zu dem mittlerweile neuerdings gefallenem Opfer zurück. Andere Knechte übernehmen dann das Abhäuten, stechen ringsum Löcher in das Fell und spannen es mittelst Hölzer über dem Boden auf. Die besten Häute werden dann eingefalzen. Ein anderer Theil hat indeffen das Fleisch in dicken Streifen von Leibe gelöst und auf einen Haufen auf Strohmatten im Saladeiro (Salzhaufe) gewor-

fen. Später wird es abgewaschen, gesalzen und an der Luft zum Trocknen auf bereits vorbereitete Stangen aufgehängt. Hierbei muß es vor Thau bewahrt werden. Das ist die *carne secca*, ein Lebensmittel, das im südbrasilianischen Haushalte eine große Rolle spielt.

Auch das Fett wird zusammengefaßt und dann in Klumpen gepreßt; das Nierenfett aber meist ausgelassen und in den Blasen zum Verkaufe gebracht. Viele Leute bedienen sich dessen zum Kochen. Die dünneren Knochen werden zur Feuerung verwandt, indeß die größeren zu Kohle gebrannt werden. Auch das Blut wird solchergestalt in Pulver verwandelt. Endlich wird die äußere Schale der Hörner abgenommen.

Alle diese Produkte haben schon ihre Bestimmung, was in den *Charqueadas* gewonnen wird, geht ausnahmslos entweder in seiner ursprünglichen Gestalt oder nothdürftig verarbeitet in die Hände meist fremder Kaufleute über.

So ist die Seifen- und Lichter-Fabrikation zwar in Rio de Janeiro schon auf dem Punkte, daß man sich sogar der hydraulischen Pressen zur Behandlung des Talges in einer oder der andern Fabrik bedient. In den südlichen Provinzen und den *Charqueadas* derselben, bereitet man aber nur die gemeinste Gattung Seife und zieht und gießt Talglichter der gewöhnlichsten Art. Demnach ist eine etwas bessere Gattung Talglichter, wenn auch nur auf sogenannten *Formentischen* gegossen, selbst im kleinsten Maßstabe zu bereiten, ein feinen Mann nährendes Geschäft.

Eine solche *Charqueada* macht sich durch den Gestank der trocknenden Häute, der verbrannten Knochen und der weggeworfenen unbenützten Fleisctheile und Eingeweide weithin wenigstens dem Geruchsorgan sehr bemerkbar. Auch das Auge entdeckt solche Anlagen sehr leicht, da sie aus dem innern werthlosen Theil der Hörner häufig die Säune ihres fast immer ausgedehnten Besizthumes construiren. Man kann sich daher eine Idee von der Menge geschlachteten Hornviehes machen.

Natürlich werden aber nicht allein auf den *Charqueadas*, sondern auch auf den *Estancias* selbst, besonders in den von *Charqueadas* zu sehr entfernten, Vieh geschlachtet. Hier können nun freilich nicht alle Theile des Viehes so benützt werden, wie dort, denn der Hauptgewinnst besteht in Häuten und Hörnern. Das Fleisch kömmt nicht zum Verkaufe, sondern dient zur Nahrung der Leute auf der *Estancia*, im frischen sowohl, als getrockneten Zustande. Selbst der Talg wird nur im Hause verbraucht, zu dessen Bedarf auch die Häute ihr *Contingent* liefern. Aus ihnen macht der *Peão* seine Stricke und Schnüre, seine Satteltgurten, *Laços* und *Chicotes*, indem er sie, je nachdem, in schmalere oder breitere Streifen schneidet, sie dreht und flicht. Der *Estancieiro* bereitet aus den Fellen seine Säcke für *Farinha* und *Maté*, indem er das Rauhe nach Außen zusammennäht und unten ein Loch mit einer Art Klappe anbringt, durch welches er seinen täglichen Bedarf bezieht. Auch zu Bettdecken und statt *Matrassen* dient ihm eine weichere Rauhaut, und das Horn zum Becher, so das man in Wahrheit von dem Rindviehe in den südbrasilianischen Viehzuchtdistrikten sagen kann, das er das genügsame Haus des Züchters mit Allem versieht, mit Nahrung, Kleidung und Möbeln.

Was die Milch betrifft, so existiren auf jeder *Espancia* einige Kühe, welche mit dem Titel, *mansas*, zahme, beehrt werden und den Vorzug genießen, jeden Abend in den Kälber-Corral gelassen und dort Morgens und Abends gemolken zu werden. Diese Milch dient blos für die Frauen des *Espanciro*. In Paraná, São Paulo und Minas dagegen, wo die Viehzucht geringere Dimensionen annimmt und wo es viele Leute giebt, die nur einige hundert Stück Vieh besitzen, wo sie daher jedes Stück kennen, ist das Vieh nicht mehr halbwild zu nennen, da dasselbe jeden Abend in einen großen Corral getrieben wird. Dasselbst werden auch dann alle Kühe, welche milchgebend sind, gemolken, und die Milch zur Käsebereitung verwendet. Dieser Käse, trotz seiner Trockenheit recht schmackhaft, ist bei allen Brasilianern sehr beliebt und wird meist zum Dessert mit Bananen und Doce genossen, eine Zusammenstellung, die ganz wohlschmeckend ist.

Butter haben bis jetzt erst die Deutschen und die Irländer, deren es einige wenige im Lande giebt, gemacht. Doch verlohnt sich das nur in der Nähe von großen Städten, obgleich im ganzen Lande auf dem Tische keines Brasilianers die Butter fehlen darf. Doch ist dies französische, englische und deutsche eingesalzene Butter, die manchmal ihrer Flüssigkeit und Farbe nach eher verdorbener Pomade ähnelt, um so mehr, als sie in ähnlichen Gefäßen präsentirt wird.

Noch vorteilhafter ist die Milchwirthschaft in der Nähe von Städten. Da wir nur von Südbrazilien sprechen, so müssen unsere Bech's entgegengesetzte Angaben nur dem Unterschiede der Lokalitäten in Rechnung kommen.

Statt *Capim* welches immer einer Art zur Ernährung des Viehes zu pflanzen, ist es weit vorteilhafter für den Landwirth, der mit Milch speculirt, sein Land, welches er für die Fütterung der Kühe bestimmt, in 3 Schläge zu theilen, und den ersten größeren mit Mais zur Körnergewinnung zu bepflanzen, zwischen welchen er Kürbisse in großer Anzahl steckt. Sind Mais und Kürbisse abgeerntet, was in Rio Grande bis Mitte Januar geschehen sein dürfte, so bedeckt er einen Theil mit Bataten, indeß er den andern Theil wieder mit Kürbissen bepflanzt und sobald selbe ausgenommen, sät er Ende März, Anfangs April Hafer in das umgebrochene Land, welchen er den ganzen Winter hindurch, sobald er einen Fuß hoch gewachsen, mäht und endlich im October zur Reife gedeihen läßt. Den zweiten bedeutend kleineren Schlag bestellt er in gleicher Zeit, wie jenen, mit Mais, aber dicht gesät, der, wenn anderthalb Fuß hoch, immer bis zum Herbst geschnitten wird, wo ihn dann der erste Frost tödtet. Endlich den dritten sehr kleinen Theil bestellt er mit Zuckerrohr.

Maiskörner, Kürbisse, das grüne Maisfutter, die Bataten, die Blüthenwipfel des Maises, liefern für den Sommer, der Hafer und das Zuckerrohr und wieder Bataten, Mais und Kürbisse für die Dauer des Winters das vorzüglichste, auf die Milcherzeugung höchst günstig wirkende Futter, wovon namentlich der im grünen Zustande verfütterte Mais und Hafer weit vorzüglicher, als das beste *Capim* wirken. — Eine einigermaßen zahme Kuh, giebt, solchergestalt wenn auch im Freien genährt, durch

wenigstens 9 Monate, jeden Tag einen Durchschnittsertrag von $1\frac{1}{2}$ — 2 Medidas == 6 — 8 gewöhnlichen Weinflaschen, wovon jede Flasche im Sommer zu 120—160 rs. = 3—4 Sgr. und im Winter 200 rs. = 5 Sgr. und mehr kostet, also die Kuh täglich im Durchschnitte $31\frac{1}{2}$ Sgr. einträgt.

Das Hüten des Viehes auf den Estancias ist den Peões übertragen, welche einem Aufseher, dem Capataz unterstehen. An den erhabeneren Punkten der Campos befinden sich ihre Hütten, von welchen aus sie die Heerde überwachen. Stets aber sind einige von ihnen zu Pferde, meist in Leder, zum Schutze gegen die Dornen der Campwäldchen, Capões, gekleidet mit dem Facão und dem in eine Art Lanze verwandelten Bambusrohr hinter dem Viehe her, um Diebe, fremde Heerden, wilde Thiere und die herrenlosen Camp Hunde zu verjagen und die Heerde auf eigenem Gebiete zu erhalten. Für eine Heerde von 18,000 Stück Vieh rechnet man einen Capataz und 20 peões die sehr gut bezahlt und auch sehr gut versorgt sind. So rechnet man auf ihren Jahresunterhalt 200 Stück Rinder und werden ihnen noch Mandiocmehl, Salz, Zucker, Maté, Kaffee, Rauch- und Rautaback geliefert. Der Aufseher bestimmt meist ein ganz hübsches Häuschen und außer den angeführten Deputaten noch jährlich 600 \$ oder 500 \$. Diese Hirten haben ein durch stete Uebung von zartester Rindheit her ungemein geschärftes Auge und ein damit verbundenes unglaubliches Talent, die Zahl einer Viehheerde aufs genaueste abzuschätzen. Vor mehreren Jahren war ein solcher Peão, ein Caboclo, nach Rio de Janeiro gebracht und als Merkwürdigkeit gezeigt worden, bei welchem dieses Talent eine solche Ausdehnung gewonnen, daß er die Anzahl der Körner eines vor ihm ausgeleerten Mais- oder Bohnensackes anzugeben vermochte, eine Specialität der Campos, wie Dähse eine der Städte Europa's.

Die Viehzucht in Rio Grande, fängt endlich jetzt, nach so manchem fatalen Jahre an, sich von den grausamen Schlägen zu erholen, welche sie in den letzten 30 Jahren getroffen. Schon bei dem Einfall der Argentinier in die Provinz im Jahre 1828 erlitt sie grausame Beeinträchtigung; die Barbaren hatten nicht genug Hände, um all das Vieh zu tödten, welches damals die Campos von Rio Grande belebte. Sie gingen so weit in ihrem barbarischen Uebermuthe, daß sie Ochsen bloß deshalb tödteten, um in Ermangelung eines Baumes ihre Pferde an deren Hörnern anzubinden. Kaum war die Provinz diese Vandalen los, und begannen die Viehzüchter wieder aufzuathmen, so brach im Jahre 1834 die von einigen Ehrgeizigen, eben Estancieros, veranlaßte Revolution aus, welche 9 Jahre die Provinz mit Blut und Trauer erfüllte. Die Scenen grausamer Vernichtung von 1828 erneuerten sich jetzt nur noch gräßlicher, wie denn ein Bürgerkrieg der schrecklichste ist. Die Kämpfer schnitten den lebenden Ochsen oft die Zunge aus und von den Getödteten nahmen sie höchstens das Rippenstück zum nationellen Spießbraten.

Der Estanciero, dessen Besitzung sich eine solche Parthie näherte, ergriff in gerechter Furcht, sein ganzes Eigenthum zu verlieren, den Ausweg, seine ganze Heerde der nächsten Charqueade zuzutreiben und sie dort in

Bausch und Bogen um einen Spottpreis an's Messer zu liefern. So tödtete er denn die Gans, welche ihm bis jetzt so treulich ihre goldenen Eier gelegt hatte. Als nun die Ruhe wiederkehrte, waren die Campos, welche einst Millionen Vieh beschritten, nur noch von wenigen Tausenden bevölkert. Das Aufblühen ging dann auch langsam genug vor sich; die erschöpften Rassen der Estancieros, welche ihre republikanischen Gelüste so theuer hatten küßen müssen, erlaubten keine Einfuhr fremden Viehes; die Rinderpest und die Holzböcke rafften einen großen Theil des mühselig vermehrten hinweg. Endlich, in den letzten 6—7 Jahren, scheint es sich entschieden damit bessern zu wollen; wenigstens lauten die Nachrichten von San Borja, wie von Belotas sehr ermunternd. Einzelne Viehzüchter ließen mit großen Kosten Zuchtvieh, meist holländisches, kommen, und jetzt steht bereits veredeltes Jungvieh in bedeutender Anzahl zum Verkanfe. So hat der Comthur Manoel Porto Filho in Porto Alegre, gemeinhin Portinha genannt, auf seiner Estancia am Jacuhy 15,000 Stück solches Vieh zum Verkaufe bereit. Doch sind es unter den Züchtern nur wenige, welche eine solche Einsicht entwickeln.

Das Rindvieh wird ebenso, wie die Pferde, mit der gerichtlich protokolirten Marke des Eigenthümers gebrannt, und zwar geschieht dies in jedem Jahre mit dem einjährigen Nachwuchs, welche Markung immer ein ländliches Fest bildet. Es geschieht dies, wie auch die Ausmusterung zum Verkauf, in einem eigends zur Aufnahme des Viehes eingerichteten, mit starken Zäunen oder tiefen und breiten Gräben umgebenen Plage, Curral oder Corral genannt, der noch eine kleinere Abtheilung zur Seite hat, den Corral dos Terneiros, den Kälbercorral. Dort, wo das Vieh gar zu zahlreich ist, befindet sich bei jedem einzelnen Capataz ein solcher Corral.

Von Krankheiten hat man bis jetzt unter dem im Freien weidenden Vieh, außer der Rinderpest, wenig gehört. Diese Pest ist der europäischen Löserdürre in allen Erscheinungen sehr ähnlich, besonders darin, daß sie gleich menschlichen Cadavern das bekannte schauerliche Leichengift erzeugt, welches Manchen, der dem gefallenem Rinde die Haut nicht gönnte, durch unbedeutende Ritzen in die Adern drang und ihn tödtete. Bei freiweidendem Vieh hilft da nichts dagegen, als schleuniges Vertilgen alles kranken und Verscharrn alles todtten Viehes, sowie augenblickliches Wechseln der Weideplätze und strenge Absonderung von andern Heerden.

Bei im Stalle gezogenem Vieh des deutschen Landwirths soll nach Weech folgende Kur helfen: Man gießt dem schleunigst abgeforderten Kranken 12—15 Mal eine Lösung von 1 Loth mit Eisen geschwängelter, rauchender Rochsalzsäure in 2 Pfd. Wasser ein und wiederholt dies, wenn nach einer Wartefrist von 24 Stunden keine Besserung eintritt. Den übrigen Stall räuchert man mit folgender Mischung: Zu einem Löffel voll etwas genezten Rochsalzes tröpfte man so viel Vitriolöl, als zur Entwicklung hinlänglicher Dämpfe nöthig ist. Solcher Gläser setzt man zwei in den Stall, rührt deren Inhalt mehrmals um und erneuert ihn noch ein mal während des Tages.

Eine andere Krankheit des Stallviehes ist der Blutharn; hiegegen

hilft eine Mischung von 4 Loth Schwefelbalsam, 2 Loth Terpentin und $\frac{1}{2}$ Loth Ziegelsteinöl, wovon man täglich zweimal dem einjährigen Kind 50, dem zweijährigen 60, dem dreijährigen 70, einer Kuh 80 und einem Ochsen 90 Tropfen auf einem großen Stücke Brod giebt.

Endlich tritt von zu viel nassem Futter auch öfters die rothe Ruhr ein. Gegen den bloßen Durchfall hilft ein starker Absud von Akazienblättern; bei eingetretener Ruhr jedoch soll nach Weech folgendes Mittel helfen: Es werden 2 Loth Colombowurzel mit 1 Pfd. Wasser einige Minuten gekocht, dieses abgeseiht, 2 Quentchen aufgelöstes Opium beige mischt und von diesem Tranke dem erwachsenen Viehe alle 2 Stunden $2\frac{1}{2}$ Loth, dem halbjährigen $1\frac{1}{2}$ Loth, den Säugekälbern 1 Loth gegeben.

Wunden heilt man am besten, wie die bei den Pferden, mit gestoßnem Alaun und tödtet darin entstandene Würmer durch Waschungen mit einem Absud von Aloe, Taback oder Aufstreuen von Merkur (Merc dulc.).

Endlich sind noch die Eingeweidenwürmer dem Stallvieh eine große Plage, die man dadurch vertreibt, daß man dem kranken Thiere gepulverte Farrenkrautwurzel, Wurmsamen, überhaupt bittere Dinge, mit Syrup zu einer Latwerge gemischt, jeden Morgen eine Spatel oder großen Eßlöffel voll einstreicht.

Das Weidenvieh hingegen zählt noch unter seine Plagen den Jaguar, die herrenlosen Camphunde, die Schlangen, die Carapatos oder Holzböcke und endlich die Maden oder Engerlinge. In manchen Jahren vermehren sich die Carapatos in den Capões oder Campos so sehr, daß die darin vor der Mittagssonne Schutz suchenden Rinder damit wie besäet erscheinen und ihren Angriffen häufig zum Opfer fallen. Von einem solcher Art gefallen Thiere ist selbst die Haut nichts mehr werth, da sie an tausend Stellen durchlöchert erscheint. Die Maden oder Engerlinge bekümmert am ersten das im Urwalde weidende und herumstreifende Vieh und man muß bei Zeiten dazu sehen und bei gehöriger Reife die Made ausdrücken. Auch Hunde und Menschen lesen häufig diese ungebeten Gäste auf, die oft zu einer bedeutenden Größe anwachsen. Wenn das Insekt aus der Wunde gedrückt ist, so wasche man dieselbe mit dem erwähnten bittern Pflanzenabsud, ohne aber weitere Vorkehrungen zu treffen.

Zum Schlusse folgen die Preise, welche die Viehzucht und deren Erzeugnisse in Südbrasilien erlangen:

Ein Zugochse	20 \$ 000 rs. bis 25 \$ 000 rs.
„ Schlachtochse allein	14 „ 000 „ „ 18 „ 000 „
„ „ im Triebe	10 „ 000 „
Eine Kuh sammt Kalb allein	20 „ 000 „ „ 24 „ 000 „
„ „ im Triebe	12 „ 000 „
Eine zahme, besonders gute Kuh	30 „ 000 „ „ 60 „ 000 „
Eine gemästete Kuh in São Leopoldo...	30 „ 000 „
Ein Schlachtkalb	4 „ 000 „ „ 6 „ 000 „
Trockene Kuhhäute pr. Pfd.	— „ 160 „
Gesalzene Häute „ „	— „ 90 „
Gute Hörner das Hundert	13 „ 000 „

Beschädigte und an den Enden abgesägte		9 \$ 000 rs. bis	8 \$ 000 rs.
Hörner das Hundert		3 " 000 "	4 " 000 "
Ruhhörner das Hundert		— " 600 "	— " 700 "
Klauen die Arrobe		7 " 000 "	8 " 000 "
Weinknochen das Tausend			— " 100 "
Anderer Knochen die Arrobe		— " 70 "	— " 80 "
Thierische Kohle " "			1 " 800 "
Getrocknetes Ochsenblut pr. Arrobe			5 " 000 "
Ruhhaare " "			3 " 000 "
Nothalg während der Schlachtzeit die Arrobe			5 " 000 "
Geschmolzener Talg " "			5 " 000 "
Blasenfett " "			5 " 000 "
Frische Butter pr. Pfd.	— " 500 "		— " 640 "
Gefalzene do. " "	— " 480 "		— " 640 "
Käse in Laiben von 2—3 Pfd.			1 " 400 "
Getrocknetes Rindfleisch, auch Xarque oder			2 " 000 "
Carne secca pr. Arrobe			— " 80 "
Frisches das Pfd.	— " 50 "		— " 160 "
Eine Flasche Milch im Jahresdurchschnitt			1 " 300 "
Pferdehäute das Stück			14 " 000 "
Rohhaare, ausgesucht lange, pr. Arrobe.			
" boa mescla, lang und kurz			6 " 500 "
gemischt, pr. Arrobe			5 " 000 "
" kurze, ...			4 " 000 "
Rammfett			3 " 000 "
Gewaschene Schafwolle			
In Rio de Janeiro zahlte man 1855:			
Für Carne secca die Arrobe			5 " 000 "
" Ochsenhörner das Hundert			5 " 000 "
" Hörner von Jungvieh das Hundert .			16 " 000 "
" rohes Ruhhaar die Arrobe			10 " 000 "
" Pferdehäute das Stück			1 " 600 "
" beschädigte Ochsenhäute das Stück ..			1 " 600 "
" große schöne " " Pfd.			— " 320 "
" kleine " " "			— " 360 "
" Ausschuß " " "			— " 220 "
" gefalzene " " Stück ...			3 " 000 "
" Nothalg die Arrobe			8 " 000 "
" Schweinefett in Seiten oder zer-			
lassen die Arrobe			8 " 000 "

Einige Bemerkungen über die Landwirthschaft in Südbrasilien.

Obgleich wir bereits in Vorstehendem gelegentlich der Art erwähnt haben, wie in Südbrasilien die Landwirthschaft betrieben wird, so hätten wir es dennoch nicht für überflüssig, auf dieselbe hier noch des Näheren einzugehen, theils weil sie so sehr von den europäischen Gebräuchen abweicht, theils aber, weil selbst der erfahrenste und gediegenste deutsche Landwirth, der nach jenem Lande auswandert, im Anfange wirklich nichts Besseres thun kann, als das herrschende System so lange zu adoptiren, bis sein Grund und Boden so weit gerodet ist, daß er seine Kenntnisse in diesem Gebiete praktisch wird durchführen können.

Der Südbrasilianer, der in einer Waldgegend, dem bei weitem größeren und fruchtbareren Theile seines Landes, sich niedergelassen hat, also Derjenige, welcher Ackerbau betreiben will, bestimmt ein Stück Waldung, welches er dann meist im October bis Mitte November schlagen läßt. Man wählt diese Jahreszeit hiezu, weil dann selten mehr andauernder Regen zu fürchten ist und folglich das zu einem guten Brande nothwendige Austrocknen der Blätter, der Schlingpflanzen, des Unterholzes und der dünneren Aeste ungehindert vor sich gehen kann.

Das Fällen des Waldes geschieht meistens auf Accord, und wo Indier oder Abkömmlinge derselben zu bekommen sind, meist durch diese, welche hierin eine bedeutende Fertigkeit besitzen. Unter dem Fällen ist das sogenannte Ausbuschen, *souçar*, das eigentliche Fällen, *cortar*, und das Brennen, *queimar*, verstanden.

Das Ausbuschen ist die schwierigste und große Aufmerksamkeit erfordernde Arbeit, da gar häufig das Leben des Holzfällers davon abhängt. Es geschieht mittelst der *souça*, eines Instrumentes, dessen wir bereits mehrfach erwähnten, und das dazu dient, das Unterholz, den Nachwuchs und hauptsächlich die Ranken der Schlingpflanzen zu durchhauen, welche häufig die einzelnen Bäume unter einander verbinden und den umgehauenen, stürzenden Baum in eine dem berechneten Falle entgegengesetzte Richtung ablenken und folchergestalt dem nachlässigen Holzfäller den Tod bringen.

Das Fällen wird meist auf zweierlei Arten vorgenommen, in Windstreifen oder ganz planlos. In Windstreifen arbeiten die Indianer oder Caboclos am liebsten. Sie hauen die Stämme zu drei Viertel ihrer Stärke an, und zwar windwärts, den letzten, dem Winde zunächst gelegenen Baum aber fällen sie ganz, der dann in seinem Sturze die übrigen angehauenen Stämme mit sich reißt.

Die Deutschen sowohl, als die Sklaven der Brasilianer fällen den Wald ganz planlos, indem sie mit Recht nur dahin streben, jedem Unglücke auszuweichen, und dabei eine möglichst gleichmäßige Lagerung der Bäume zu erzielen. Läßt man bloß buschen und fällen, so zählt man für ein Stück von 10,000 Braças = 18½ pr. Morgen im Accord durchschnittlich

1 $\frac{1}{2}$ Unzen oder je nach der Provinz 45—48 \$ rs. Natürlich richtet sich der Preis nach der Lokalität, nach den vorhandenen Arbeitskräften und der Nachfrage. Wir zahlten obigen Preis am Cahy, während man in Santa Cruz 1852 nur 1 Unze dafür bezahlte. In Dona Francisca mag er leicht 2 und mehr Unzen betragen.

Ein Paar kräftige, arbeitgewöhnte Leute können das angegebene Stück Land in ungefähr 6 Wochen buschen und fällen, zwei Caboclos aber werden diese Arbeit schon in 4 Wochen, wenn nicht eher beenden, während Sklaven, wenn sie nicht durch besondere, spezielle Vortheile zu größerem Eifer ermuntert werden, 8 und mehr Wochen dazu brauchen.

Ist nun der Wald gefällt, so bleibt er bis Ende December oder Anfangs Januar den Einwirkungen der brasilianischen Sommer Sonne ausgesetzt. Fällt in dieser Zeit öfterer oder wenigstens ein anhaltenderer Regen, so ist die Arbeit als verloren zu betrachten, da das Laub und das Unterholz, statt auszutrocknen, verwesen und so einer neuen, üppigen Vegetation Leben geben, die durch einen vereinzelt kleinen Brand, wenn überhaupt ein solcher möglich sein sollte, nicht erstickt werden kann.

Ist jedoch diese Zeit hindurch das Wetter schön, wie zumeist, so wird zur angegebenen Zeit ein etwas windiger Tag zum Brennen gewählt und dann die Roca an der Windseite angesteckt. Es ist ein schöner Anblick, die haushohe Flamme zu sehen, die dann fast augenblicklich emporschlägt, und nach kurzer Zeit liegen von der oft mehrere Fuß dichten Pflanzenschicht nur die großen geschwärzten und rauchenden Stämme umher, die ihre nackten Aeste emporstrecken.

Dem Brennen folgt dort, wo man mehr Ordnung liebt, noch einmal der Holzfäller mit der Art, welcher von den großen Bäumen alle leicht zu entfernenden Aeste abhaut, die dann entweder im Hause zur Feuerung dienen, oder gleich an Ort und Stelle um einzelne Stämme, welche brennbarer sind, aufgehäuft und angezündet werden.

Hat man irgend eine Baulichkeit vor, so wählt man dann das benötigte Holz, das am besten in der Roca selbst so weit hergerichtet wird, um es leichter transportiren zu können und ist man damit fertig, so geht man an das Pflanzen. Die Brasilianer benützen frische Rocas zumeist für Mais und für Zuckerrohr, wie wir dies bereits bei Besprechung dieser Gewächse erwähnt haben. Hat er aber Zuckerrohr gepflanzt, so nimmt er als Zwischenernte Bohnen, der Deutsche meist Kartoffeln. Wo Mais angepflanzt wird, kümmert man sich bis zur Zeit der Ernte nicht mehr um denselben, da der ausgebrannte Boden den schnellen Nachwuchs von Unkraut für's Erste verhindert, während er dem Zuckerrohr und dessen Zwischenernte mehr Arbeit zuwendet.

Nach jeder Ernte wird von den liegen gebliebenen Stämmen etwas entfernt, entweder für den Hausgebrauch zu Bauten, oder durch neu angelegte Brände.

Der Brasilianer begeht hierbei den Fehler, daß er vor jeder Pflanzung und nach jeder Ernte, das durch das Behacken entfernte Unkraut, sowie die Ueberbleibsel als Bohnenstroh, Mais- und Kürbistengel in Hau-

fen sammelt und verbrennt, wodurch er nur wenigen Stellen seines Feldes einen Dünger zukommen läßt. Da er nun sonst gar nicht düngt und auch bei dem Mangel an Stallfütterung und sonstiger Düngerbereitungsstätten nicht düngen kann, er auch überdies wenig oder gar keinen Fruchtwechsel eintreten läßt, so wird selbst der brasilianische Boden endlich erschöpft.

Zeigt sich die Erschöpfung durch geringere Ernten an, so fällt und brennt er wieder ein Stück Wald und läßt das erschöpfte Feld in Brache liegen, wo dann bei der üppigen Vegetation bald Gesträuche und Bäume, meist die Farrenkräuter aller Art hervorsprossen. Ein solches Feld heißt *capoeira*.

Aus der *capoeira* wird dann mit der Zeit wieder Wald und kömmt die Reihe wieder an sie bearbeitet zu werden, so liefert sie wieder reichliche Ernten.

Diese Art und Weise des landwirthschaftlichen Betriebes hat erstlich darin ihre Ursache, daß Grund und Boden noch zu wohlfeil sind, um damit zu geizen und dann, daß die Ackerbauwerkzeuge sich auf Art, *Fouça* oder Fuchs und die Haue reduciren. Würde der Pflug, besonders der nordamerikanische mit dem Stellrad Eingang finden, so müßte von selbst das System des immer erneuerten Waldfällens hinwegfallen, der Boden würde tiefer umgearbeitet und reiner und endlich würde das sonst blos zum Verbrennen bestimmte Unkraut als Gründünger untergepflügt, und solchergestalt bei dem so dankbaren Boden den Stalldünger ersetzen. Ja noch mehr, bei der großen Fruchtbarkeit und den das ganze Jahr hindurch ohne Pause fallenden Feldarbeiten, würden die brasilianischen Landwirthse dahin gebracht werden, nur ein kleines Stück Landes, ihren Geld- und Arbeitsmitteln entsprechend, anzubauen und diesen alle Sorgfalt zuzuwenden; es würde ihnen wenig Zeit mehr erübrigen, Wald zu fällen. Die großen Besitzthümer, solchergestalt öde und ohne allen Nutzen liegend, würden an europäische Einwanderer parcellenweise verkauft werden, die großen Entfernungen müßten zusammenschrumpfen; die Nähe des einen fördert den Comfort des anderen.

Die nächste Folge der Beschränkung des Besitzes wäre die Verringerung des Viehstandes, dem dann wieder mehr Aufmerksamkeit zugewendet, und durch diesen in natürlicher Folge die Stallfütterung, oder was dasselbe sagen will, die Fütterung beim Hause, also das Mittel zur Gewinnung guten und reichlichen Düngers, eingeführt würde.

Indessen läßt sich nicht läugnen, daß das von den Portugiesen und bei ähnlichen Gelegenheiten wohl von jedem anderen Volke, nach der Eroberung des Landes angewandte System, dessen Besitz und Behauptung durch Aneignung oder Erwerb großer Landstrecken zu sichern, das wichtigste Mittel war, die weiße Bevölkerung tief in das Innere des Landes vorzuschieben. Es fehlte nur den Eroberern an einem volkreichen Hinterlande; das kleine Portugal war nicht geeignet, die großen Intervallen mit den kleinen Häusern fleißiger und industriöser Arbeiter auszufüllen; fehlt es ihm doch in eigenen Lande daran.

Kehren wir jedoch zur Landwirthschaft zurück.

Der deutsche Ansiedler, dessen Geldmittel selten den Ankauf großer Ländereien erlauben, selbst jener, dem die Regierung einer oder der andern Provinz einen verhältnißmäßig großen Grundbesitz geschenkt, kann schon von vorne herein nicht in den Fehler des Brasilianers, der Landverschwendung verfallen, wenigstens nicht in dem Maße. Und ist er auch für's erste auf Pflanz, Art und Fuchs beschränkt, so bedarf er auch für den Anfang nicht mehr, höchstens noch den Facao, das große Jagdmesser.

Jeder Ansiedler, mag er nun auf dem Camp oder in Urwalde sich niederlassen, wird als das erste Ziel seiner Arbeit, Dach und Fach für sich und seine Familie herzustellen betrachten. Wie dies geschieht, haben wir im Abschnitte „Bevölkerung“ näher erwähnt. Dazu wird ihm das Fällen und Brennen des Waldes nöthig sein, das ihm zugleich Gelegenheit zur ersten Pflanzung bietet. Bevor er die Ernte davon einheimst, kann er längst unter Dach sein. Hat er bereits Vieh, so wird es seine dringendste Sorge sein, seine Pflanzungen einzuzäunen, denn wir wiederholen es, diese haben keine ärgeren Feinde als das Hausvieh. Im Walde genügt hiezu, einige junge Bäume so ineinander zu biegen, daß das Vieh abgehalten wird. Ist Platz vorhanden und das Vieh wenig zahlreich, so umzäune man einen Raum für dasselbe. Man wird aber stets wohl daran thun, seine Felder einzuzäunen, wenn nicht des eigenen Viehes, doch des des Nachbarn wegen.

Den Zaun mache man auf welche Art immer, mit Fenzriegeln nach amerikanischer, mit Latten nach europäischer Art, oder sonstwie, aber man vergeße nie, entweder Niesencactus oder noch besser die Marikadornen, *Espinha Marica*, daran zu pflanzen, so dicht als möglich. Der Cactus giebt in 3 Jahren längstens einen Zaun, den selbst der stärkste Bulle fürchtet und den kein Jagdthier überspringen kann; nur gebeißt er in Südbrasilien nicht überall und gewährt überdies keinen besonders angenehmen Anblick.

Die Marikadornen hingegen bilden hohe Stämmchen von sehr schöner Belaubung und Ansicht, sind in 2 Jahren durch und mit dem alten Zaun verwachsen und bilden, wenn im Frühjahr und Herbst die Äste bis zu einer gewissen Höhe abgebrochen und in einander gesteckt werden, in kurzer Zeit einen unburchdringlichen lebendigen Wall, der ewig dauert.

Der Ansiedler wird dann durch die Umstände veranlaßt werden, einige Jahre dem brasilianischen Gebrauche in der Bewirthschaftung der Felder zu folgen; aber er wird sich vortheilhaft von den Schlandrian unterscheiden, indem er kluger Weise die Kräfte des Bodens dadurch schont, daß er nicht stets ein und dieselbe Pflanze auf demselben Felde cultivirt.

Er wird von seinem wenigen Viehe so viel Dünger als möglich zu gewinnen wissen. Er wird dahin streben, den Boden baldmöglichst von den Wurzeln und Stöcken zu befreien, und jede Pause in den landwirthschaftlichen Arbeiten dazu benützen. Er wird endlich so bald als möglich die Pflanz durch den Pflug zu ersetzen trachten. Wir haben Gelegenheit gehabt zu sehen, wie der deutsche Ansiedler im Urwalde, fern von Maschinenwerthstätten, ja selbst von einem Schmiede und Stellmacher sich einen für

seine Bedürfnisse passenden Pflug fabricirte. Bei dem einen war es eine starke gekrümmte Hake, welche mittelst der Kraft vorgespannter Pferde oder Ochsen den Boden aufwühlte, bei andern ein frummer Ast von hartem Holze mit Eisen Spitze, kurz bei jedem anders, aber deutlich genug das Bedürfniß verrathend, die Arbeitskraft zu vervielfältigen, wo es der Boden nur irgend erlaubt.

Ebenso hat der deutsche Ansiedler, wenigstens der in Rio Grande schon nach den ersten Ernten, manchmal auch früher, den Landbau zu vervollkommen und zu vermännigfachen gesucht, ungleich hierin dem indolenten einheimischen Fazendeiro, für den alle andern Erzeugnisse des Ackerbaues kaum existiren und der in ewiger, ruhiger Gleichheit Mandioca, Bataten, Mais, Zucker und Kaffee pflanzt, ohne sich um die übrigen guten Dinge, welche sein gesegneter Boden so gut und leicht produciren würde, sonderlich viel zu kümmern.

Indessen muß man auch hierin dem Südbrazilianer die Palme größerer Thätigkeit und Experimentirlust vor seinen nördlichen Landsleuten zuerkennen, besonders, was Obsteredlung und Vervielfältigung der bekannten Arten Feldfrüchte betrifft.

So wie in Rio Grande die Kolonie San Leopoldo und hoffentlich bald auch Santa Cruz der Stimulus für die einheimische Bevölkerung, so sind es Dona Francisca und Blumenau für die Provinz Sta. Catharina und in nicht zu weiter Ferne auch für Paraná.

Wie nun auch der Landbau fortschreitet, in demselben Maße gedeiht auch der andere Zweig der Landwirthschaft, die Viehzucht. Es werden zwar mit der Zeit die zahllosen Heerden reicher Estancieros verschwinden, von denen aber bis jetzt nur ein unbedeutender Nutzen zu ziehen war, und wo die Quantität das ersetzen mußte, was an Qualität abging. Dasselbe Stück Vieh, wofür der Estanciero mit Mühe 10 \$ erlangte, wird aus den Händen des Ansiedlers gern um das Dreifache gekauft werden, und ist es ein Jugochose, um das vier- und fünffache.

Das Rindvieh und das Pferd wird erst von da an zum Hausthier, während sie bislang halbwild waren. Schon fahren die Deutschen in San Leopoldo, auf halsbrechenden Wegen zwar noch, mit selbst eingefahrenen Pferden auf einem Wagen so viel zu Markte, als sonst eine zahlreiche Tropa Maulesel in der doppelten Zeit dahin zu bringen vermochte. Die selbst gezogenen Kühe San Leopoldo's in zweiter Generation geben mehr als das doppelte Quantum Milch, als ihre Mütter gegeben und frische Butter und Milch sind stets vorräthig dafelbst, im schreiendsten Gegensatz zu den andern Landestheilen, ja selbst zu den andern, besonders neuen Kolonien, wo noch nicht so viel Weideland dem Walde abgerungen worden, um die Menge Viehes halten zu können, als das Bedürfniß des Deutschen in jenen Artikeln erheischt. Daß dieser Milchertrag in späteren Generationen und durch Kreuzung mit den besseren europäischen Rassen dieselbe Dauer erlangen wird, an die man in europäischen Milchwirthschaften gewöhnt ist, liegt außer allem Zweifel.

Was aber durch den deutschen Ansiedler einen besonderen Aufschwung

zu erhalten, geeignet wäre, ist der Gartenbau und die Obstkultur, natürlich in vorzüglich europäischen edlen Arten; der Anfang ist an verschiedenen Punkten bereits mit vielem Erfolge gemacht worden, läßt aber dennoch, wie wir in der Besprechung des Themas bereits gezeigt, der Thätigkeit des Einwanderers einen weiten Spielraum.

Das Haupthinderniß der Landwirthschaft im Großen in ganz Brasilien, also auch in den südlichen Provinzen, liegt in dem Mangel an Arbeitskräften, eine Klage, die seit der Entdeckung Amerika's noch nicht verstummt ist. Daher stammt bekanntermaßen der Sklavenhandel, mit dessen Erlöschen das Bedürfniß nach Colonisation um so lebhafter wird.

Der deutsche Ansiedler ist zunächst auf seine eigenen Hände und die seiner Familie beschränkt; selbst der Bemittelte wird oft und gerade zur nöthigsten Zeit auch für schweres Geld keinen Arbeiter finden.

Dies macht nun allerdings dem kleinen Manne nichts oder wenig aus; im Gegentheile wird er vielleicht bei großem Fleiße neben dem thätigen Betriebe seiner Wirthschaft noch Zeit erübrigen, während welcher er für hohen Tagelohn sich verdingen kann.

Derjenige aber, dem seine Mittel einen größeren Betrieb erlauben, wird wohl daran thun, theils zu seinem eigenen Gebrauche allein, theils zum natürlich vergüteten Gebrauche für seine Nachbarn, landwirthschaftliche Maschinen kommen zu lassen oder mitzubringen. Dabei wäre aber das Erstere auch das bei weitem Sichere, wenn man früher mit einer bekannten Maschinenfabrik sich über den Bedarf und die Expedition geeinigt hat.

Noch ist als hauptsächlichster Wink für den Landwirth folgendes zu beachten:

Ist er weit von dem Absatzmarkte und sind die Communicationen schwierig, so würde er Unrecht thun, Dinge zu produciren, welche schwer ins Gewicht fallen und niedrig im Preise stehen. Es wird z. B. einem solchen Landmann nicht zu empfehlen sein, mehr Mais zu bauen, als er für das Haus, das Vieh und die Aussaat bedarf, außer er will Schweine mästen und Pferde füttern und so den Mais verwerthen; ihm ist in solchen Gegenden vorzüglich der Tabacksbau und wo das Klima es erlaubt, der Bau des Zuckerrohrs zu empfehlen, Artikel, die sich nach dem Pfunde verwerthen, also des Transports würdig sind. In diese Kategorie fallen fast alle Handelspflanzen.

Erlauben ihm aber der Boden oder seine Arbeitskräfte nicht den Anbau derselben, so muß er sich allerdings auf Mais, Kartoffeln, Bohnen u. s. w., besonders auf ersteren beschränken, und wie erwähnt, Schweine mästen, deren Speck und Fett sehr gesucht und ziemlich leicht transportirbare Artikel sind. Auch Pferde mit Mais auffüttern und sie dann zu Märkte bringen, lohnt die Kosten.

Denjenigen nun, welche wohl weiter von dem Absatzorte entfernt wohnen, jedoch mittelst guter Communicationen, besonders solcher zu Wasser damit in Verbindung stehen, selbst wenn diese Wasserverbindung nur zur Zeit der Hochwasser für hinlänglich große Canoas oder für Lanchões fahrbar wäre, möchten wir unbedingt, wie die Dinge jetzt stehen, den An-

bau von Feldfrüchten, oder wie die Brasilianer sagen: „Gegenstände des ersten Bedürfnisses,“ *Generos da primeira necessidade*, empfehlen.

Seit einigen Jahren versehen die deutschen Kolonien Rio Grande und auch die älteren von Sta. Catharina nicht allein ihre Provinz mit diesen Früchten, sondern nach San Leopoldo kommen Aufkäufer von Montevideo und Rio de Janeiro, ja selbst von Bahia und Pernambuco. Daher trotz der großen Fruchtbarkeit die hohen Preise dieser Artikel; und dies Verhältniß wird noch lange währen und sich noch steigern, bis Consumtion und Production wieder ins Gleichgewicht kommen, welches so sehr durch die Verringerung der ackerbauenden Sklavenzahl und ihrer ausschließlichen Verwendung zur Kultur der Kolonialwaaren beeinträchtigt worden.

Endlich ist den Einwanderern, welche die betreffenden Kenntnisse, sowie die nöthigen Mittel besitzen, sich in der Nähe von Städten, absonderlich Hafenstädten, wo viele Nordeuropäer ihren Wohnsitz haben, ankaufen zu können, die Milchwirthschaft, die Pflege des Blumen- und Gemüsegartens, endlich der Obstkultur aufs eindringlichste anzurathen.

Wir gehen nach diesen kurzen Bemerkungen und Winken über die Landwirthschaft in Südbrazilien zu einem Verzeichniß über, welches alle jene Bäume, Pflanzen, Saamen und Thiere enthält, deren Einföhrung nach Brazilien wir dem deutschen Einwanderer nach Maßgabe seiner Börse empfehlen können. Natürlich kann damit nur gemeint sein, den Ansiedler auf die Lücken in der südbrazilianischen Pflanzen- und Thierwelt aufmerksam zu machen und ihm so die Möglichkeit zu geben, sie nach Thunlichkeit und Vorliebe auszufüllen.

Dann folgt noch ein Verzeichniß aller Werkzeuge und Maschinen, die einem Ansiedler zur Begründung und Föhrung einer Landwirthschaft, wenn auch nicht unbedingt nöthig, so doch zur Erleichterung und zur Erzielung bedeutend höheren Ertrages dringend zu empfehlen sind, wobei wir nicht zu übersehen bitten, wie nothwendig es sei, vorerst das ganze Buch mit Aufmerksamkeit zu lesen, um da auszuwählen, was ihm zum Betrieb jenes Zweiges der Landwirthschaft frommt, dem er sich speciell zu widmen gedenkt. Ueberdies werden wir ohnehin jedes einzelne Werkzeug oder jede Maschine wo möglich mit den nothwendigsten Bemerkungen begleiten.

Vieh zur Zucht.

Pferde.

Wer das nöthige Vermögen als Privatmann besitzt, ebenso Kolonisations-Gesellschaften mit bedeutenden Mitteln sollten zum Behufe der Züchtung tüchtiger Arbeitspferde und guter Reittiere, da die hiesigen für den Zug zu schwach und zum Reiten fast zu klein sind, wenn auch keine Araber oder Engländer, doch ungarische Pferde guten Blutes, womöglich aus dem Wildgezüchte von Mezöhegyes, welche dauerhaft abgehärtet und dabei

von hinlänglicher Größe und Stärke, auch wohlfeil genug sind, um nicht zu große Kosten zu verursachen, mitzubringen.

Den anderen Auswanderern ist zu rathen, wenn sie Pferde züchten wollen, auf die Auswahl und Pflege der Mutterstuten ebensoviel Sorgfalt zu verwenden, als der Brasilianer nicht verwendet, der wie alle Romanen die Stuten verachtet.

Gesel.

Für die Maulthierzucht, die bei der Unentbehrlichkeit dieser Thiere sehr einträglich ist, wäre es vortheilhaft einen maltesischen Esel einzuführen, welcher die Kosten seines Ankaufes und Transportes in wenig Jahren lohnen dürfte.

Rindvieh.

Für den Zug genügt das heimische Rindvieh vollkommen. Zur Milchwirthschaft, wozu das einheimische Vieh sich nicht eignet, wäre indessen schweizerisches Vieh, das in Italien bereits acclimatist ist, zu empfehlen. Weder holländisches noch englisches Vieh eignen sich hiezu, da dies zu viel Pflege gewohnt ist. Auch die Einführung von Büffeln aus Italien, besonders nach Rio Grande, wäre reichen Privaten oder Colonisationsgesellschaften zu empfehlen.

Ein Stier und zwei Kühe dürften zu einem Veredelungsversuche genügen und durch die reichliche Erzeugung von Milch, eines hier zu Lande so seltenen und gesuchten Artikels, wirklich lohnen. Jedoch müßte vorerst für Weide gesorgt sein, wenn man anders nicht das Schicksal des Stieres von Dona Francisca in zweiter Auflage erleben will.

Schweine.

Hier würden wir die ungarische, die sogenannte Bakonyer-Race besonders recommendiren. Sie ist so wenig als das brasilianische Schwein den Stall gewohnt, ungemein mastfähig und mästet sich selbst im Freien sehr schnell. Auch ist sie sehr fruchtbar und abgehärtet. Wir rathen diese Race vorzüglich jenen an, welche weiter in den Urwald gehen und ihren Mais in Speck verwandelt, zu Markte schicken wollen. Wer jedoch mehr auf Fleisch als auf Speck sieht, führe das sogenannte westphälische Schwein ein.

Schweine, Schafe und Geflügel lassen sich auch von den Minderwohlhabenden leicht einführen, da an Bord jedes Schiffes genug dergleichen Ställe vorhanden sind, man also keine besonderen Vorrichtungen für ihren Transport zu treffen hat, wenn man eine kleine Anzahl derselben mit sich führt.

Schafe.

Von diesen genügt das englische Landschaf, trotz seiner gröberen Wolle vollkommen für brasilianische Verhältnisse, welche alle die Pflege und Aufmerksamkeit, die von den Merinos erfordert wird, nicht zulassen. Das eng-

lische Landschaft ist abgehärtet, genügsam und liefert viel Fleisch, eine Wohlthat für abgelegene, vereinzelte Pflanzungen, in denen man leicht ein Schaf, aber kein Rind zu verzehren vermag, bevor dessen größter Theil bei der herrschenden Wärme schnell in Fäulniß übergeht, also für den Genuß verloren wäre.

Auch ist die Wolle des englischen Schafes noch immer viel feiner, als die des brasilianischen und der Stufe, auf der sich die Industrie dort befindet, vollkommen entsprechend.

Hunde.

Daß die Hunde in Brasilien erbärmliche Rüter sind, haben wir bereits angeführt und doch hängt bei dem Ansiedler Sicherheit des Lebens und Eigenthums oft von wachsamem Hunden ab. Man nehme nur gute und edle Rassen mit, da die andern den Transport nicht verlohnen.

Von Jagdhunden werden die Sausinder, Vorstehhunde und Wasserhunde die besten sein, für das Haus große Fleischhunde, englische Doggen. Für die Jagd in Rio Grande endlich englische Windspiele. Für gut abgerichtete Hunde findet man hier oft Käufer zu Liebhaberpreisen.

Kameele.

Wir wiederholen hier, daß sowohl der Regierung, als solchen größern Unternehmungen, welche in den Campgegenden Rio Grande's ihren Sitz haben, die Einführung der Kameele als vorzügliches Transportmittel unbedingt anzurathen sei.

Bienen.

Wer es irgend möglich machen kann und sich nicht geradezu im Urwalde niederzulassen beabsichtigt, nehme wenigstens einen Stock Bienen mit, am besten die sogenannten italienischen Bienen, welche stark schwärmen, sehr reichen Ertrag an Wachs und Honig abwerfen und den Menschen nicht anfeinden. Wer solche Bienen zu beziehen wünscht, muß sich an die Landwirthschafts-Gesellschaft in Wien wenden.

Bäume und Pflanzen.

Apfelbäume.

1. Rother Commercialville.	7. Sommerborsdorfer.
2. " Herbstalville.	8. Weißer Guilderling.
3. Stettinerapfel.	9. Lederapfel. Rambour d'Orléans.
4. Weißer Commercialville.	10. Rother Sommerlederapfel.
5. Kleiner Goldpepin.	11. Weißer "
6. Rother Frühapfel. Passe-pomme rouge.	12. Frühe Goldreinette.

13. Edelkönig. Rois très-noble.	30. Englischer Pepin.
14. Prinzenapfel.	31. Rother Pepin.
15. Goldgestickter Apfel. Vrai drap d'or.	32. Graue Herbstreinette.
16. Afrika'scher Apfel.	33. Rocheller Winterreinette.
17. Großer Api. Pomme de rose.	34. Bretagner "
18. Jerusalem.	35. Königsreinette.
19. Gurkenapfel.	36. Reinette von Anjou.
20. Zweimaltragender.	37. Portugiesische Reinette.
21. Gefüllter. P. à fleur double.	38. Gelber Anisapfel.
22. Rother Guilderling.	39. Guter großer. Gros bon.
23. " Herbstlederapfel.	40. Weißer Wintercalville.
24. Weißer Winterlederapfel.	41. Calville aus der Normandie.
25. Englischer Lederapfel.	42. Violetter Apfel.
26. Englische Carlina.	43. Kleiner Api. P. d'Api.
27. Rother Anisapfel. Bardin.	44. Gestreifter, bunter. P. panaché.
28. Rother Wintercalville.	45. Winterstreifling. P. d'Adam.
29. Winterlederapfel.	46. Feigenapfel.
	47. Ludwigsapfel.

Birnenforten.

1. Magdalenenbirne.	20. Lange Sommerbergamotte.
2. Kleine Ruskateller.	21. Blutbirne.
3. Roberts Ruskateller.	22. Sylva'sbergamotte.
4. Colmarbirne.	23. Graue Butterbirne. (Isenbart.)
5. Heilige Ludwigsbirne.	24. Römische Butterbirne.
6. Holländische Bergamotte.	25. Englische Butterbirne.
7. Schönste Sommerbirne. Bellissime d'été.	26. Sommerdorn.
8. Wespenbirne. Bourdon musqué.	27. Sommergutedristenbirne.
9. Sarazenenbirne.	28. Englische "
10. Sparbirne.	29. Weinbirne.
11. Pomeranzenbirne. l'orange musqué d'été.	30. Lazarusbirne.
12. Perlbirne. Blanquette.	31. Herbstbergamotte.
13. Frauenschenkel. Cuisse Madame.	32. Schweizergamotte.
14. Salviatibirne.	33. Weiße Butterbirne. (Kaiserbirne.)
15. Pagebuttenbirne. l'azarolier poirier.	34. Grüne Zuckerbirne.
16. Sommerfaßbirne. Coulsoif.	35. Marquisenbirne.
17. Jagdbirne. Bezzi de la chasserie.	36. Herbstschmalzbirne.
18. Roussellette de Rheims.	37. Rümmebirne. Bezzi de Hary.
19. Royale d'été.	38. Herbstbirne. Bezzi vermillon.
	39. Rousseline.
	40. Goldene Johannisbirne.
	41. Herbstmundnegbirne. Monille-bouche.

42. Winterambrette.

43. Frangipanbirne.

44. Erzherzogsbirne.

Die später reisenden Sorten haben wir hier weggelassen, da selbe wenig Aussicht zum Gedeihen haben.

Kirschen.

1. Maikirsche, Bicareau hâtif.	17. Kurzstielige Amarelle.
2. Früheralsmaikirsche. l'avant-cerise hâtive douce.	18. Langstielige "
3. Einfache Maikirsche. Cerise Morel.	19. Orangenkirsche. Cerise d'Hollande.
4. Buntblättrige. Cerise à feuille panachée.	20. Spanische Weichsel.
5. Englische Königsweichsel.	21. Cardinalsüßkirsche.
6. Gefülltblühende.	22. Schimmernde Süßkirsche. L'écarlate.
7. Weiße Kirsche, Guigne blanche.	23. Neue englische Kirsche.
8. Schwarze Kirsche. Guignenoire.	24. Rothkirsche.
9. Doppelte Maikirsche. C. Morel double.	25. Weiße Süßkirsche.
10. Die schönste von Choisy. La belle de Choisy.	26. Gefüllte. La Merissière à fleur double.
11. Schwarze Herzkirsche.	27. Buntblättrige. cerise à Jumelle.
12. Rother Marmorkirsche.	28. Doppelte Amarelle.
13. Weiße Herzkirsche.	29. Rother Prinzesssüßkirsche.
14. Königsweichsel.	30. Langstielige Montmorency.
15. Große deutsche Pelzweichsel, Griotte du Comte de St. Maur.	31. Allerheiligenkirsche.
16. Kurzstielige Montmorency.	32. Sehr große Süßkirsche, le grand Sultan.
	33. Vier auf's Pfund, Cerise menin.

Pflaumen.

1. Frühe Catalanier.	13. Damascener von Mangeron.
2. Weiße Reineclaud.	14. Blutpflaume. Damas sanguin.
3. Goldpflaume. Drap d'or mirabelle double.	15. Weiße Zuckerpflaume. Damas sucre blanche.
5. Gelbe Diapré.	16. Königl. Damascener Pflaumen. Damas royale.
6. Grüne Reineclaud.	17. Langstielige Pflaume.
7. Prinzessinpflaume.	18. Große, weiße, indische Pflaume.
8. Frühe Mirabelle.	19. Große, rothe, " "
9. Späte " "	20. Violette Diapré.
10. Gelbe " "	21. Virginische Kirschenpflaume.
11. Herzogspflaume. Prune de Monsieur.	22. Weiße Perdrigon.
12. Frühe Damascener von Tours. Damas de Tours hâtive.	23. Rother " "
	24. Violette " "

25. Aprikosensplaume.
26. Rothe Mirabelle.
27. Violette Kaisersplaume.
28. Weiße "
29. Kaisersplaume.

30. Savoyersplaume. L'Isle verte.
31. Catharinenplaume.
32. Ohne Kern. Sans noyau.
33. Glühende Kohle. Rose charbon.

Aprikosen.

1. Große, frühe.	7. Auvergnier.
2. Große, gemeine.	8. Angoulême.
3. Rothe von Angoumois.	9. Pfirsichaprikose. l'Abricot Nancy.
4. Buntblättrige.	10. Königsaprikose. l'Abricot royal
5. Schwarze.	Württemberg.
6. Provenzer.	11. Kleine Muskateller.

Pfirsiche.

1. Sehr frühe, weiße Muskat, l'avant-pêche musqué.	20. Dünnhäutige, sans peau.
2. Sehr frühe, rothe Muskat, l'avant-pêche rouge de Troyes.	21. Rothe Aprikosenspfirsich. Admirable jaune tardive.
3. Kleine Prinzeß. Petit Mignon.	22. Rothe Magdalene.
4. Große Mignon.	23. Venusbrust.
5. Doppelte Montagne.	24. Königsapfirsiche.
6. Frühe Peruvianerin, Chevreuse hâlive.	25. Persische.
7. Malteser, Malté.	26. Rothe Ungeheuer. Pavia rouge Pomponne.
8. Frühe Purpur.	27. Gelbe Ungeheuer. Pavia jaune Pomponne.
9. Wespenpfirsich, bonrdine.	28. Große, späte, violette.
10. Echte deutsche Zwergpfirsich.	29. Große, grüne, nachende, Brugnnon vert.
11. Cardinal von Fürstenberg.	30. Kleine, grüne Muskat, Brugnnon musqué.
12. Stügerspfirsich, Bellegarde.	31. Die Durchsichtige.
13. Weiße Magdalene.	32. Die Weinpfsirsiche, Vineuse de Formentin.
14. Gelbe Safran, L'Alberge jaune.	33. Rothe Aprikosenspfirsiche.
15. Rothe "	34. Schöne von Vitry.
16. Kanzlerpfirsich.	35. Blutpfirsiche. Violette sanguine,
17. Große, frühe, violette.	36. Späte Purpurpfirsiche.
18. Kleine, frühe, nachende, petite Brugnnon violette.	
19. Wollige Purpur.	

Mandeln.

1. Große, süße Mandel.	4. Buntblättrige, Amande à feuille panachée.
2. " bittere "	
3. Brachmandel, große, Amande à craquer.	

Mispeln.

1. Gemeine Mispel.	2. Mit sehr großen Früchten, Ne- lier à gros fruits.

Wallnüsse.

1. Große, mit weicher Schale, Papiernüsse.	3. Geschligtblättrige.
2. Frühtragende.	4. Spättragende.

Quitten.

1. Große Birnquitte.	4. Tiroler.
2. Ordinaire Quitte.	5. Sirische.
3. Portugiesische Quitte.	6. Quitte ohne Kern.

Kastanienbäume von der großen spanischen Sorte.

Haselnüsse.

1. Barns, spanische Nuß.	5. Mit blutrothen Blättern und röthlichen Früchten.
2. Bond nut.	6. Praecox.
3. Lamberts rothe Blutnuß.	
4. Frühe mit länglicher Frucht.	

Johannisbeeren.

1. Große, fleischfarbene.	5. Schwarze, mit großer Frucht.
2. " rothe.	6. Victoria, extragroße, schwarze.
3. " weiße.	7. Champagne.
4. Kirschjohannisbeere.	8. Dutch white.

Himbeeren.

1. Fästols Himbeere.	4. Ganz große, gelbe.
2. Ganz große, rothe.	5. New large Raspberry.
3. " " immertragende.	6. Queen Victoria.

Stachelbeeren.

1. Amber strawberry.	9. Yellow Lion.
2. Black Prince.	10. Large White.
3. Champagne.	11. Mogul red.
4. Red Champagne.	12. Red spanish.
5. Early White.	13. Rough white.
6. Evergreen.	14. Taylor's Venus.
7. Green balsam.	15. White Champagne.
8. " walnut.	16. White Christal.

Erdbeeren.

1. Die gewöhnliche Erdbeere am besten mit Ableger.	4. Monat-Erdbeere.
2. Die Ananaserdbeere.	5. Prinz Albert.
3. " " weiße.	6. Roseberry Pine.
	7. Scarlet flesh.

Endlich Wachholderbeerensträucher.

Zweijährige Spargelwurzeln, acht holländischer Sorte.

Weinreben.

1. Alicante, blaue, große.	24. Muskat Malvasier.
2. Auvernas blanc.	25. Großer, grüner Melier aus Malaga.
3. " spanischer, Tinto.	26. Blauer Muskat aus Malaga.
4. Ventoulien aus Languedoc.	27. Brauner "
5. Burgunder, blauer, großer.	28. Gelber "
6. " weißer.	29. Grauer "
7. Candia.	30. Schwarzer aus Alicante.
8. Schwarzer Champagner.	31. Raisin bleu de Montpellier à grande grappe.
9. Weißer "	32. Hühnerauge. Oxil perdrie.
10. Chasselas doré.	33. Refosco.
11. " musqué.	34. Kleiner, gelber Riesling.
12. " vert.	35. Grüner Provencer.
13. Große, gelbe, spanische Gibebe.	36. Sevilier.
14. Lange, blaue, italienische "	37. Früher Sicilianer.
15. Frankenriesling von Türkheim.	38. Steinriesling.
16. Frometé von Tokaj.	39. Früher Tokayer, schwarzer.
17. Große von Smyrna.	40. Ungarischer, früher Traminer.
18. Gutedel aus Ungarn.	41. " später "
19. Jacobitraube aus der Champagne.	42. Verjus Bordelais.
20. Persische frühe Korinthen.	43. Vin Claret.
21. Lacrymae Christi.	44. Zuckertraube.
22. Griechischer Malvasier.	
23. Grüngelber "	

Sämereien.

1. Früher, englischer Blumentohl.	5. Bester, allergrößter Erfurter
2. Später " "	6. Purpurfarbener, engl. Broccoli.
3. Früher, holländischer "	7. Blaue, " "
4. Später, " "	8. Weiße, " "

9. Niederländischer Sprossenfohl.
10. Riesenfohl.
11. Braun- und Blaufohl, krauser.
12. Savoyerrohl.
13. Sommerfohl.
14. Ganz frühe, weiße Kohlrabi.
15. " " blaue "
16. Frühe, feinblättrige, weiße Kohlrabi.
17. Frühe, feinblättrige, blaue Kohlrabi.
18. Spät, weiße Kohlrabi.
19. " blaue "
20. Runde, weiße, holländische Maigrüben.
21. Körbelerüben.
22. Stedrüben.
23. Zuckerrüben.
24. Runde, schwarzrothe Beete.
25. Frühe Monatradieschen aller Farben.
26. Sommerrettich.
27. Langer, schwarzer Erfurter Winterrettich.
28. Ganz frühe Karotte.
29. Große lange Goldmöhren.
30. Große, mährische Wurzel-Petersilie.
31. Krausblättrige Petersilie.
32. Pastinak.
33. Großer Knollen-Sellerie.
34. Große, weiße, spanische Zwiebeln.
35. " rothe, " "
36. Gelbe, holländische " "
37. Rothe, platte " "
38. Weiße, " "
39. Neue Riesenzwiebel.
40. Große, dunkelrothe, harte Braun-schweiger.
41. Englische silberweiße Zwiebeln.
42. Chalotten oder Steckzwiebeln.
43. Kofambolen (Knoblauch.)
44. Sommer-Porree.
45. Riesen-Porree.
46. Großer, rundblättriger Spinat.
47. Immergrüner, neuseeländischer Spinat.
48. Früher, grüner Steinkopfsalat.
49. Gelber " "
50. Rothgesprenkter " "
51. Größter, gelber Parlemer.
52. Großer, rothgesprenkelter Dauer-salat.
53. Grüner Sommerbindsalat.
54. Gelber Bindsalat.
55. Römischer Spargelsalat.
56. Grüner Feld- oder Bögersalat.
57. Gelber Stedhsalat.
58. Neuer, weißer, Batavier Endivie.
59. Feingekrauter Endivie.
60. Breitblättriger " "
61. Frühe, grüne Gurken.
62. Neue, lange Gurken.
63. Frühe Trauben- oder Einlegegurken.
64. Lange, weiße Schlangengurken, sehr zarte.
65. Lange, grüne, westindische Gurken.
66. Bläßgrüne Riesengurken.
67. Ganz frühe Zuckermelonen.
68. Große, spätere " "
69. Echte Ananas " "
70. Grünfleischige Melonen.
71. Flachgerippte Wellingtons-Melone mit grünem Fleisch.
72. Aus Cabul mit weißem Fleisch.
73. Geknete Buttermelone.
74. Sarepta Zuckermelone.
75. Evans sine Scarlet.
76. Eßbare hundertpfündige Riesen-kürbisse, grüne und gelbe.
77. Weiße Mandelkürbisse.
78. Lange, bunte Speisekürbisse.
79. Gelbe birnenförmige Paradies-äpfel.
80. Große, blaue Artischocken.
81. Holländischer Spargel.
82. Gemeine und krausblättrige Kresse.
83. Lang- und rundblättriger Sauerampfer.

81. Gefüllter, spanischer Körbel.	104. Spätere, graue Zuckererbsen.
85. Körbelkraut.	105. Riesen Zuckererbsen.
86. Gemeines und feingekrautes Basilikum.	106. Große, weiße Runkelrübe.
87. Thymian.	107. Große, röthliche Burgunder.
88. Majoran.	108. Große, runde, goldgelbe Burgunder.
89. Saturei.	109. Leinsamen.
90. Gewürz=Dille.	110. Rapsamen.
91. Süßer, großer Bologneser Fenchel.	111. Sonnenblumen.
92. Löffelkraut.	112. Gelber Senf.
93. Grüner und gelber Portulak.	113. Brauner Senf.
94. Citron=Melisse.	114. Anis.
95. Salbei.	115. Fenchel.
96. Lavendel.	116. Kümmel.
97. Wermuth.	117. Koriander.
98. Frühe, holländische Ausbrecherbsen.	118. Großer, weißer Mohr.
99. Frühe $\frac{1}{2}$ Fuß hohe Zwerg=erbsen.	119. Champignons=Brut.
100. Große, grünbleibende Erbsen.	120. Weißer Wiesenklees.
101. Niedrige, rothblühende, Spargelerbsen.	121. Rother, steirischer Klee.
102. Ganz niedrige, breitshotige Zuckererbsen.	122. Luzerner.
103. Frühe, ganz weiße, breitshotige Zuckererbsen.	123. Esparsette.
	124. Mehrere Arten deutsches und italienisches Raigras, Wiesenfuchschwanz und Thimotheusgras, um Weiden anzulegen.

W e r k z e u g e .

Vor allem sind dem Ansiedler in Brasilien die Grundwerkzeuge aller dortigen Landwirthschaft nothwendig, das sind: die Axt, die Haxe, die Fouça und das Facão.

Die Aexte, machados, welche man dort zu Lande bekommt, sind schwach und schlecht gestählt und sind im Verhältniß theurer. Es ist daher die Mitnahme von amerikanischen Aexten, welche man in allen deutschen Hafenstädten gut und billig findet, anzurathen, wobei auch einer der eigenthümlich geformten Stiele nicht zu vergessen ist; doch nehme man von den Aexten nur die zweitstärkste Qualität.

Die Hauen, enchadas; hievon bedarf man zweierlei. Eine stärkere, schwerere, weniger gehärtete zum Aufreißen der Erde, wobei man häufig auf Steine und Wurzeln geräth, und eine leichtere, aber besser gestählte zum Jäten, Behäufeln. Auch diese bringe man aus Deutschland mit, trage aber Sorge, daß sie im Blatte eine starke, fast bis zur Spitze

hinabreichende Mittelrippe haben. Die Löcher oder Defen, worin die Stiele befestigt werden, müssen wiereckig sein, damit die Stiele gut darin befestigt werden können.

Die Fouça ist ein Brasilien eigenthümliches Werkzeug, das wir bereits weiter oben beschrieben haben und am besten in Brasilien selbst gekauft wird.

Das Facão wird von jedem starken Waidmesser ersetzt, das einen guten Griff und eine Scheide hat.

Sonst bedarf noch der Einwanderer der Stech- und Hebeschaufeln, der Jätehacken, der Stifte zu Eggen und Rechen, der Sichel und Sensen, wobei Streichsteine und Klopfszeug zum Dengeln, nicht zu vergessen.

Ein vollständiges Gartenwerkzeug ist Jedem anzurathen, der in der Nähe von Städten sich niederzulassen beabsichtigt, wobei er gut thut, wenn er nur die Brausen zu seinen Gießkannen mitnimmt, da solche in Brasilien schlecht gemacht werden. Auch Wurfgritter sind anzurathen; besonders aber alles kleine zur Obstgärtnerei nöthige Geräth, selbst das Baumwachs nicht ausgeschlossen. Auch Räder zu Schiebkarren vergesse man nicht.

Jeder mit Landbau sich beschäftigende Einwanderer würde gut daran thun, die nothwendigsten Werkzeuge des Zimmermanns mitzubringen, da man dort nicht wegen jeder Kleinigkeit zum Tischler, Zimmermann, Stellmacher u. s. w. laufen kann. Eine Zimmerart, ein Hammerbeil, Jangen, Bohrer, Handsägen mit Feilen, eine Drumsäge und eine Spaltsäge, Kettsäber, Ziehmesser, Stemmeisen, Meißel, sowie ein Schlicht- und ein Doppelhobel sind fast unentbehrlich. Wer endlich größere Anlagen beabsichtigt, als Mühlen, Zuckersfabriken u. s. w., der braucht fast unbedingt das ganze Tischlergeräth, sammt Hobelbank, zu welcher man übrigens nur die Schrauben und das Bankleisen mitnimmt.

Alle zur Kaffee- und Zuckersfabrikation im Großen nöthigen Utensilien wird der Ankiedler am besten sich an Ort und Stelle verschaffen. Es sei denn, daß er für die Zuckermühle eiserne Quetschwalzen und einen Centrifugalapparat beschaffen will, welche er allerdings am besten in Europa kauft, nachdem er Sachverständige zu Rathe gezogen hat.

Wer jedoch nur im Kleinen zu arbeiten gedenkt, wozu naturgemäß der größte Theil der Einwanderer zu rechnen sein wird, für den genügt es, einen flachen Kupferkessel sammt angeschraubtem Hahne, nebst einem gewöhnlichen Waschkessel zum Einkochen des Syrops mitzubringen. Erweitert sich seine Unternehmung, so wird er leicht Mittel und Wege zur Herbeischaffung des benöthigten Materials finden und dies um so leichter, wenn er sich einer der bereits bestehenden Kolonien anschließt.

Alle diese Eisen- und Kupfergeräthe sind, um sie während der Seereise vor Ueberhandnehmen des Rostes und des Grünspanes zu bewahren, vor der Verpackung wohl zu trocknen und dann mit einem Lappen, der vorher mit etwas Del benetzt worden, sorgfältig abzuwischen.

Ein näheres Eingehen auf jedes einzelne Werkzeug oder Geräthe, das dem Auswanderer zur Mitnahme anzurathen wäre, ist schon wegen der zu großen Ausdehnung der Blätter nicht möglich, da wir sonst bei jedem

Einzelnen die Instrumente erwähnen müßten, welche sein specieller Beruf verlangt. Auch würde dadurch eine Unklarheit und deshalb Zweifel entstehen, was man unter dieser Menge von Werkzeugen zur Mitnahme auswählen soll, da das geringe Vermögen der Meisten eben nur eine beschränkte Auswahl erlaubt.

Als Grundregel diene daher, daß Jeder, der es nur irgend vermag, die seinem Handwerke eigenthümlichen Geräthe mitnehme, so vollständig als möglich; da die Anschaffung derselben in Brasilien oft unmöglich, sehr häufig schwierig und in allen Fällen unverhältnißmäßig kostspielig ist.

Landwirthschaftliche Maschinen.

In erster Reihe der Pflug, wohlverstanden nur für jene empfehlenswerth, welche sich im Camplande, oder auf alten, langbebauten Grundstücken, niederzulassen beabsichtigen; für diese aber ist er unentbehrlich. Solchen nun würden wir den gewöhnlichen deutschen Wendepflug leichter Art mit Rädergestellen anrathen; besitzen sie jedoch größere Mittel, so sollten sie den nordamerikanischen Imperial Eagle Plow mit Stellrad und Sech zur gewöhnlichen Arbeit, sowie als Pflug für Prairieland mitbringen, jedoch immer von der leichteren Sorte, da Pferde und Maultiesel in Brasilien für stärkere zu schwach wären.

Neben diesem Pfluge ist es sehr gut, zur Ersparniß der langwierigen und kostspieligen Arbeit des Behackens bei Mais, Taback u. s. w., Pferdehacken, sogenannte Cultivators anzuschaffen, wie solche in jeder Maschinenwerkstätte Deutschlands gefunden werden.

Zum Maisbau gehöret auch die Säemaschine, unter dem Namen Batchelder's Cornplanter, in jeder ordentlichen derlei Fabrik zu treffen. Der Cornplanter, wie die Entkörnungsmaschine von Clinton sind für denjenigen, der einigermaßen ausgebreiteten Maisbau betreiben will, vollkommen unentbehrlich.

Endlich haben wir bereits weiter oben der Maisschrotmühle Erwähnung gethan, welche auch zum Enthüllen von Reis sich eignet und Seite 142 in Fleischmann's „nordamerikanischem Landwirth“ abgebildet ist.

Ferner eine sogenannte Puzmühle, welche mit dem gehörigen Sortirneß ebenso gut für Kaffee, wie Mais, Bohnen und anderes Getreide paßt.

Für Baumwolle endlich ist bereits bei der Besprechung der Baumwolle der Cotton-Gin näher erwähnt worden.

Die vorstehenden Werkzeuge und Maschinen werden so ziemlich alle sein, deren Mitnahme wünschenswerth und rentabel erscheint.

IV. Abschnitt.

Von der Bevölkerung.

Einleitung. — Eintheilung. — Die Weißen. — Charakter. — Sprache. — Ehrgeiz. — Pferde Liebhaberei — Tracht. — Lebensweise der Städter. — Vergnügungen. — Taufen, Trauungen und Begräbnisse. — Dessenfliche Anstalten. — Die Landbewohner. — Ihre Tracht. — Vergnügungen. — Gastfreihait. — Hausbau. — Benennungen der verschiedenen Gebäude. — Titelwesen in Brasilien. — Die Fremden. — Die Portugiesen. — Die Engländer. — Die Nantees. — Die Franzosen. — Die freien Farbigen. — Stellung derselben. — Heirathen von Farbigen. — Die Farbigen in der Geistlichkeit und als dritter Stand. — Klassen von Farbigen. — Die zahmen Indier. — Aldeas. — Mischlinge der Indier. — Charakteristik. — Die Wilden. — Wohnort. — Charakter, Sitten und Gebräuche. — Nahrung. — Kleidung. — Waffen. — Schmuck und Malerei. — Musik. — Feierlichkeiten. — Religion. — Aufenthalt der Wilden. — Angriff auf Mundo Novo. — Die Cathedraese. — Abstammung der südamerikanischen Wilden. — Angriffe der Sklaverei. — Zustand der Wege im heimischen Afrika. — Theile der Sklaverei. — Behandlung der Sklaven in Brasilien. — Dr. Siquetira und die Sklavin. — Folgen des Sklaveneinfuhr-Verbots. — Mittel gegen diese Folgen. — Das Negerleben. — Capitaes de Matto. — Quilombo. — Der Sklavenhandel.

I.

Wenn Jemand in eine fremde Ortschaft oder auch nur in ein fremdes Haus übersiedelt, ist ihm eine möglichst genaue, wahrheitsgetreue Auskunft über seine künftigen Nachbarn sehr wünschenswerth, um sich und sein Benehmen darnach einrichten zu können. Eine ganz wahrheitsgemäße Schilderung wird man indeß nie erhalten; daran ist vor Allem die Unvollkommenheit der menschlichen Natur, die größere oder geringere Sucht zu Uebertreibungen im Guten, wie im Bösen, persönliche Differenzen zwischen den Nachbarn, tausend andere kleinliche Dinge und endlich selbst im günstigsten Falle der Umstand Schuld, daß sich über dieselben Gegenstände in verschiedenen Köpfen auch verschiedene Anschauungen bilden.

Erscheint nun schon eine solche Auskunft bei kleinen Uebersiedlungen als dringend wünschenswerth, so wird sie bei der Auswanderung in ein ganz fremdes Land, wie Brasilien, mit unbekannten Eigenthümlichkeiten, unter ein Volk von fremder Sprache, Sitten und Gebräuchen zur höchsten Nothwendigkeit, und es sollte daher jeder ehrliche Mann, der über Auswanderung schreibt, sich auf das Gewissenhafteste befeißigen, Land und Leute genau zu studiren, um seine Schilderungen wahrheitsgetreu machen zu können, um sich keine gerechten Vorwürfe von Seiten falsch Berichteter zuzuziehen.

Mit der Wichtigkeit einer wahren Darstellung aber wächst auch die Schwierigkeit derselben. Die meisten deutschen Reisenden zwar machen sich

die Sache so bequem als möglich; sie landen in Rio de Janeiro, steigen in deutschen Privathäusern ab, an welche sie empfohlen sind, machen, immer in Gesellschaft von Landsleuten, einen Ausflug auf den Corcovado und die Tejucca, nach Petropolis und Nova Friburgo, besuchen sich den botanischen Garten und das Irrenhaus, und notiren sich eifrig die Mittheilungen ihrer Begleiter, die trotz eines vieljährigen Aufenthaltes im Lande selten mehr davon, ja kaum je ein brasilianisches Familienleben gesehen und häufig von der Landessprache nur das Nothdürftigste wissen. Reisen sie dann noch pr. Dampfschiff nach irgend einem andern Küstenpunkte oder gar mit einem Tropeiro auf einem der besuchtesten Saumwege etwas weiter in's Innere, und werden sie dabei in eine Benda verschlagen oder genöthigt, in einer Fazenda oder sonstigen Niederlassung Gastfreundschaft zu suchen, so erscheint ihnen dies mehr als genügend, um das Publicum mit einer Broschüre über Brasilien zu beglücken, deren Angaben nur dazu dienen, die Leser irre zu führen.

Um aber ein Land wie Brasilien und Leute wie seine Bewohner richtig zu beurtheilen, sind dem Reisenden zwei Bedingungen zu erfüllen unumgänglich nothwendig: er muß zuerst die Landessprache sich zu eigen machen und zunächst die Acclimationsbeschwerden überstanden haben, ein nicht hoch genug anzuschlagender Umstand. Wir begreifen darunter nicht allein die Gewöhnung an das Klima, an die neue Lebensentheilung, die umgekehrte Ordnung der Jahreszeiten, die Veränderung in Speisen und Getränken, sondern vor Allem auch das Ueberwinden des Heimwehes und der damit verbundenen Sucht, alles Angenehme der alten Heimath mit dem Unangenehmen der neuen zu vergleichen, ohne je das entgegengesetzte Verfahren zu beobachten. Endlich bedarf er eines nahen Umganges mit den Eingebornen des Innern, und dann erst wird er in die Möglichkeit versetzt sein, ein annähernd gerechtes Urtheil über Brasilien und die Brasilianer wiederzuschreiben.

Erzählen uns nun schon unbefangene Reisende wenig Wahrheit mit viel Dichtung vermischt, so ist vollends bei Auswanderungspredigern von Profession die Wahrheit zur Mythe geworden. Persönliche Verstimmungen, bestochenes Interesse für oder wider lassen dann Brasilien als ein Eldorado oder eine Hölle erscheinen und den Leser, der bei ihnen sich Rath's erhölen will, völlig rathlos.

Dafür nun, daß wir nach bestem Wissen und Gewissen, mit herzlichem Wohlwollen für das Land und für die Ansiedler daselbst die Bevölkerung schildern, können wir uns wohl verbürgen; aber nicht dafür, daß nicht die Anschauungen Anderer mit den unsrigen divergiren werden; ob mit Grund, das kann nur Jemand beurtheilen, der gleich uns Gelegenheit gehabt und sie eifrig benutzt hat, Land und Leute gründlich kennen zu lernen.

Die eingeborne Bevölkerung ganz Brasiliens, also auch des Südens, zerfällt in:

1. Abkömmlinge der Portugiesen rein weißen Stammes;
2. die fremden Weißen;

3. freie Farbige aller Schattirungen;
4. Ureingeborene;
5. Sklaven.

Spricht man im Allgemeinen von Brasilianern, so wird darunter nur die weiße Race verstanden. Es hat diese Race wohl in ganz Brasilien einen übereinstimmenden Grundtypus, der aber in den verschiedenen Provinzen eine mehr oder minder starke locale Färbung annimmt. In den südlichen Provinzen, Rio grande, Paraná, São Paulo, im Hochlande von Sta. Catharina, ja, selbst noch in Minas, da, wo die Viehzucht stark betrieben wird, tritt wenig Unterschied zu Tage; desto sichtbarer und auffälliger sind solche Divergenzen zwischen den Stadt- und Landbewohnern der nämlichen Provinzen und den Einwohnern des Nordens und der Mitte.

Der Südbrazilianer ist naiv, trotz großer natürlicher Begabung im Ganzen wenig unterrichtet, gefällig, gastfrei und gutmüthig, selbst bis zum Extrem. Dabei leidet er durchschnittlich an Energielosigkeit, d. h. an Mangel jener anhaltenden Energie, die mit dem momentanen Aufwallen nichts gemein hat. Daß die höheren Klassen der Gesellschaft dort, wie hier, wenig Verschiedenheit im Bildungsgrade zeigen, ist bei Culturvölkern nur natürlich.

Der Brazilianer des Südens ist ebenso, wie seine nördlichen Landsleute und die spanischen Nachbarnvölker, äußerst, ja übertrieben höflich, und ist nur zu geneigt, die Nonchalance eines europäischen Gebildeten für Mangel an Erziehung zu halten. Es sind ihm ein Anstand und eine Grazie zu eigen, die sich in keiner der gesellschaftlichen Schichten verläugnen. Durch viele Abenteuerer mit bitteren Erfahrungen bereichert, ist er gegen die Fremden zurückhaltend. Leider geben selbst die Redlichsten unter diesen den Eingebornen triftige Gründe zur Absonderung; sie leiden häufig an der Sucht, durch ihre Weisheit glänzen zu wollen, indem sie Brasilien, dessen Einrichtungen und Sitten auf's Schärfste und gewöhnlich Unverständigste kritisiren und so den nicht ungerechtfertigten Stolz des Brazilianers auf sein Land und dessen Institutionen in schonungsloser Weise verletzen. Der Brazilianer ist daher so gewöhnt, üble Dinge sich und seinem Lande nachsagen und die widersinnigsten Projekte zur Verbesserung seiner heimatlichen Zustände machen zu hören, daß er in jedem Fremden von vorne herein einen unnützen Projektentmacher sieht und dann oft selbst solche Ameliorationsvorschläge zurückweist, welche zur Basis unläugbar die Vernunft und die Zweckmäßigkeit haben. Der Brazilianer ist, was wenigstens die Städte betrifft, wie alle Südländer, kein Tugendheld, und besonders wird den verheiratheten Männern nachgesagt, daß sie zu Hause gerne den Tyrannen, außer dem Hause aber den allzu Liebenswürdigen spielen. Dies mag wohl von den allzufrühen Heirathen herrühren, da oft schon in der Wiege die Prima dem Primo *) verlobt wird, um nur das Vermögen in der Familie zu bewahren, selbst wenn dadurch die katholischen Ehegesetze mehr oder minder verletzt werden.

*) Die Base dem Better.

Dagegen erheischt die Gerechtigkeit das Eingeständniß, daß die brasilianischen Damen treue Hausfrauen und gute Mütter sind; natürlich kann aber bei der durch das Klima bedingten größeren Indolenz und der herrschenden Sklavenwirtschaft das Ideal der deutschen Hausfrau hier nicht gesucht werden.

Die Städtebewohner sind, wie überall, in der physischen Ausbildung hinter der Landbevölkerung bedeutend zurück; diese körperliche Verkümmernung mag ebenfalls eine Folge der frühen Heirathen, sowie der frühzeitig und mit Raffinement genossenen Ausschweifungen und des Degenerirens durch die steten Familienehen sein. Oftmals lassen sich die Fremden veranlassen, die brasilianische Race nach diesen eben nicht preiswürdigen Exemplaren in Bausch und Bogen zu beurtheilen.

So wenig einladend nun das Aeußere der männlichen Städter sein mag, auf die Damen erstreckt sich diese Bemerkung nicht; besonders im Süden, wo das Blut reiner, oft auch mit spanischem, ja germanischem gemischt vorkommt. Wer einer Sonntagsmesse in Sta. Catharina oder Porto Alegre beivohnt, wird mit Entzücken die prachtvollen Formen, die feinen, edlen, meist blassen Gesichter, die großen, tief dunklen Augen und das herrliche, durch keinen neidischen Hut versteckte und verdorbene Haar der brasilianischen Damen bewundern.

Die Landessprache ist in ganz Brasilien bekanntlich die portugiesische. Ihre Erlernung unterliegt keinen gar großen Schwierigkeiten, da sie sehr wenige unregelmäßige Zeitwörter hat. Doch kennen wir keine einzige Sprachlehre, die gut wäre, sowie kein einziges deutsch-portugiesisches, einigermaßen vollständiges Wörterbuch. Indessen ist das Nothwendigste in der Grammaire von Pinheiro de Sousa, Leipzig 1851, und im Wörterbuche von Wollheim, Leipzig, Feischer, enthalten. Es giebt übrigens unter der gebildeten Klasse der Brasilianer Wenige, die nicht etwas Französisch oder Englisch sprächen, und sind im Lande schon überall so viel Deutsche zu finden, daß eine Verständigung nicht schwer fallen dürfte. Der Kaiser selbst, als Sohn der österreichischen Erzherzogin Leopoldine, deren Andenken den ersten deutschen Einwanderern stets geheiligt bleiben soll und wird, versteht alles deutsch Gesprochene und Geschriebene, spricht jedoch nur wenig.

Den Südbrazilianer beherrschen zwei hervorragende Leidenschaften, die Hippomanie und der politische Ehrgeiz. Wir haben mit Bedacht die Hippomanie voran gesetzt, weil sie im Süden von Brasilien jedenfalls die überwiegende Leidenschaft ist.

Der politische Ehrgeiz, eine moderne Krankheit der Bewohner aller Länder, welche noch nicht lange ihre Unabhängigkeit genießen, und deren jeder nur eine freie Beschäftigung treiben oder mit in der Regierung sein will, ist hier nicht schwierig zu befriedigen; ein Doktordiplom der juridischen Schule in São Paulo ist der Schlüssel zu allen bürgerlichen und staatsmännischen Ehren. Häufig genügt hiezu schon der Grad eines Baccalaureus, Bacharel, im Nothfalle der medicinische Doktorhut. Zur Zeit der Urwahlen zu den Provinzialversammlungen und zum Reichstage, sowie für den Senat herrscht im Lande eine ähnliche Aufregung, wie sie bei der näm-

lichen Veranlassung auch in andern constitutionellen Staaten vorzukommen pflegt. Man begnügt sich aber nicht mit Versuchen zur Befestigung und Ueberlistung, sondern geht oft selbst bis zu Gewaltthaten; doch haben diese wenigstens in den letzten Jahren hier im Süden zu keinem jener blutigen Zusammenstöße geführt, welche im Norden nicht selten die Wahlstatt besiedeln.

Es geht übrigens leidenschaftlich genug her und auch in Brasilien können sich Dinge in den Versammlungen der Väter des Landes ereignen, wie sie sonst nur ausschließliches und unbeneidetes Privilegium des Washingtoner Congresses zu sein scheinen. Doch beschränken sich die Ausbrüche nur auf die Provinziallandtage, die parlamentarische Elementarschule, wo die vielen jüngeren, unruhigen und strebsamen Stoffe noch brausen und gähren. So geschah es im Jahre 1853 in Porto Allegre, daß der mehrjährige Präsident der Versammlung mit einem der Deputirten beim Schluß einer Tages Sitzung in einem Wortwechsel bis zu Ohrfeigen kam, nicht ohne daß ein solches Benehmen im ganzen Lande die größte Indignation hervorrief.

Des Brasilianers Ehrgeiz zeigt sich in seiner Neigung für liberale Beschäftigungen und verpflanzt sich dadurch auch auf das Gebiet des bürgerlichen Lebens. So wird man nirgends einen Brasilianer treffen, der sich herablasse, ein Handwerk, und wäre es das einträglichste, zu treiben; ein Schankgewerbe oder einen Gasthof zu halten, betrachtet er als Schande und ähnelt so in dieser, wie in vielen andern Rücksichten bezüglich der exceptionellen Stellung im Lande dem europäischen Adel zum Verwechseln; neuester Zeit ist diese Ähnlichkeit noch größer geworden, da der Adel mancher Staaten sich dem Handel zuwendet, gleich wie dies in Brasilien die einzige dem Publikum direkt dienende Thätigkeit ist, welcher die Weißen einige Conzessionen gemacht haben. Sonst gelten nur der Beamtenstand vom Minister bis zum Porteiro, der Stand eines Fazendeiro und Estancieiro, sowie die höchsten Würden der Kirche und des Heeres, endlich gewisse zu keinem wirklichen Dienste verpflichtende Hofchargen den Weißen als angemessen.

Der Brasilianer fröhnet dem Ehrgeize aber nicht, wo er ihm Opfer und Unannehmlichkeiten verursacht. So z. B. sucht er sich auf alle Weise der Pflicht der Jury zu entziehen, und ist oft in einer Session der Fall vorgekommen, daß ein Stillstand von 3—4 Tagen eintrat, weil man nicht im Stande war, trotz nicht unbedeutender Geldbußen die nöthige Anzahl von Geschwornen zu bekommen. Doch muß man gerecht sein und zugeben, daß eine der Hauptunannehmlichkeiten dieses Dienstes für den Brasilianer darin besteht, daß er bei seiner großen Gutmüthigkeit sehr mitleidiger Natur ist und sich nur schwer zu einer Schuldisprechung entschließt. Absonderlich ist dieses der Fall, wo er Weiße, Seinesgleichen, verdammen soll, und es würde einen europäischen Rechtsgelehrten nicht wenig verblüffen, Leute freisprechen oder bei Verbrechen mildernde Umstände annehmen zu hören, wo die Schuld und, wo möglich, eine erschwerte, bis zur Evidenz erwiesen war. Daher so selten ein Todesurtheil. Auch auf die Sklaven erstreckt sich dieses Mitleid; denn bei einem meuterischen Mordansalle, z. B. den eine Parthie Sklaven auf ihren Herrn, einen Obersten S., machte, der erst nach langem

Krankenlager von den ihm durch sie beigebrachten schweren Wunden genas, nahm die Jury mildernde Umstände an, so daß der Anführer ein Mulatte, zu nur 6 Jahren und zwei andere zu 4 und 2 Jahren Galeerenstrafe verurtheilt wurden. In den nordamerikanischen Sklavenstaaten wäre das Urtheil sicher nicht so milde ausgefallen und ebenso wenig hätte man die Entschuldigung der Verbrecher: durch fortgesetzte grausame Behandlung zu dieser That gereizt worden zu sein, als Milderungsgrund gelten lassen. Uebrig der Brasilianer derlei unangenehme Ehrenämter ungern aus, so ist er ein desto größerer Stellenjäger im großen Reiche der Bureaucratie. Um jeden noch so kleinen Posten bewerben sich eifrigst ganz angesehene Männer, die viel besser und unabhängiger auf ihren Escancias und Fazendas leben könnten. Natürlich wünschen sie zum größten Theil, hiebei so wenig als möglich zu thun, und Aemter, auf welchen die Last der Geschäfte ruht, haben nur für die wirklich Ehrgeizigen eine Lockung.

Die Stellenjägererei der Bevölkerung arbeitet den Ministerien bei ihren Bestrebungen, eine Wiederholung der langjährigen Aufstände, sowie die an Unabhängigkeit streifende Selbstregierung der großen Provinzen unmöglich zu machen, vortrefflich in die Hände. Diese Bestrebungen bestehen darin, daß sie die größten und bevölkersten Provinzen, deren Landkomplexe die größten europäischen Monarchien an Ausdehnung übertreffen, zerstückeln, indem sie den einen oder andern Bezirk derselben zur Kategorie einer Provinz erheben. Sie schmeicheln dadurch dem Lokalpatriotismus und erleichtern zugleich die Centralisation des Reiches, freilich im Widerspruch zur Additional-Akte der Landesverfassung. Sie werden aber hierin von dem Reichstage redlich unterstützt; denn zwei Provinzen bedürfen die doppelte Anzahl an Beamten, welche früher für die eine Provinz genügten. Es sind also viele Stellen, und darunter viele lukrative, zu besetzen, und wem sollten sie wohl sonst zufallen, als den Deputirten, ihren Verwandten und Protegés?

Obgleich auch eine erkleckliche Anzahl wirklich oder scheinbar gewichtiger Gründe diese Parcellirungen als wünschenswerth erscheinen lassen, so sind doch in Wahrheit nur die oben angeführten maßgebend, da alle andern von der traurigen Gewißheit unhaltbar gemacht werden, daß die Finanzen kaum hinreichen, ihre Beamten zu bezahlen, geschweige denn die gewünschten Ameliorationen auszuführen.

Was nun die Leidenschaft für Pferde betrifft, so ist sie in einem Lande, wie dem größten Theil der südbrasilianischen Provinzen, bei dem Mangel an passirbaren Straßen, an Wagen und endlich bei der Menge und Wohlfeilheit der Pferde leicht begreiflich. Man reitet zur Kirche, zum Tanz, zum Begräbniß, zu Besuchen, ja, es gehört sogar zur Nothwendigkeit, daß wenigstens in den Landstädten stets gefattelte Pferde vor der Wohnung der Geschäftsleute stehen; denn wollte man in den ungepflasterten Straßen derselben zu Fuß gehen, so riskirte man, besonders nach kürzlich gefallenem Regen, im grundlosen Schlamm zu versinken. Obgleich nun der vielfältige Nutzen, eigentlich die Unentbehrlichkeit des Pferdes allgemein anerkannt wird, so hat dies nur in Bezug auf die bei den häufigen

Wettrennen verwendeten Pferde einen günstigen Einfluß auf die Sorgsamkeit in Zucht und Pflege dieser Thiere. Der Brasilianer kennt eben so wenig, als alle andern Romanen, den Begriff: Liebe zum Thier, und schlägt und spornet denn auf das Pferd los, bis es unter ihm zusammenbricht, und muthet ihm die größten Forcetouren zu. Hat doch selbst die Lust an den Wettrennen sie noch nicht vermocht, der Zucht ihrer Landesrace größere Aufmerksamkeit und hinreichende Mittel zu widmen, indem sie englishe oder arabishe Hengste zu diesem Zwecke hätten kommen lassen.

Die Wettrennen, welche dort veranstaltet werden, unterscheiden sich von den in Europa bekannten dadurch, daß sie bloß auf sehr kurze Strecken, auf 4, 3, ja manchmal auch nur auf 2 Quadras (1 Quadra = 100 B. Al.) stattfinden. Auch werden sie stets nur zwischen den Pferden einzelner wettender Personen gerannt, wobei die Wette oft tausend und mehr Patacões beträgt. Der zu dem Rennen bestimmte Tag wird der Nachbarschaft kundgegeben, die nicht verfehlt, sich zahlreichst hiezu einzufinden. Die von den Wettenden gewählten Preisrichter lassen den Platz ausstecken und nehmen dann den Wetttbetrag entgegen, welchen sie dem proklamirten Sieger sogleich überantworten.

Das Rennen geschieht auf ungefattelten Pferden, und werden diese von erwachsenen Männern, welche man gut bezahlt, geritten. Auf das gegebene Zeichen brechen beide Reiter im vollsten Galop von der Stelle auf, der zuerst Anlangende gewinnt.

Ein solches Rennen ist natürlich die Veranlassung zur Zusammenkunft einer ungemein großen Menge von Zuschauern. Diese selbst bieten für den Beobachter das größte Interesse; die verschiedene Tracht, die mehr oder minder reiche Ausrüstung der Pferde, denn es versteht sich von selbst, daß alle Zuschauer beritten sind, die episodischen Wettrennen unter diesen geben der Menge eine Mannigfaltigkeit, Abwechslung und eine Bewegung, die großen Reiz für ein das Pittoreske liebendes Auge hat.

Die übliche Tracht des Brasilianers ist zweierlei: die des Stadtbewohners und die des Campeiro.

Der Städter ist leider seit König Johann's Aufenthalt im Lande so albern geworden, daß er sich der nationalen und dem Klima so angemessenen Jaquetta und des Sombreiro entäußert hat, um im Cylinder, schwarzen Frack und dito Beinkleide nebst steifer Cravatte und Ballschuhen erbärmlich zu braten. Das Vorurtheil zu Gunsten dieser unnatürlichen Kleidung ist so groß, daß man Jeden, der es wagt, sich in den Straßen der Residenz in leichter Sommertracht, mit einem Strohhute oder sonstigen runden, niedrigen Hute zu zeigen, als einen ungebildeten Menschen betrachtet, mag er auch sonst die offenbarsten Beweise gründlicher Bildung geben können. Doch sind sie im Süden toleranter und auch in der Hauptstadt gestattet man sich Freiheiten, die mit der sonstigen strengen Etikette nicht ganz übereinstimmen. Man benützt z. B. hier den Regenschirm doppelt, gegen die Sonne sowohl, als gegen den Regen (der Regenschirm heißt bezeichnend genug für seinen Gebrauch im Portugiesischen: chapéo de sol, Sonnenhut), eine Erleichterung, der wir auch in Europa das Wort zu reden versucht

sind, obgleich es z. B. einem Europäer gewiß sehr grotesk erscheint, wenn ihm ein Offizier in dienstfreien Stunden in Uniform, ohne Säbel, den Cylinder auf dem Kopfe und einen ausgespannten Regenschirm über sich haltend, begegnet.

Die Frauen der Städte tragen sich im Allgemeinen französisch; nur können sie sich in der großen Mehrzahl mit den Hüten nicht befreunden. Es ist dies eine ganz natürliche Folge leicht verzeihlicher Eitelkeit, da sie sonst genöthigt wären, auf den Effect ihrer prachtvollen Kopfhaare zu verzichten. Auch scheinen sie mit Recht der Meinung zu sein, daß das Tragen von Hüten dem Wachsthum und der Conservirung der Haare schädlich sei, und wissen wenigstens wir uns den Reichthum an Haaren und deren Schönheit bei den südlichen Völkern, bei welchen allen bekanntlich die Hüte nicht beliebt sind, nicht anders zu erklären.

Zur weiblichen Toilette bei Vornehm und Gering gehört de rigueur ein schwarzes Seidenkleid; nur in solchem wird die Kirche besucht, einer der wenigen Orte, wo brasilianische Frauen in größerer Anzahl erscheinen. Auch sonst dient es zu Staatsvisiten und wird selbst häufig auf Bällen gesehen.

Was endlich die Kinder betrifft, so wird ihnen schon in ihrer frühesten Jugend der Begriff von der hohen Würde ihrer Race eingepflanzt und mit Erfolg; denn das bei uns so zahlreiche Gassenbubenthum wird in brasilianischen Städten nur dürftig und nur durch moleques, Negerjungen, vertreten. Schon im fünften, spätestens im sechsten Jahre kleidet sich der weiße Brasilianer gleich den Erwachsenen in Cylinder, Frack, Gilet, Wein- und Lackstiefeln und ziert seinen Hals mit einer kunstvoll geschlungenen Cravatte. Solch kleine Männchen erregen bei allen Europäern ein lebhaftes Mitleid ob der verkümmerten Frische ihrer Kinderzeit; bekümmert aber ein Europäer, der in einer brasilianischen Stadt wohnt, selbst Kinder, so macht er es genau ebenso.

Dagegen benehmen sich solche Knaben von 12—14 Jahren mit dem ganzen Anstande ihrer Väter und lassen durchaus nichts den süßen Flegeljahren deutscher Jünglinge Aehnliches bemerken.

Auch die Mädchen werden vorzeitig als erwachsene Damen behandelt, und es ist wirklich schwierig, zu sagen, wann das Backfischwesen bei ihnen beginnt oder endet.

Das Leben in den Stadtfamilien ist ziemlich einförmig und obgleich noch häufig Reste der altbrasilianischen Sitte der Abschließung gefunden werden, so hat sich europäische, meist französische Sitte schon fast überall erfolgreich Bahn gebrochen. Es mag hier der Platz sein, zu erwähnen, wie sich der Brasilianer durch Aehnlichkeit der Race, der Sprache, ja mancher Sitte zur Sympathie mit den Franzosen hingezogen fühlt, welche unter allen Fremden weitaus die beliebtesten im Lande sind. In jedem einigermaßen anständigen Hause wird französisch geradebreht und Klavier getrommelt; anders kann man bei aller Galanterie gegen die brasilianischen Damen die Uebungen auf letzterem Instrumente wenigstens nicht nennen, obgleich man dies mehr dem Mangel an tüchtigen Meistern, als dem an Talent der

Schülerinnen zuschreiben muß. Das Klavier, meist nur ein Querpiano, oder ein Spinett, hat die ehemals so beliebte Viola in den Städten fast ganz verdrängt und nur in den Händen mancher brasilianischer Figaros oder ähnlicher Jünglinge kann man die zu einem Negerinstrumente herabgesunkene noch sehen.

Die brasilianischen Stadthäuser sind meist nach einer Schablone gebaut, wobei man eines Baumeisters entbehren und der Landesitte genügen kann. Sie haben eine schmale Fronte und das Drei- bis Vierfache der Fronte zur Tiefe. Von der Straße gelangt man in einen engen Corridor, der die ganze Länge des Hauses durchläuft; die erste Thür führt in das Staats- und Empfangszimmer, welches die Fenster auf die Straße hat. Die Einrichtung ist unabänderlich oder doch mit geringen Variationen dieselbe. Der Thür gegenüber steht ein Strohsopha, vor demselben ein kleines, polirtes Tischchen; senkrecht auf das Sopha, dem Tischchen zugekehrt, in zwei Reihen 6 oder 8 Rohrstühle. Da die große Wärme in ausgepolsterten Sigmöbeln zu viel Insekten erzeugen würde, auch diese Möbeln aus Grund derselben Wärme im Sommer nicht benutzt werden könnten, so zieht man selbst in den besten Häusern das Rohrmeublement vor. Den Boden, der nur gebiethet und nirgendes, selbst in den kaiserlichen Palästen nicht, parquettirt ist, bedeckt man mit feinen Binsenmatten, doch nur in besonders wohlhabenden Häusern. An den freien Plätzen zwischen den Thüren stehen wieder Tischchen und Stühle und auf einem dieser Tische prangen die unentbehrlichen Mangas, d. h. Glasstürze, die, unten und oben offen, über die Leuchter gestellt werden, um das Verflackern der Lichter im Luftzuge zu verhindern. Ist ein Klavier vorhanden, so findet es meist seinen Platz im Staatszimmer, wo auch einige miserable Gemälde oder Kupferstiche zu hängen pflegen.

Aus dem Staatszimmer führt eine dem Fenster gegenüberliegende Thür in das Schlafzimmer des Herrn und der Frau vom Hause, das, unsern Alkoven ähnlich, nur durch die Thüren Licht erhält. Eine Thür führt auch von hier auf den Corridor, der dann in die sogenannte Veranda verläuft, durch welche man in den rückwärts anstoßenden Garten oder den Hof sammt Küche und Sklavenwohnung gelangt. Die Veranda ist das größte Zimmer des Hauses; in ihm wird gespeist, Toilette gemacht und die häuslichen Geschäfte besorgt; hier spielen die Kinder und halten sich die Frauen des Hauses, sicher vor jedem indiscreten Blicke, fast den ganzen Tag über im größten Negligée auf.

Dieses Gemach ist zugleich das Heiligthum des Hauses; kein Mensch darf es ungeladen betreten und doch unterliegt jeder das Haus Besuchende durch den offenen Corridor der strengen Visitation sämmtlicher neugierigen weiblichen Augen des Hauses. Die Einrichtung der Veranda ist noch einfacher; einige Rohrstühle oder Kanapé's, oder auch Bänke nebst dem großen Speisetisch und einem riesigen Kasten bilden sie. Eine Thür führt in das ebenfalls ganz dunkle Schlafzimmer der Kinder des Hauses, das nur durch eine dünne Wand von dem ihrer Eltern getrennt ist.

Die Küche ist gewöhnlich ganz vom Hause separirt, was bei dem Mangel an Echnsteinen für die Hausbewohner nur sehr angenehm sein kann, und ist nur in solchen Fällen im Hause selbst, wo der Bauplatz keine Separirung gestattet hat.

In einer solchen Wohnung, die nur bei reichen Familien in größeren Städten eine bedeutende Ausnahme erfährt, bringen die Frauen den ganzen Tag mit der Beaufsichtigung der Kinder, der Leitung des Hauswesens und mit Verschiedenem sattfam beschäftigt zu. Die Sage von der Indolenz der brasilianischen Frauen mag wohl von solchen Leuten herrühren, die selbe nie in ihren häuslichen Wirken beobachtet haben. In größeren Häusern besaßen allerdings die Damen, ebenso wie bei uns, sich nur mit den tausend Nichtigkeiten der Toilette, einiger leichter Lektüre und mit Vergnügungen; sonst aber hat die brasilianische Hausfrau wirklich alle Hände voll zu thun. Sie bereitet alle Gattungen Backwerk, welche der Brasilianer sehr liebt, siedet das verschiedene Obst zu Marmeladen, und hat mit der inneren Aufsicht des Hauses über die Sklaven und Sklaventinder, sowie mit ihren eigenen Kindern ungemein viel zu thun.

Wir haben selbst Gelegenheit gehabt, eine schöne junge Dame in der Nähe von Rio Bardo kennen zu lernen, die ganz aus dem scheuen Wesen ihrer Landsmänninnen heraustretend mit vieler Energie und Geschick eine ganze Fazenda in der mehrmonatlichen Abwesenheit ihres Mannes, eines Engländers, leitete.

In Ruhestunden verfertigen sie auch sehr feine Nadelarbeiten, z. B. durchbrochene Quehlen, Kopfstiften, wobei sie in orientalischer Weise mit untergeschlagenen Beinen auf dem Estrich sitzen, u. a. m.; doch steht der nationale Geschmack ihrer großen Geschicklichkeit hierin weit nach.

Im Norden, besonders in Bahia, verfertigen sie auch sehr feine und ungemein gesuchte Zwirnspeizen, die von den heimkehrenden Europäern, welche Bahia berühren, gerne als Geschenk für ihre Lieben mitgenommen werden.

Ehemals war es Sitte und auf dem Lande herrscht sie noch häufig, daß die weiblichen Glieder der Familie sich eiligst zurückzogen, wenn ein Fremder das Haus betrat.

Jetzt erscheinen sie selbst da, wo sie von einem Europäer am wenigsten vermuthet würden. Als z. B. die deutschen Offiziere bei ihrer Ankunft in Rio de Janeiro bei den betreffenden Behörden in dienstlicher Form sich meldeten, waren sie nicht wenig erstaunt, die Damen des Hauses erscheinen und ungenirt an der Conversation Theil nehmen zu sehen, die allerdings auch sonst nichts Diensthliches enthielt.

Das Haus ist des Brasilianers Burg und Asyl, dem alten Gebrauche und den Gesetzen gemäß, und die Uebung des Hausrechtes ist so geheiligt, daß er selbst mit der Waffe in der Hand ein Eindringen verhindern darf, und er strafflos bleibt, falls er auch seinen Gegner getödtet, insofern dies nur im Hause geschehen. Die Sitte verlangt, daß der Besuchende erst durch Händeklatschen und die Worte: *Pego a licença* (bitte um Erlaubniß) den Eintritt ins Haus sich erbittet und nicht eher dasselbe betritt, als bis

ihm diese Erlaubniß erteilt worden. Das Hausrecht wird auf dem Lande sehr strenge gehandhabt, wo die Isolirung der Wohnungen, die Leichtigkeit eines Angriffes auf dieselben, den Herrn einer solchen Niederlassung zwingen, an gewissen Formalitäten festzuhalten und ihre Unterlassung rücksichtslos zu ahnden. So besteht im Innern der Sübprovinzen der Gebrauch, daß der Reisende nicht eher bei einer menschlichen Wohnung vom Pferde steigen darf, bis er die Erlaubniß hiezu erbeten und empfangen hat, und daß ein solcher, der dies unvorsichtiger Weise außer Acht ließe, unter Umständen eine Kugel in den Leib empfangen kann. Diese strenge Sitte allein aber ermöglicht die Sicherheit der zerstreuten Niederlassungen und die der Straßen, da sie das schlechte Element der Bevöllerung nicht aufkommen läßt. Räubereien können ja nur in einem Lande gedeihen, wo die Bevölkerung sich zum Deckmantel und Fehler der Räuber hergiebt.

Das Hausrecht sichert jedes Haus vor einer Durchsuchung, wenn nicht der Polizeidelegat mit dem Dienstabzeichen, der Schärpe, versehen, einen diefenfalls gerichtlichen Befehl zur Ausführung bringt. Bei Fremden muß dieser Beamte noch überdies von dem betreffenden Konsul begleitet sein.

Zur Nachtzeit aber hat keine Gewalt des Reiches das Recht unter was immer für einem Vorwande in ein Haus einzudringen und steht dem Besitzer das Recht der Selbsthilfe im vollsten Maße zu. Es ist dies ein zum Gesetz gewordener Gebrauch, der also nicht bloß auf dem Papier beobachtet wird. Zum Beweise möge folgendes dienen: Als die deutschen Truppen im Jahre 1851 nach Rio de Janeiro kamen und die Desertionen zahlreich wurden, war des Abends den Behörden ein deutsches Wirthshaus als der Zufluchtsort derselben denunzirt worden. Als die Polizei mit dem Erlaubnißschein eines der Konsula vor dem Hause erschien, erscholl eben der Hasensperreschuß und der bewaffneten Macht überbrachte daher nichts, als das Haus die Nacht über zu cerniren, um dann am anderen Morgen die Vögel ausgeflogen zu finden.

In Porto Alegre war eine Familie zum Pfingstfeuerwerke gegangen und hatte das Haus geschlossen, in welchem nur ein Wiegantind und zu dessen Betrauung eine Negerin zurückgeblieben waren. Die Sklavin, welche lange auf das Fest gehofft haben mochte und nun zu Hause bleiben mußte, steckte aus Bosheit das Haus in Brand. Erst als die Flammen aus dem Dache emporzuschlugen, kam Hilfe herbei, konnte aber nur den Nachbarhäusern nützen, da das brennende Haus versperrt war und es Niemand öffnen durfte, bis der mittlerweile herbeigeeilte Polizeichef die Verantwortlichkeit für das Aufbrechen der Hausthüre übernahm, und so wenigstens das Kind und die Negerin noch gerettet werden konnten.

Die Brasilianer ziehen es vor, ihren Geschäften und ihren Freuden allein nachzugehen, worin sie die Landessitte so sehr unterstützt, daß es die Frauen selbst für unanständig erachten, ihren Bedürfnissen bei dem Kaufmann oder der Modistin, geschweige denn gar auf dem Marktplatz persönlich abhelfen zu wollen. Darum hat sowohl der Geschäftsmann, als die Geschäftsfrauen, mehr in den Wohnungen ihrer Kunden als in ihren

eigenen Verkaufsflokalen zu thun, wenigstens bei solchen, welche nicht auch ihren Geschmack dem ihres Mannes unterordnen müssen.

Die Einkäufe am Mercado aber besorgt häufig der oder die Negerin, welche die inneren culinaren Angelegenheiten des Hauses versteht; da aber diese Individuen meist eine unüberwindliche Vorliebe für den Cachaca und andere Dinge haben, so entsteht entweder in den Finanzen dieses Haushalttheiles ein Deficit oder die gekauften Gegenstände werden der Herrin zu Preisen gerechnet, die in gar keinem Verhältnisse zu ihrem wahren Werthe stehen. Deshalb zieht es der Mann meist vor, mit den Herrschern der Küche selbst den Markt zu besuchen und die Einkäufe zu machen; doch muß man nicht glauben, er selbst trüge das Gekaufte nach Hause; es gilt als Sitte unter den Freien, nicht das Geringste, selbst kein Buch, in eigener Person zu tragen, indem dies ausschließlich Sklavenbeschäftigung ist. Er kann diese Marktbefuche um so leichter machen, als es eine sehr lobenswerthe, freilich durch die Regelmäßigkeit der Tageszeiten in diesen Gegenden bedingte, oder doch sehr erleichterte Gewohnheit des Brasilianers, hoch oder niedrig, ist, sehr früh des Morgens aufzustehen.

Der Verfasser wählte, besonders wenn er hohen Würdenträgern, Ministern oder Präsidenten etwas vorzutragen hatte, hiezu die frühesten Morgenstunden, der Aufforderung dieser hohen Personen selbst folgend, und es ist ihm kein Brasilianer, wenigstens keiner in Amt und Würden vorgekommen, der nicht schon um sechs Uhr des Morgens, und um diese Zeit am zugänglichsten gewesen wäre.

Die Tageseinteilung des Brasilianers im Süden ist folgende:

Am frühesten Morgen trinkt er Kaffee, meist schwarz, da Milch ein großer Luxusartikel in den meisten Städten ist. Dann begiebt er sich auf den Mercado und wenn er hier seine Geschäfte beendet, geht er seinen anderweitigen nach oder nach Hause, wo er und seine Familie zwischen zehne und elf Uhr, in manchen Häusern auch später frühstücken. Dies Frühstück besteht gewöhnlich aus Beefsteaks oder Hammels- oder Schweinekotelets mit Pirão, das heißt mit heißer Suppe angebrühtem und der Bratensoße übergoßnem Mandioc-Mehl, englische oder französische eingefalzene Butter, Weißbrod und Thee oder Kaffee, letzterer diesmal mit Milch.

Nach dem Frühstück geschieht gemeiniglich nichts, wenn der Mann kein Amt oder Geschäft bekleidet. Sonst ist dies die Stunde der Audienzen, sowohl der amtlichen als privaten, dann der Munizipalkammer- oder Provinzial-Versammlungsitzungen. Die Frauen bleiben in der Veranda bei ihren Beschäftigungen. Das Diner wird je nach der Beschäftigung und nach dem Stande der Familie um 2, 3 oder 4 Uhr, auch später servirt und besteht für gewöhnlich aus folgenden Gerichten:

Rinds-, gewöhnlich aber Hühnersuppe, oder auch eine Frucht- oder gar keine Suppe. Schwarze Bohnen mit Speck und Schweinefleisch, häufiger mit carne secca und Mandiocmehl: Pirão in Wasser gekochte Gemüse, als Kohl, Kürbis, Bataten, Cará, Yams, Palmkohl u. s. w., ohne weitere Zuthaten. Dazu das gekochte Rind- oder Hühnerfleisch; sonst aber Beefsteaks oder Cotelets. In reichen Häusern erscheint häufig ge-

bratenes Geflügel, manchmal ein Truthahn, dann und wann auch ein Milchschwein auf der Tafel. Zum Schlusse Backwerke, in deren Bereitung die Brasilianerinnen excelliren, wie im Einkochen der Früchte, welche Produkte unter dem falschen, aber in Europa allgemein gebräuchlichen Namen Marmelada bekannt sind. *) Dann Früchte der Jahreszeit, Käse, eingesalzene Butter. Endlich Kaffee, am liebsten aber Maté, oder wie man ihn in Europa meist nennt, Paraguaythee. Dieser letztere wird in einen kleinen ovalen, schwarzen, ausgehöhlten Kürbis, den man häufig mit Silber beschlägt, meist ohne Zucker gegeben, worauf man die Schale, Cuya, mit siedendem Wasser füllt. Der Trinker saugt dann mittelst einer silbernen Röhre, welche mit ihrem unteren brausenartigen Ende in die Cuya gesteckt wird, den Maté ein.

Am Wein wird in gewöhnlichen Häusern selten etwas anders, als der vinho tinto de Lisboa (der rothe Lissabonwein) aufgestellt, während man auf den Tischen der Wohlhabenden meist Bordeaux-, weißen und rothen Portwein nebst Madeira trifft. Auch Rheinwein begegnet man hie und da, obgleich man nicht sagen könnte, daß dieses saure Getränk den Brasilianern besonders mundete. Champagner würde daselbst weit mehr getrunken werden, als es bisjezt der Fall ist, wenn bessere Qualitäten dahin ausgeführt würden. In ganz ordinären Häusern wird auch der vinho catalan, der ordinäre schwarze Catalonier-Wein getrunken, überall aber die strengste Nüchternheit beobachtet, und ist dem Brasilianer nicht leicht etwas widriger und abschreckender, als der Anblick eines Betrunknen, vor dem er einen instinkartigen Abscheu hat. Es ist dies einer der Gründe mehr, warum er den Deutschen und noch mehr den Engländern, welche leider noch immer eine Art Bravour in das übermäßige Trinken setzen, ausweicht, und sich den mehr nüchternen Franzosen nähert.

Mittlerweile ist der Abend herangekommen, unstreitig die schönste Tageszeit Brasiliens. In größeren Städten machen die Männer Spaziergänge in den Straßen und die Damen liegen an den Fenstern der Staatszimmer in den meist ebenerdigen Häusern. Ueberhaupt kommen die Damen wenig aus dem Hause, da es für unschicklich angesehen wird, ohne männliche Begleitung über die Straße zu gehen und die Männer sich diese Sitte zu nutzen machen. Dann macht man und empfängt man Besuche, macht Musik und tanzt, nimmt seinen Thee mit Backwerk und den obligaten Zahnschmerz; oder man geht ins Theater, wenn welches ist, wo man aber für seine Loge vorsichtig die Stühle von zu Hause mitbringen muß. In den kleineren Orten reiten Herren und Damen in die Abendkühle hinaus, was in den größeren Städten meist nur Fremde thun, oder man sitzt in der Veranda oder im Garten und vergnügt sich in Ermangelung eines Klaviers durch Geplauder, vielleicht auch durch Tanz nach einer

*) Marmelada ist der mit Zucker eingekochte Brei der Marmelas, Quitten. Alle Arten eingekochter Früchte werden, sowie das Backwerk, unter dem Sammelnamen Doce (Süßigkeit) begriffen. Das schmackhafteste Doce ist das von der Lima gewonnene, das wie aromatischer, sehr substanzreicher Honig schmeckt.

Viola, die irgend ein musikalischer Neger irregulär genug spielt. Diese Tänze sind aber stets entweder Schottisch, oder ein Contretanz, oder eine Polka, oder endlich und zwar sehr selten ein Walzer. Nirgends aber ist uns die in Weech's vortrefflichem Buche über Brasilien, Seite 20, erwähnte Batuca vorgekommen, noch haben wir je unter Weißen davon etwas gehört, was uns schließen läßt, daß dieser Tanz seit jener Zeit gänzlich verschollen, oder nur in der Provinz Rio de Janeiro und nach weiter im Norden gekannt und getanzet wird.

An sonstigen Vergnügungen sind die Städte nicht besonders reich. In deren ersten Reihe stehen die kirchlichen Feste und Prozessionen, denen wir, wir leider gesehen müssen, wenig Aufmerksamkeit schenken. Wir bemerkten bloß, daß manche Prozession nur aus Männern besteht, bis auf eine junge Dame, die im Brautkostüm mit Schleier und Kranz in gewissen Abständen auf einen zu diesem Zwecke eigens mitgetragenen Stuhl von dem sie begleitenden Vater oder Bruder oder Gatten gestellt wird, von welch hohem Standpunkte aus sie einen Hymnus absingt.

Derlei Prozessionen sind so häufig und sehen sich einander so ähnlich, daß wir, obgleich ein guter Katholik, sie keineswegs zu unterscheiden, noch sie näher zu bezeichnen im Stande sind. Sie sind jedoch bei der Bevölkerung so im Ansehen, daß in Rio de Janeiro der Kaiser selbst nebst drei Ministern am Frohleichnamstage den Himmel des Pontifikanten trägt. Die Begleitung solch frommer Schaaren besteht aus unzähligen Sklaven beiderlei Geschlechts, die mit großem Eifer und Geschrei allen Ceremonien folgen und einen Duft um sich verbreiten, der weit mehr Verwandtschaft mit dem eines Ziegenbocks als mit Patchouli verräth.

An den Fenstern und Balkonen aber ist der schönste Schmuck solcher Feste zu schauen. Die reizvollsten Kränze der Schönheit, gebildet aus den lieblichsten Töchtern des Landes, ein wogendes Meer herrlicher Büsten und prachtvoller Nacken, ein kaleidoskopähnliches Funkeln von großen, tiefdunklen Augen und eine wahre Nacht blauschwarzer Haarfälle zieht alle Augen und Herzen an. Sonst fast mehr, als nonchalant gekleidet, prangen die Brasilianerinnen an solchen Tagen im festlichen Buze und so an den Fenstern unbeweglich gesehen, erhält ihr Wesen einen ihm sehr gutstehenden, ja selbst sehr nöthigen Anschein von plastischer Ruhe, während ihnen in der Bewegung ihr watschelnder, vollkommen anmuthsloser, träger Gang den besten Theil ihrer Schönheit rauben würde.

Solchen Feierlichkeiten geht gewöhnlich am Vorabend ein Feuerwerk vorher, das sich oft am nämlichen Tage, ja manchmal in der ganzen novena, neuntägigen Andacht, täglich wiederholt. Es findet dies stets vor der betreffenden Kirche statt, wäre dies auch die belebteste Stelle des Ortes. Indes wird selten viel Kunst oder viel Geld hiezu aufgewandt und die Aufstellung und Abbreunung von sogenannten Feuerwerksfronten kann man unseres Wissens in ganz Brasilien vergeblich suchen, obgleich die Passion der Brasilianer für das zischende und prasselnde Element sehr groß ist.

Schon zu den gewöhnlichen Messen des Sonntags, da die wenigsten Kirchen, Thürme oder Glocken besitzen, wird mittelst Abbreunen von Kafe-

ten, die irgend ein gelbbrauner Kirchendiener mit möglichster Gravität in die Lüfte schießt, als Zeichen gegeben. An solchen Festtagen aber werden die Raketen größer gemacht und mit Stern- oder farbigen oder Goldregen-
saß versehen, ihnen möglichst viele Kanonenschläge und Schwärmer, nebst etnigen Tourbillons beigelegt, ob jetzt heller Tag oder dunkle Nacht ist.

Bei größeren Kirchen mit reichen Bruderschaften aber, die bei ihren wöchentlichen Sammlungen zu solchem Zwecke reiche Beiträge liefern, finden an den großen Festen, absonderlich um Pfingsten, das portugiesisch die Oftern des heiligen Geistes genannt wird, größere Feuerwerke statt. Auf dem freien Plage vor der Kirche versammelt sich dann Alles, reich oder arm. Den Familien werden von ihren Sklaven die Stühle nachgetragen und so sieht man sich im Nu in einer sehr belebten Gesellschaft im Freien unter dem herrlichen Himmel Brasiliens.

Ringsum schwärmen die Sklaven; eines der militairischen Musikcorps, die hier wirklich ganz gut sind, spielt verschiedene nur keine geistlichen Weisen und dazwischen brennt, zischt und prasselt das Feuerwerk, das sich übrigens nur in der Quantität von den übrigen unterscheidet.

Das Feuerwerk an Pfingsten hat aber noch außerdem eine sehr humoristische Seite, die übrigens bereits von Beech (Seite 16) beschrieben wurde. Vor den Kirchthüren findet nämlich eine Auktion zum Besten der Bruderschaftskassen und folglich zur Ermöglichung der Festlichkeiten statt, wobei ein Kirchendiener den Auktionator macht und die Naturalgeschenke armer Frommen an den Meistbietenden unter lustigen, meist in Knittelversen gehaltenen Scherzreden losschlägt. Doch findet man diese Sitte nur selten mehr beobachtet, da so wichtige Kirchendiener bei dem Umstande, daß der Witz nicht ihres Amtes ist, sehr rar sind, was jedenfalls zum Nachtheile der betreffenden Kassen ausschlägt.

Das originellste Feuerwerk ist aber gewißlich die am Charfsamstage gefeierte sogenannte Judas-Verbrennung. Schon originell deshalb, weil es um 12 Uhr Mittags und stets in der Hauptstraße der Stadt abgebrannt wird. Es werden nämlich daselbst junge Palmen eingerammt und in die Kronen derselben abentheuerlich gekleidete Figuren, deren Inneres mit Feuerwerkskörpern gefüllt ist, besetzt. Dem Privathaß oder der öffentlichen Abneigung Verfallene werden möglichst genau nachgebildet und die Carrikatur, wenn irgend thunlich der Wohnung des Originals gegenüber, natürlich bereits in der vorhergehenden Nacht angebracht. Die Trachten der Figuren sind abwechselnd männlich und weiblich und ist es wirklich spaßhaft anzusehen, wenn der Kirchendiener mit dem ernsthaften Leichenbittergesichte den Figuren mit seinem Stangenlichte naht und hier die Explosion eines Kanonentiefels, dort die eines Pamelahutes bewirkt; wie da eine riesige Nase aufsteigt und dort ein falscher Busen sich enthüllt oder endlich ein Unterrock mit einem Cylinder sich freundlich in der Luft begegnet. Natürlich würde dieser feurige Scherz bei Nacht noch viel wirksamer sein, doch kann dies aus kirchlichen Gründen nicht statthaben.

Unter den sonstigen Vergnügungen, welche die südbrasilianischen Städte genießen, gehört auch das Theater. Obgleich nun in Rio de Janeiro eine

ziemlich gute italienische Oper das ganze Jahr hindurch sich aufhält und in einem wahrhaft kolossalen Gebäude singt und außerdem regelmäßig eine in der Landessprache recitirende Schauspielertruppe in dem Theater S. Pedro d'Alcantara spielt, während Franzosen und Deutsche in einem sonst dem Marionettenspiele geheiligten Raume zeitweise dilettiren, so kann man dies von den Städten im Süden, deren größte an Einwohnern kaum mehr als 20,000 Seelen zählt, nicht erwarten. Desferro, die Hauptstadt von Sta. Catharina, hat ein kleines Theater, das mehr einen Schuppen gleicht und worin fast immer nur Dilettanten spielen; desgleichen Paranaquã. Von Coritiba weiß man nicht einmal dies mit Genauigkeit. Dagegen hat Rio Grande ein kleines, recht nettes Theater, auf welchem auch schon Bruchstücke aus italienischen Opern, ja manche ganze Opern von Mitgliedern der italienischen Gesellschaft in Montevideo gegeben wurden.

Es ist überhaupt kein Städtchen des Südens, das nicht sein, wenn auch oft nur improvisirtes Theater und eine manchmal ganz leidliche Dilettantengesellschaft hätte. Was endlich Porto Alegre betrifft, den Stern des Südens, so besitzt es dieser Anstalten zwei. Die eine ist ein ziemlich großer Verschlag, (unter dem Namen ratoeira, Rattenfalle, im Publikum bekannt,) dessen eine Bogenreihe wegen Bauvalligkeit von Polizeiwegen abgesperrt werden mußte. Das zweite ist ein imposanter, massiver Bau von einer aus portugiesischen und brasilianischen Kaufleuten bestehenden Gesellschaft zu gleichen Theilen auf Aktien gegründet, der aber wahrscheinlich noch nicht beendet und jedenfalls eher für das Porto Alegre der Zukunft, als für das der Gegenwart berechnet ist. Außer dem Schauspielsaale und den hiezu gehörigen Räumlichkeiten befindet sich auch noch ein großer Concertsaal im Gebäude. Schade nur, daß man, wenn der Bau fertig sein wird, Niemanden haben dürfte, der darinnen spielen könnte. Portugiesische Schauspielertruppen mit großen Kosten kommen zu lassen, dürfte sich nicht rentiren, ganz von dem Ertragniß der Aktien abgesehen. Und für Akrobaten, Licht- und Rebelbilder, Phantasmagorien u. s. w., die gewöhnlich die Theater ganz Brasiliens füllen, ist denn doch eine so große Ausgabe zu luxuriös. Man ist auch sehr zum Zweifel geneigt, daß die brasilianische Bevölkerung das Theater nachhaltig besuche, selbst, wenn eine gute Gesellschaft jene Räume zierte; denn es werden einerseits die schon jetzt in der ratoeira erorbitanten Preise gewiß nicht billiger werden und andererseits müßte die ganze gebildete Klasse Porto Alegre's jedesmals in Masse erscheinen, um den Zuschauerraum nothdürftig zu füllen.

Als Curiosum mag hier noch die Note Platz finden, daß die Soldaten des deutschen Artillerie-Regimentes in Rio Grande und Pelotas, sowie die der deutschen Infanterie in Jaguarão, unter welchen geworbenen Truppen gar manche hypergentale Theaterspieler sich befanden, Vorstellungen in deutscher Sprache arrangirten, welche von den Brasilianern fleißig besucht wurden.

Noch bleiben die Tanzvergügungen zu erwähnen. In fast jeder Stadt von nur einiger Ausdehnung und etwas wohlhabenden Einwohnern constituiren sich Gesellschaften, die den deutschen Harmonieen, Rémouons,

Casino's in soferne gleichen, als dort der Tanzlust der Jugend und in Verbindung damit der Spiellust des Alters Rechnung getragen wird. Jedes Mitglied einer solchen Gesellschaft zahlt einen Jahresbeitrag und von der Größe des Einkommens hängt dann die Anzahl der abzuhaltenden Bälle ab, wobei man sich übrigens an keine Jahreszeit besonders bindet und vielleicht nur der letzten Woche des Carnevals eine oder die andere Concession macht. Doch gilt als allgemeine Regel bei allen diesen Gesellschaften, das der Geburtstag des Kaisers, der merkwürdig genug auf den historisch so berühmt gewordenen 2. December fällt, mit einem solchen Feste begangen wird, bei welchem die beste Sängerin unter den Damen vor dem in jedem dieser Lokale angebrachten und festlich decorirten Portrait des Monarchen unter andächtiger, stiller Betheiligung der Gäste und Begleitung des Orchesters die brasilianische Volkshymne absingt, beiläufig gesagt, ein Nachwerk, das den guten musikalischen Geschmack der Brasilianer sehr in Frage stellt. Hierauf werden dem Kaiser, der kaiserlichen Familie und der Constitution drei Viva's gebracht und der Tanz beginnt. An diesem Tage fließt der von der Gesellschaft gespendete Champagner wirklich in Strömen, nur wäre zu wünschen, daß er besser wäre. In jeder Stadt haben diese Gesellschaften ihre eigenen Benennungen, so z. B. heißt in Rio de Janeiro eine Gesellschaft: Casino luminense, in Rio Grande: Recreio familiar, in Porto Alegre: Bailante, welch letztere den guten Geschmack und das nöthige Geld hatte, sich ein eigenes Ballhaus zu erbauen. Dieses Haus, ganz allein zu diesem Zwecke gebaut, liegt auf einem der hervorragendsten Punkte der Stadt, und enthält ein Garderobezimmer, auf das der sehr geräumige und geschmackvolle Ballsaal folgt, welcher leider ebenso wenig parkettirt ist, als irgend eine andere Räumlichkeit in Brasilien; um den Saal herum laufen Corridore von Säulen gebildet und das Orchester ist auf einer Estrade, dem Publikum unsichtbar, angebracht. Ein kolossaler Windfang, von dem Dache des Gebäudes in den Saal leitend, erhält immerfort die Luft in demselben in gleicher Temperatur. An den Saal flossen die zur Vereitung der Erfrischungen nöthigen Lokale, und das Spielzimmer, in welchen an Balltagen große Summen im Ecarté und Macao gewonnen und verloren werden, da die Brasilianer das Spiel leidenschaftlich betreiben.

Leider haben die Damen noch nicht die Sitte angenommen, auch mit Nichtvorgestellten zu tanzen und wird daher mancher Fremde zu seinem bittern Verdrusse einen Korb bekommen; doch dürfte jeder darum angegangene Brasilianer mit Vergnügen den Ceremonienmeister machen. Noch eine andere Unsitte herrscht, obgleich die Einladungskarten eine sie verbindende Klausel enthalten. Jede Familie nämlich bringt ihre Kinder, selbst 2 und 3jährige, mit, so, daß man weit öfter auf einem Kinderballe als irgend anderswo zu sein glaubt, indem diese Pygmaen ganz ernsthaft in jedem Contretanz, oft mit Erwachsenen gepaart, mit figuriren. Leider hat bis jetzt kein Mittel dagegen geholfen.

Zu den Carnevalsfesten gehört außer den Bällen und Tänzen auch noch das, wie ich glaube, Brasilien allein eigenthümliche Fastnachtspiel,

Jogo de Entrudo. In der letzten Woche von der quinta-feira gorda, dem fetten Donnerstag, bis zum Faschingsdienstag, besonders aber in den letzten 3 Tagen derselben werden über die zu dieser Zeit erst halb ausgewachsenen und noch grasgrünen Drangen mittelst Wachsabgüssen hohle Kugeln modellirt, die man mit Wasser füllt, welches durch einige Tropfen irgend einer Essenz wohlriechend gemacht wird. Diese Kugeln werden nun an den benannten Tagen, wie in Italien die confetti von Bekannten und Unbekannten einander zugeworfen, was eine große Lebendigkeit in die sonst so todten Straßen zu bringen, nicht verfehlt. Diese steigert sich besonders da, wo muthwillige Mädchen einen großen Kreis von Bekannten besigen, oft bis zu dem Punkte, daß man sich, wenn die kostspieligen und schlecht transportablen Geschosse vergriffen sind, gegenseitig mit Wasser begießt, was mit Gläsern beginnt, um kübelweis zu enden. Ja die Ausgelassenheit soll an manchen Orten, wie z. B. in Porto Alegre in früheren Jahren so weit gegangen sein, daß man sich auf den Spaziergängen in den hier sehr seichten Fluß und See drängte und trotz Seidenkleider und Glanzstiefeln gründlich durchnäßte. Jedermann muß die Sitte mitmachen, und je mehr man sich dagegen opponiren würde, desto ärger würden die Peiniger. Wer also dem Gebrauche abhold oder wessen Gesundheit das kalte Bad schädlich ist, wird wohl daran thun, sich in seinen vier Mauern luftdicht einzusperren oder noch besser, für einige Tage auf das Land zu ziehen.

Wer aber übrigens gesund genug ist, um eine kalte Douche nicht zu scheuen, und wer sich an dem tollen und doch harmlosen Treiben der Einwohner zu ergötzen vermag, dem würden wir anrathen, sich kühn unter die Streitenden zu mischen und die Tollheiten mitzumachen, was ihm sicher viel Spaß bereiten und ihm bei den Eingebornen nur nützen wird. Bezeichnend ist es jedenfalls, zu sehen, wie die Engländer und Amerikaner, welche doch von jedem fremden Volke für ihre eigenen Mißbräuche, Unarten und Flegelleien vollkommene Toleranz, wenn nicht Bewunderung beanspruchen, gewissermaßen die einzigen sind, welche sich ernstlich gegen diese Landesitte auflehnten; ja es kam vor, daß ein Yankee, der von hübschen Damen mit den erwähnten Wachsugeln (Limões de cheiro) beworfen ward, zum Dank für diese Aufmerksamkeit seinen Revolver gegen sie abfeuerte. Daß dies den Zorn der Bevölkerung gegen diese ohnehin sehr gehassten Nationalitäten nur steigern kann, ist natürlich und statt schöner Damen, die Wohlgerüche über sie ausschütten, können mit dem langweiligen angelsächsischen Gesichte ausgestattete Individuen sicher sein, dem Sohne der farbigen Jugend und dem Inhalte gewisser nach der Nacht benannten Gefäße zu verfallen. Die Reibungen steigerten sich seit jenem Vorfalle endlich bis zu dem Grade, daß von Polizeiwegen das Jogo de Entrudo eingestellt wurde, ein Verbot, daß die Nacht der Regierung in Rio de Janeiro in seinem ganzen Umfange, in den Provinzhauptstädten nur theilweise, in den kleinen Städten aber gar nicht zur Geltung bringen konnte.

Noch bleiben uns Tausen, Heirathen und Begräbnisse zu erwähnen übrig. Die erste bietet wenig oder gar keinen Unterschied von der europäischen.

Heirathen werden, wie wir bereits im Vorhergehenden gesagt, besonders in den wohlhabenden Familien, meist sehr frühzeitig und häufig unter sehr nahen Verwandten geschlossen.

Ein brasilianisches Mädchen ist mit 18 Jahren majorenn und steht den Eltern nicht das Recht zu, ihr die Heirath mit dem von ihr Gewählten zu verweigern, was ein Hauptgrund für die gar zu frühen Heirathen sein mag.

Aus Anlaß dieser frühen Verheirathungen findet man selten eine Ehe zwischen einer Eingebornen und einem Fremden und findet eine solche dennoch statt, so ist sie selten glücklich, da es hier wie überall ein alter Erfahrungssatz ist, daß verschiedene, durch Erziehung zc. bereits ausgeprägte Nationalitäten zu einem so engen innigen Zusammenleben, als dieser Stand verlangt, nicht passen.

In dem Innern des Landes besitzen die reichen Fajendeiros aus unehelichen Verbindungen häufig Töchter von mehr oder weißer Hautfarbe, denen sie fast immer eine ganz anständige Mitgift zukommen lassen. Es sind dies die einzigen ehelichen Verbindungen mit Eingebornen, wenn man von den Findelhausheirathen und einigen wenigen Ausnahmen abstrahirt, welche einem Einwanderer in erreichbarer Aussicht stehen. Jedenfalls aber thut er am besten, sich ein tüchtiges, deutsches Weib selbst mitzubringen.

Die Begräbnisse sind insofern neu, wenigstens für solche, welche Spanien und Portugal noch nicht besucht, als der Todte je nach seinen Verhältnissen weit glänzender bestattet wird, als er getauft und getraut worden. Nach den bestimmten Klassen ist der Leichenwagen mehr oder minder kostbar mit Vergoldungen, Sargdecken zc. verziert. Von der Begleitung eines Todten an seine letzte Ruhestätte ist das weibliche Geschlecht gänzlich ausgeschlossen, ja es scheint sogar als ob ihm die Sitte auch den Besuch der Gräber gar nicht oder nur bei sehr seltenen Gelegenheiten gestattete. Die männliche Begleitung folgt nur in Rio de Janeiro dem Leichenzuge zu Wagen, im Süden aber überall, wo es der Terrain gestattet, zu Pferde. Auf einen Fremden macht es einen sonderbaren Eindruck, den reichvergoldeten Leichenwagen mit seinen vier schwarzen Maulthierern im vollen Laufe, gefolgt von einer zahlreichen Gruppe wild durcheinander sprengender Reiter, dahinzurasseln zu sehen; eine solche Bestattung kann ihm unmöglich würdevoll und angemessen erscheinen. Desto mehr befreundet er sich mit der eigentlichen Beisetzung.

Die Kirchhöfe bestehen aus ganzen Gassen von reihenweis aufgeführtem Mauerwerke. Diese Mauern bilden lauter Nischen, gewöhnlich 7 — 8 Fuß lang und nach oben etwas gewölbt, 2½ Fuß hoch und ebenso breit. Der Sarg wird nun vom Wagen bis zu der für ihn bestimmten Nische getragen, dort geöffnet und der Leichnam mit einer Schichte ungelöschten Kalkes, wovon jeder Leidtragende eine Kelle voll auf ihn wirft, bedeckt. Hierauf hebt man den Sarg in die Nische und schließt gewöhnlich erst am andern Morgen die Oeffnung mit trockenem Mauerwerk. Dann wird eine steinerne Tafel eingefügt, welche die gebräuchlichen Inschriften enthält. Sobald der Kalk das Werk der Zerstörung vollendet hat, wird die Nische geöffnet, die

Gebeine herausgenommen, gesäubert und in die Urnen oder Kisten der geweihten Erde übergeben. Das Poetische einer solchen Beisetzung wird erhöht durch die oft herrlichen Baumpflanzungen, welche auf den freien Plätzen zwischen den Nischenreihen, wo dann die Bestattung der Gebeine geschieht, angelegt sind.

Neuerer Zeit scheint man aber der Ansicht zu sein, daß diese Art Friedhöfe sanitätschädlich seien und in Rio de Janeiro hat der Minister des Innern den Nischen einen erbitterten und erfolgreichen Krieg gemacht. Auf den Friedhöfen von Rio de Janeiro, welche alle sehr malerisch gelegen sind, findet man nur mehr Reste jener in den Provinzen noch beibehaltenen Begräbnisweise und ist man zu dem Systeme gekommen, dem alten Wunsche der Rückbleibenden: „Möge die Erde dir leicht sein!“ möglichst entgegen zu arbeiten, indem statt der Erdhügel, auf den mit der übrigen Erde in gleichem Niveau befindlichen Gräbern, riesige, schwere, etwas gewölbte Steintafeln liegen, versehen mit den gebräuchlichen Inschriften. —

Von dem Aussehen der Friedhöfe auf die Pbyhognomie brasilianischer Städte im Allgemeinen zu kommen, ist eben kein gewagter Ideensprung. Wie schon erwähnt worden, bestehen die meisten brasilianischen Häuser nur aus einem Erdgeschoße. Häuser mit einem oder mehreren Stockwerken, (andares), heißen sobrados oder cazas nobres. Gewöhnlich wird jedes Haus nur von einer einzigen Familie bewohnt und nur höchst selten und dies nur in sehr großen Häusern, giebt es mehrere Wohnpartheien. Daß diese Bauart eben die Städte nicht verschönert, ist klar. Noch mehr verunstaltet sie, die gar zu einfache, ja ganz rohe Einrichtung der Verkaufsläden, welche statt glänzender und einladender Auslageläden nur große, aus rauhem Holz gefertigte, grün angestrichene mit schweren Eisenstangen und Schloßern versehene Thürflügel aufweist. Selbst in Rio de Janeiro, wo doch die französischen Kaufleute geschmackvolle Auslagen in der von ihnen fast ganz allein bewohnten rua do ouvidor in glänzender Reihe veranstalteten, findet man einige Straßen weiter dieselben alten geschmacklosen und häßlichen Einrichtungen der Vorzeit, wie sie in den Provinzhauptstädten mit wenig, in den kleineren aber mit gar keiner Ausnahme noch herrschen.

Sind nun die brasilianischen Städte sehr unansehnlich, ja unbequem, so hat doch selbst die kleinste darunter gewöhnlich drei hervorragende öffentliche Gebäude, die wir unter ähnlichen Verhältnissen in Europa nicht antreffen.

Das erste ist, eine große und wohlgebaute Kirche, getreu der Sage von den Portugiesen und Spaniern in jenem witzigen Dictum, das die Franzosen bei ihren Niederlassungen zu allererst ein Fort, die germanischen Völker eine Faktorei, die Spanier und Portugiesen aber eine Kirche bauen läßt.

Das zweite ist die Misericordia, gegründet und erhalten meist durch fromme Stiftungen, Sammlungen und Beiträgen der Provinz. Die Misericordia oder Caridade ist, wie schon der Name andeutet, ein Wohlthätigkeits-Institut. Es umschließt außer einem Krankenhause, das reichlich versehen ist, und wo jeder, von welcher immer einer Farbe, Religion oder

Nation, unentgeltliche Pflege, Behandlung, Kost und Medicamente erhält, ein Irren-, ein Findel- und Waisenhaus, die letzteren fast durchgängig von Nonnen geleitet.

Diese Anstalten geben ein glänzendes Zeugniß von dem Wohlthätigkeitsfinne der Brasilianer, denn sie sind fast ohne Ausnahme die größten und schönsten Gebäude des Ortes. Es stirbt aber auch kein Brasilianer, der in seinem Testamente nicht verhältnißmäßig reichlich die Misericordia seines Municipiums bedächte und es vergeht kein Jahr, wo die Provinzialversammlungen nicht auch beträchtliche Summen zu Gunsten der einen oder der andern dieser Anstalten votirten.*)

Ebenso gut als die Krankenabtheilung ist das Findel- und Waisenhaus ausgestattet. Die Knaben lernen verschiedene Handwerke oder Beschäftigungen und werden von den Vorständen anständig untergebracht, während die Mädchen, welche sich im heirathsfähigen Alter befinden, alljährlich an bestimmten Tagen zu sehen sind, damit Heirathslustige ihre Wahl treffen können. Die Gewählten werden von der Anstalt gut, ja reichlich ausgestattet, auch der Ehemann von ihr und ihren Freunden häufig unterstützt und beschäftigt. Kurz die Misericordias Brasiliens sind wirklich ein erhabener Beweis für die humane Gesinnung der Einwohner jenes Landes.

Das dritte öffentliche Gebäude ist die Markthalle (Mercado), eine in solch warmem Klima doppelt nützliche und angenehme Einrichtung. Der Mercado mit seinen reinlichen Buden und meist gepflasterten Höfen bietet ein sehr appetitliches Bild in der Mannigfaltigkeit und dem Reichthum alles dessen, was das Thier- und besonders das Pflanzenreich des glücklichen Himmelsstriches bringen. Er bildet des Sonntags am frühen Morgen, wo er sich zum Blumenmarkt umgestaltet, ein beliebtes Stelldichein der brasilianischen Familien, die dann in Blumen und Blüthen schwelgen und erhält auf diese Art eine poetische Weihe.

In allen Fällen aber sind, was wenigstens Misericordia und Mercado betrifft, selbst große deutsche Städte hinter den brasilianischen weit zurück, welchen sie doch in architektonischer Schönheit, Comfort und Luxus unendlich überlegen sind.

Nachdem wir die Tracht, die Sitten, Gebräuche und Vergnügungen der Städter in Südbrazilien mehr als zur Genüge besprochen haben, ist es nicht mehr als billig, die Aufmerksamkeit unserer Leser auch auf die Landbewohner, die entscheidene Mehrzahl der Bevölkerung zu lenken.

Der Landbewohner der Südprovinzen, der sogenannte Campeiro, der Bewohner der Campos, der sich der Viehzucht von Jugend an weihet, der die frische, freie Luft des offenen Landes einathmet, mit dem kräftigen Spießbraten genährt, und unter den anstrengenden Uebungen des Reitens und der Jagd großgezogen wird, — ist durch einen großen, starken und schönen Menschenschlag repräsentirt, wie Europa Aehnliches nur in wenigen

*) Hierzu dienen auf die Art unserer Staatslotterien arrangirte Lottospiele, welche von den Reichs- und Provinzial-Versammlungen von Fall zu Fall zu Gunsten wohlthätiger Institute bewilligt werden.

bevorzugten Gegenden aufzuweisen hat. Diese Leute geben den obenerwähnten europäischen Ansichten über die Verkümmernng der dortigen Race ein glänzendes Dementi.

Wie erwähnt, unterscheiden sie sich auch in der Tracht von den Städtern und wir können hinzufügen, ebenso vorthailhaft als in ihrer physischen Erscheinung, von der wir schon weiter oben Erwähnung gethan haben.

Obgleich nun der weiße Bewohner des Innern mit sehr wenigen Ausnahmen überall Landwirth ist, so widmet er sich doch im Süden fast nur einem Zweige derselben Beschäftigung, der Viehzucht und, und betreibt nebenbei eben so viel Ackerbau, als er nothdürftig zur Beschaffung der Nahrung für seine Sklaven und seine Lieblingspferde bedarf. Außer Mandioca und etwas Mais und Tabak, für betriebsame Hausfrauen auch noch etwas Indigo werden auf wenigen Estancias Feldfrüchte gebaut werden.

Die Viehzucht bedingt aber große Strecken Landes, die hinwiederum viel Aufsicht und oft das Auge des Herrn erfordern. Der südbrazilianische Landbewohner ist daher genöthigt, viele Zeit zu Pferde zuzubringen, und sich allem Ungemach der Witterung häufig auszusetzen. Diesen Anforderungen der Verhältnisse entspricht seine Tracht vollkommen. Eine kurze Jacke meist von blauem Tuche eine dito Hose nebst hohen Stiefeln umhüllen eng seine muskulösen Formen und werden durch einen breiten Ledergurt, cartuxeira, festgehalten, in welchem die Pistolen und das beliebte Waldmesser, facao, stecken. An dem Gurt sind wie an unsern Jagdtaschen Patronenhalter angebracht und sein Inneres zur Aufnahme von Geldsorten eingerichtet. Ein breitkrämpiger Filzhut, Sombrero, oder Campeiro, schützt sein Haupt gleichmäßig vor der Glühitze des Sommers, wie vor den tropischen Regengüssen.

Ein sogenannter Poncho, ein Erbstück seiner spanischen Nachbarn, der aus einem großen oblongen Stück Tuch besteht, durch dessen in der Mitte befindliches Loch der Kopf gesteckt wird, hängt bis unter die Knie herab und vertritt solchergestalt die Stelle unseres Mantels mit Erfolg.

Auch für ein Bett hat der vorsichtige Brazilianer gesorgt, freilich dabei mehr Rücksicht auf sich als auf sein armes Pferd nehmend. Das demselben aufgelegte Sattelzeug enthält alles Erforderliche um eine Art Feldbett im Freien oder auf der Diele irgend einer Hütte oder eines Hauses aufzuschlagen. Es wird dem Pferde nämlich zuerst, um ein Durchstreifen zu verhüten, eine grobe Wolldecke, wie unsere ordinären Schweissdecken zu sein pflegen, dann eine Decke aus Schweinschaut aufgelegt, welche das Durchschlagen der Risse verhindern soll. Auf diese folgt eine achtfach zusammengelegte meist zierlich gewebte, oft sehr feine Bettdecke, die abermals mit einer Lederdecke belegt wird, auf welcher mit einer dem Rang und Reichtume des Besitzers, sowie mit der in Veranlassung im Verhältniß stehenden Zierlichkeit Figuren eingepreßt oder mühsam eingeschlagen sind. Dann kommt der Sattelbock, dem ungarischen entfernt ähnlich, ohne vor- und rückwärts hoch ausgeschweift zu sein; derselben wird durch einen 6 bis 8 Zoll breiten Ledergurt, dessen dem Pferdebauch umschließende Hälfte aus lauter dünnen Streifen von rohem Leder besteht und mit Hülfe zweier

eiserner Ringe festerhalten. An dem einen dieser Ringe befestigt man auch den Lazo.

Ueber Sattel und Gurt kommt eine kleine Lederdecke, dann zur Bequemlichkeit des Reiters ein Stück schwarzes Lammfell und endlich der Zierlichkeit wegen noch ein kleines Stück feingezeichneten Leders, was Alles abermals durch einen schmalen Ledergurt festgehalten wird. Die Lederdecken dienen dann im Nachtquartier zur Matratze, der Sattel sammt Lammfell zum Kopfstücken, und die Bettdecke entweder als zweite Matratze oder mit dem Poncho zur Einhüllung des Schlafers.

Die obenbeschriebene Tracht ist aber nur die an Geschäftstagen und auf Reisen.

Der Monarea da Coxilha, der Hügelherrscher, wie spottweise der Städter und Nordbrasilianer den reichen Estancieiro im Süden benennen, aber, wenn er an Gallatagen erscheint, reitet ein prachtvolles Pferd und erscheint zwar in der Campeiro-Tracht, aber in ihrer reichsten Variation. Meist zugleich Nationalgarde-Offizier, trägt er eine reiche Uniform und stolz schlägt der Säbel die Flanken seines Pferdes. Ein breiter reich mit Silber besetzter Gurt umschlingt seinen Leib und wird von Unzen (Goldstücke im Werthe von ungefähr 25 Thlr. pr. Ort.) festgehalten. Im selben stecken damaszirte, reich mit Silber eingelegte Pistolen und ein feiner nur bis an die Schenkel reichender, in hellen, lustigen Farben und schöner Zeichnung prangender Poncho umflattert seine Schultern; um den Hals halten ihn Goldketten. Den meisten Reichtum verschwendet er aber auf sein Pferd. Das Kopfgestell und der Zügel bestehen aus Stücken massiven Silbers durch kleine Lederstücke verbunden; die Steigbügel in Form gothischer Wehraussäcker und per Stück oft über ein Pfund schwer aus Silber getrieben, laufen in Schleifen aus ebenfalls gediegenem Silber. Der Sattelbock und das Hinterzeug sind ebenfalls reich mit dem edlen Metalle versehen und an den Füßen des Reiters prangen pfundschwere silberne Sporen, deren Räder allein $2\frac{1}{2}$ —3 Zoll an Durchmesser haben, während seine Hand eine Chicote (Peitsche) führt, die gleichfalls aus Silber bestehend, einen kurzen Stiel hat, an welchem dünne Kettchen befestigt sind, an deren Ende eine kleine Kugel den gebräuchlichen Peitschenknoten ersetzt. Ein solcher Campgentleman ist oft, wie er geht und steht, 4—5000 Thlr. werth.

Die Tracht der Frauen auf dem Lande ist genau, wie die ihrer Geschlechtsgenossen in der Stadt, nämlich im und auch meistens außer dem Hause die leichten Baumwollzeuge, bei Kirchengängen oder Besuchen bei der Nachbarschaft oder sonstigen festlichen Gelegenheiten das schwarze Seidenkleid. Auch die Damen ziehen hier das Reiten jeder andern Bewegung vor, was jedoch nicht verhindert, daß die Besuche und die erwähnten Kirchengänge, wobei meist bedeutende Strecken zurückzulegen sind, in der Carrete gemacht werden, wo dann gewöhnlich der ganze weibliche Theil der Familie die Partie mitmacht. Die Carrete ist eine auf zwei ungeheuern, aus je einer Holzscheibe bestehenden Rädern gesetzte Urche, welche sich nur insofern von einem Schiffe unterscheidet, daß sowohl Stern als Schnabel fehlen. In diesem ungeheuern Kasten, der von Tüchern oder Geflechten, manchmal auch in Art unserer Omnibusse

überdeckt ist, werden auf den Boden Matrazen oder Decken gelegt, und dort sitzen denn mit untergeschlagenen Beinen die weiblichen und kindlichen Repräsentanten von oft drei Generationen. An die Deichsel der Carrete, worunter man sich aber einen Baum von oft 7—8 Zoll im Gewirte denken muß, sind je nach der Weite und Schwierigkeit des Weges selten weniger als 4, häufig auch 6 und mehr Joch Ochsen gespannt, die von berittenen Sklaven mittelst langer, lanzenähnlicher Bambusröhre, an deren Spitze ein eiserner Stachel angebracht ist, unter vielem Geschrei geleitet werden, während die Männer der Familie zu Pferde folgen.

Da die Räder an eine vierkantige ebenfalls hölzerne Aze befestigt sind und sie mit sich drehen machen, so giebt dies bei dem Mangel an Wagenschmiere ein so ohrenzerreißendes Concert, daß von einer Unterhaltung im Innern dieses Ungeheuers, außer durch Pantomimen, keine Rede sein kann. Auf halbe Wegstunden hört man das entsetzliche Getreische, das viel Ähnlichkeit mit dem Geschrei einer Herde Esel, hat. Dieser Lärm, das langsame Vorwärtstommen, der große Aufwand an Zugvieh haben aber den Campeiro, der an der Sitte seiner Väter hängt, selbst in ebneren Gegenden noch nicht dahin bringen können, sich nach dem Beispiele der Deutschen vernünftige Leiterwagen oder ähnliche Gefährte heizuschaffen, und was den Lärm betrifft, den seine aus der grauen Griechenzeit stammenden Räder machen, so behauptet er steif und fest, daß seine Ochsen durch diese Musik allein im Gange erhalten werden könnten, obgleich er tausend Beweise vor Augen hat, daß Prügel und Fressen, beides zur rechten Zeit, wunderbar wirksame Einflüsse auf Vieh und Menschen üben.

Machen die Damen der Campeiros ihre Ausflüge und Besuche zu Pferde, so ziehen sie über ihre gewöhnlichen Kleider nur einen mit dem Obertheile derselben gleichfarbigen weiten und langen Rock an, der in Art der Reitkleider herabhängt, und entledigen sich dessen nach ihrer Ankunft, um ungenirt im kurzen Kleide selbst dem Tanze obliegen zu können.

Daß Tanz und Spiel auch auf dem Lande weitaus den größten Theil der Vergnügungen bilden, ist natürlich, besonders bei den Frauen; die Männer haben anstrengendere und mehr angemessene.

Die Jagd auf Krokodile, Casuare, Unzen, Lobos und Rehe (veado), das Zähmen wilder Pferde sind Beschäftigungen, die einem Campeiro ziemen.

Eins seiner Hauptfeste ist das Zeichnen des einjährigen Viehes. Hierzu werden alle Nachbarn eingeladen, die aber nicht allein beim Verzehren der Vorräthe ihres Wirthes, sondern auch bei der Arbeit helfen. Alles erscheint, wie natürlich, beritten; das Vieh, oder wo die Estancia zu groß ist, ein Theil desselben wird von allen Seiten zusammengetrieben und von den es immer umkreisenden Reitern zusammengehalten. Dann begeben sich die Peaes, Knechte, unter die Herde und fangen mit sicherer Hand und gleichem Auge die einjährigen Kälber mittelst der Wurfschlinge des Laço, *)

*) Anmerkung. Der Laço ist bekanntlich ein aus rohen Lederstreifen gekochtenes, mit einer Zugschlinge versehenes Tau. Die Volas sind ebenfalls rohe

je nach dem Wunsche des Herrn selbe dem Thiere über den Kopf, oder bloß um die Hörner, oder endlich um die Vorder- oder Hinterfüße werfend, ein Geschäft, das sie mit solcher Geschicklichkeit vollziehen, daß trotz des schwierigen und gewaltthätigen Mittels keine Beschädigung des Thieres erfolgt. Ein anderer Beao ist schon mit dem glühenden Eisen bereit und drückt dem stöhnenden Thiere das Zeichen seines Herrn auf, löst dann seine Bande und läßt es der Herde wieder zuellen. Dies Geschäft geht in der That mit wunderbarer Schnelligkeit vor sich. Ist dann am Abend der Herr zufrieden, so winkt er einem der Beas, die den Lago führen, worauf dieser mit abichtlichem Ungeschick einen der Nachwüchse so fängt, daß das Thier einen oder den andern Fuß bricht, worauf es den Knechten preisgegeben und verspeißt wird.

Auch Herr und Gäste laben sich an diesem Tage, sowie bei allen festlichen Gelegenheiten an dem Spießbraten, *agado do espetta*; dieser wird aus den Rippenstücken eines höchstens zweijährigen Kindes bereitet, welche man an einen Stecken gespießt an ein im Freien glimmendes Kohlefeuer pflanzt und mit Salzwasser besprengt. Sobald sie gar gebraten sind, schneidet jeder Theilnehmer sich eine Rippe heraus und wir müssen gestehen, daß diese Kost so nahrhaft als angenehm ist.

Von den Wettkämpfen haben wir schon oben ausführlich gesprochen, da diese Leidenschaft von Städtern wie Campeiro's in fast gleich hohem Grade getheilt wird. An sie schließt sich die Lust an Hahnenkämpfen an, welche ebenfalls häufig und bei mitunter starken Wetten gehalten werden.

Das Vereinzeltleben auf den Fazendas und Estancias, die Schwierigkeit der Verbindungen, besonders der Mangel an Unterkunft für Geld, lassen die Haupttugend der Campeiro, ihre Gastfreundschaft, mehr in dem Lichte der Nothwendigkeit sowie der Gegenseitigkeit erscheinen. Und doch muß, wer ja wahre Gastfreundschaft kennen lernen will, in den brasilianischen Campgegenden reisen. Das ist nicht die Gastfreundschaft des reichen Mannes auf dem europäischen Continent, womit er empfohlenen Geschäftsfreunden oder großen Herren gegenüber prunkt, auch nicht die des Fremden, Colonisten oder Kaufmannes allhier, der nur den reichen oder vornehmen Reisenden gut aufnimmt, den ärmlich Aussehenden aber mit Verdroffenheit empfängt, dessen Pferd nicht versorgt und ihm selbst schmale Bissen vor-schneidet und schließlich ihn mit einer Protectors-Miene verabschiedet, oder entweder direkt oder durch verschiedene deutliche Anspielungen Bezahlung fordert. — Nein, der Campeiro Südbrasilien's übt noch die Gastfreundschaft im Geiste Abrahams des Patriarchen, der den Fremden, reich oder arm, bittet, sein Haus zu beehren, ihm das Beste, was Küche und Keller vermag, auf den Tisch stellt und wenn der Gast weiter zieht, sich demüthig entschuldigt, daß er nicht im Stande gewesen, den Herrn besser zu bewirthten.

Lederstreifen, an welchen in einiger Entfernung mehre Bleitugeln befestigt sind. Während der Lago am Pferde des Werfenden befestigt ist und dazu dient, Thiere oder Menschen zu fangen und fortzuschleppen, gebraucht man die *Volas*, um sie zwischen die Füße der stehenden Thiere zu werfen und sie so zum Stürzen zu bringen.

Einen kleinen Beleg mag ein von uns selbst erlebter Vorfall bieten. Wir kamen an einem kühlen und regnerischen Spätherbstabende des Jahres 1852 in sehr übler Laune über die elenden Wege und den grundlosen Roth ermüdet und zerschlagen von dem langen, mühevollen Ritte bei einer Mitten in einem Walde beleagerten Venda an, welche die Landbewohner rings umher mit ihren bescheidenen Bedürfnissen, soweit selbe nicht durch ihren eigenen Fleiß gedeckt werden konnten, versorgte. Es war schon spät, die Thüre schon versperrt, aber im Nothe zu übernachten war allzu schrecklich. Wir klopfen daher den Besitzer, einen jungen Menschen von vielleicht 18 Jahren heraus und verlangten Nachtquartier, indem wir von einem Vendista voraussetzten, daß er für Geld mehr thun würde, als sonst wer für gute Worte. Er hieß uns willkommen, führte uns in sein Zimmer und ließ unsere müden und hungrigen Pferde durch den Neger in den Potreiro bringen und sie mit Mais reichlich versorgen. Hierauf setzte er uns das Landesgericht, schwarze Bohnen mit Speck, vor und holte auf unseren Wunsch nach Eiern stillschweigend sein Pferd und ritt zu dem nächsten Nachbarn um dieselben zu holen. Als wir satt waren, räumte er uns sein Bett ein und brachte die bitter kalte Nacht in seinen Poncho gehüllt auf dem nasskalten Erdboden seiner Hütte zu. Als wir endlich des Morgens erwachten, harrte unser schon ein Frühstück und unsere Pferde waren bereits gefuttelt. Wie beschämt waren wir, die wir uns die ganze Zeit über mehr als zahlende Gäste gegen ihren Wirth, denn als Gastfreunde betragen hatten, als der Vendista höchst entrüstet die angebotene Zahlung ausschlug, indem er uns erklärte, daß er wohl alle Vorräthe seiner Venda, nicht aber seine Gastfreundschaft verkaufe. Wir hatten vollauf zu thun, ihn zu versöhnen.

Die Architektur auf dem Lande ist ebenso einfach, ja noch einfacher, als in der Stadt, doch sind immerhin darin einige Variationen wahrnehmbar, welche übrigens auch in den Städten je nach ihrer Lage mehr oder weniger hervortreten.

Die großen Wohnhäuser der Estancias und Fazendas, wie die großen Stadthäuser, Casaz nobres genannt, ähneln diesen ganz, nur ist dem Verfasser selbst auf den reichsten Besitzungen dieser Art kein Gebäude aufgefallen, welchem ein Stockwerk aufgesetzt gewesen wäre.

Der Unterschied zwischen Land und Stadt besteht weniger in der Einteilung und Bestimmung der Lokalitäten, als darin, daß auf ersteren der den Städten entgegengesetzte Gebrauch herrscht, breite Fronten bei geringer Tiefe herzustellen. Das Besuchs- oder Staatszimmer ist bei den reichen Besitzern mit Steinplatten gepflastet, die übrigen Gemächer häufig gedeckt; bei minder Bemittelten und Armen aber alle Räumlichkeiten mit einem Tennenestrich versehen.

Daß die Gebäude der Reichen aus Feldsteinen, manchmal sogar aus Ziegeln gebaut werden, sogenannte Pfannendächer haben und auch häufig den vor wenig Lustren unerhörten Luxus von Glasfenstern besitzen, kann bei den großen Mitteln ihrer Besitzer und bei der mit Riesenschritten um sich greifenden Civilisation Niemanden Wunder nehmen. Claviere unter

unsäglich Beschwerden und Gefahren dieser für einen Transport so unhandbaren Instrumente auf Hunderte von Meilen von einem Seehafen hergeschleppt, zieren den Salon; chinesische oder japanische Nippsachen liegen auf den Tischen neben den unvermeidlichen Mangas.

Was den meisten Aufwand für Comfort der Natur der Sache nach erfordert, sind die Mittel zum Reisen. Ist die Niederlassung an einem schiffbaren Gewässer gelegen, so ist der *Lanchao* (großes Boot), oder das *Canoa*, der oder das der Familie dient, an seinem rückwärtigen Theile solid überdeckt zum Schutze gegen Bitterungsunbilden und Ungezieferattaquen. Schlafstellen und vom Raume erlaubte Bequemlichkeiten machen eine solche Reise, für die man sich in Hinsicht auf jene den Leib und die Seele zusammenhaltenden Elemente reichlich versteht, ganz erträglich. Weniger schnell und angenehm sind die Landfuhrwerke, die weiter oben beschriebenen Carreten; nur beginnen Reiche auch solche von kleineren Dimensionen zu halten, die mit Speichenrädern versehen und einem zweirädrigem Omnibus vergleichbar sind, nur das ebenfalls darinnen angebrachte Matragen als Sitz und Lagerstätte dienen. Auf weit von der Küste entlegenen durch sehr gebirgige Strecken von den Städten getrennten Gütern hat man für den weiblichen Theil die von Mauleseln, häufig auch von Sklaven getragene Liegefasen, die auch in anderen Gegenden ihre Anwendung besonders beim Transporte von Kranken findet.

Sie besteht aus einer Hangmatte und wird bei Sklaven an einer, bei Maulthierern an zwei Stangen befestigt; in ihr liegt der oder die Reisende ausgestreckt und wird gegen die Sonnenhitze und Regen durch eine Art von Dach, aus Binsenmatten bestehend, geschützt. Doch ist selbstverständlich diese unvollständige Nachahmung der ostindischen Palankins sehr in Abnahme gerathen, sowie die Männer, außer Kranken, eine Landreise stets hoch zu Pferde machen.

Um wieder auf die landesübliche Bauart zurückzukommen, so müssen nach den Einrichtungen der Reichen auch die der Mehrzahl der ärmeren Bewohner besprochen werden. Jedes Haus, wo es irgend möglich ist, hat eine Bedeckung von Dachpfannen, einer nicht sehr empfehlenswerthen Gattung Dachziegel. Sie liegen fast doppelt auf, schließen nicht gut und üben vermöge ihres großen Gewichtes einen unverhältnißmäßigen Druck auf den Dachstuhl aus; überdies können sie, da sie ohne alle Befestigung, ihre eigene Schwere und etwas Mörtel ausgenommen, sind, nicht in steil abfallende Flächen, sondern nur in concaver Form gelegt werden, wobei unter den tropischen Regengüssen sich in der Einsenkung bald Wasseransammlungen bilden, die den schlechten und wenigen Mörtel leicht durchwaschen und in das Haus Eingang finden können.

Statt der Glasfenster haben die übrigen Bewohner, und darunter häufig sehr wohlhabende, Fensterladen, die bei schlechter Witterung an der Wetterseite geschlossen werden; an den Thüren und auch an den Fenstern findet man häufig eine Art hölzernes Gitter, das aus schmalen, in einander gefügten Reisten gebildet und nach Art der Fenster, aber nur nach innen geöffnet wird. Solche Gitter lassen, auch an den Thüren angebracht,

sich wie Fensterflügel öffnen, welche, wie in vielen deutschen Landgegenden, aus zwei über einander befindlichen Theilen bestehen.

Was endlich die Bauart der Uermsten, sowie die der neuen Anstiedler in den Wäldern angeht, so wird sie von v. Rodowicz (in seinem Buche: „Die Colonie Dona Francisca“, S. 62) folgendermaßen beschrieben:

„Um ein gewöhnliches Landhaus zu bauen, werden 4 Pfähle in die Erde gegraben, die 4 Scheitelpunkte eines Oblongs bezeichnend, die unten die volle Baumstärke, etwa 18 Zoll, behalten und oben ein wenig ausgeschnitten sind, um den Querbalken darauf lagern zu können. Eben solche Pfosten werden dort eingefügt, wo die Thüren angebracht werden sollten, und je einer bedeutend längerer in der Mitte der Giebelwände als Träger des Dachstuhls. Unten werden die Pfosten einige Zoll über der Bodenfläche eingekerbt und die Schwellenbalken von der Seite eingeschoben. Oben in den Ausschnitt werden die Querbalken gelegt, oftmals bloße Palmenstämme, und so ist denn bald der Wandrahmen des Hauses fertig. Dann wird zum Bau des Daches geschritten, indem Stangen als Dachsparren auf die oberen Querbalken der Wände und den auf den Giebelpfosten ruhenden Palmstamm (v. Rodowicz schreibt fälschlich Palmiden) gebunden werden. Ueberhaupt wird zum Bau eines solchen Hauses kein Nagel (wenigstens selten), mit Ausnahme der zur Befestigung der Thür- und Fensterbeschläge (welche letztere sich in einem derartigen Hause wohl in solch abnormen Colonien, wie Dona Francisca, aber sonst nirgends finden dürften), sondern überall nur zur Verbindung und Befestigung, die zähe Schlingpflanze cipó benutzt, die oft zu mehreren Hunderten, Waschleinen gleich, von der Krone eines Baumes zur Erde gehen und dort wurzeln. Nachdem die Dachsparren aufgebunden sind, werden die esteiros (Matten) aufgelegt, welche schon vor Beginn des Hausbaues angefertigt werden. Diese esteiros (man nennt in Brasilien jede Matte oder alles Mattenähnliche esteiros, ihnen zur näheren Bezeichnung den Namen der Pflanze, aus der sie gemacht werden, beifügend; so heißen die in Rede stehenden esteiros de uricanna, oder auch, ihren Zweck ausdrückend, de tecto; v. Rodowicz, bei seinem kurzen Aufenthalte im Lande und seiner geringen Sprachkenntniß, nahm den Sammelnamen für den der Spezialität) werden in folgender Weise angefertigt: Aus dem geraden Stamme der schlanken Palme spaltet man dünne Latten (ripas), die in horizontaler Lage an den Enden befestigt werden, um die Dachblätter über dieselben zu binden. Obgleich man sowohl Palmblätter, als sapé, ein schilfartiges, 3 Fuß langes Gras, zur Dachdeckung verwenden kann, so eignen sich doch besonders nur die Blätter der uricanna, einer Art Rohrpfanze (von den Deutschen in São Leopoldo Rohrgras genannt), dazu. Man nimmt drei Rohrweige mit ihren langen, etwa 3½ Zoll breiten Blättern an den dünnen Stielen zusammen, legt diese über die Latte und befestigt sie mit dünnen, bindfadenartigen Schlingpflanzen. Eine Hand breit davon wieder drei andere und so fort, bis die ganze Latte mit Blättern versehen ist.

Die fertigen Dachlatten werden dann platt über einander gepackt und bleiben so mehrere Wochen liegen, wodurch sich die Blätter dicht über

einander lagern. Werden die esteiros nicht abgelagert aufgelegt oder sind sie nicht bei Neumond, sondern zu unrechter Zeit geschnitten, so verzehren die Insekten oft in wenigen Wochen die Blätter, von denen nur die Rippen zurückbleiben. Solche esteiros werden nun in Abständen von etwa 10 Zoll von unten auf über die Dachsparren gebunden und der First mit Palmenzweigen bedeckt und Stangen darüber befestigt. So ist schnell ein schönes, leichtes Dach fertig, das dem heftigsten Regen widersteht, wenn nicht etwa Sturmwind die Blätter hebt. Ein solches Dach hält ungefähr fünf Jahre aus, wenn es richtig angefertigt ist, und besonders, wenn es durch fortwährenden Rauch innen geschwärzt wird, wie bei den Küchen zc. zc. Nachdem das Dach gelegt ist, werden die Fensterzargen zwischen zwei langen Hölzern dort befestigt, wo man sie hin haben will, und alsdann beginnt die Wandarbeit. Wieder werden die zu dünnen Latten gespaltenen Palmen genommen und so übereinander gebunden und mit den Ecken in den (hiezuvorgerichteten) Balken befestigt, daß die Wand dadurch vergittert wird. Die ripas sind dabei etwa 6 Zoll von einander entfernt. Ist diese Vergitterung fertig, so werden die Wände innen und außen mit Lehm beworfen und, wenn dieser getrocknet, ein leichter Kalkputz übergearbeitet.*) Endlich werden die Thüren und Fensterläden fertig gemacht, der Lehmboaden, wie bei uns zu den Scheunen, festgestampft und das Haus ist vollendet. Soll es mehrere Zimmer enthalten, so werden die Scheerwände eben so ausgeführt, die aber nicht bis unter das Dach gehen, so, daß man von einem Zimmer in's andere klettern und eine ungehinderte Conversation in allen Zimmern zugleich halten kann.“

Solche Hütten, anders kann man sie wohl nicht nennen, mehr oder minder ähnlich, findet man überall, auch in Städten. Sie genügen in diesem warmen Himmelsstriche den Urforderungen, die man dort im Gegensatz zu unserm kühlen Norden an ein Obdach in der engsten Bedeutung des Wortes stellt: Schutz gegen starke zwar, aber kurz andauernde atmosphärische Niederschläge.

Doch weicht die Bauart dieser Hütten je nach den Verhältnissen von obigem Muster ab. So z. B. haben wir in der Colonie Sta. Cruz gesehen, daß eine ganze Hütte bis auf die Giebel- und Schwellenbalken aus starken Palmstammstücken gebildet worden war, die auf ungefähr 1—2 Zoll von einander entfernt standen und der Hütte das Ansehen eines eng vergitterten Käfigs verliehen. Ueber Mangel an Luft konnte der Besitzer derselben nicht klagen, im Gegentheil war er eben bei unserer Anwesenheit durch die Niederkunft seiner Frau genöthigt, wenigstens einen Theil seiner Wohnung durch Vorsetzen von Betttüchern etwas luftdichter und undurchsichtiger zu machen.

Die Dächer bestanden dort meist aus eng aneinander gereihten Palmstammstücken, über deren Fugen man nothdürftig andere band, was die Einwohner selbst vor einem Schauerbad nicht zu sichern vermochte; doch be-

*) Außer auf Dona Francisca wohl nirgends.

eilten sie sich nach dem Beispiele der älteren Kolonisten von São Leopoldo, aus den Stämmen des Cabriuba, Cajueira oderouro, welche alle, besonders die zwei ersteren, sich sehr leicht reifen lassen, rohe Quadrate von 1 Zoll Dicke zu reifen, die dann mit einem Pflöckchen versehen, sehr plumpe, aber gute und dauerhafte Schindeln abgeben. *)

Nachdem wir nun die Bauart der verschiedenen Gebäude erörtert, dürfte es auch angemessen sein, die in diesen Zeilen schon häufig gebrauchten Benennungen derselben zu erläutern.

Estancia heißt eigentlich eine Niederlassung im großen Maßstabe, die im großen Ganzen der Viehzucht sich widmet; im baulichen Sinne ist es das Wohnhaus des Estancieiro in der engeren Bedeutung; in der weitern hingegen sind sämtliche Baulichkeiten als Mandiokpresse und Dörre, Negerrancho u. dgl. darunter verstanden.

Fazenda benennt man im Gegensatz zum obigen diejenigen Ansiedlungen ebenfalls im größeren Maßstabe, wo der Ackerbau bedeutend vorherrscht. Sonst im baulichen Sinne wie Estancia.

Chacara ist eine kleine Besitzung nahe einer Stadt, meistens mit einem Landhause, worauf Gemüse-, Obst-, manchmal auch Feldbau im Kleinen betrieben wird.

Quinta wird ein Landhaus benannt, das wohl einen Garten besitzt, aber nur zur Zier und nicht zum direkten Nutzen dient.

Caza nobre, sobrado sind schon vorher erläuterte Ausdrücke.

Rancho ist eine Laubhütte, wie die Indianer oder erste Ansiedler im Walde zum Obdach für kurze Zeit zu errichten pflegen. Doch nennt man in den besuchten Gegenden, wo man schon eine Specie Wirthshäuser findet, auch die Karavanferais so, welche nur ein Dach tragen, dagegen auf allen Seiten offen sind und bei schlechtem Wetter dem Reisenden wie seinem Pferde zur kümmerlichen Unterkunft dienen. Diese bewahren oft noch ihre ganze Urwüchsigkeit, während man auch schon solche findet, wo die Giebel durch Backsteinpfeiler und das Palmendach durch Ziegel ersetzt sind. Rancho werden endlich noch die Sklavenwohnungen genannt, da sie wirklich in Comfort und Luxus von den Hütten der Wilden sich sehr wenig unterscheiden.

Jedes Haus auf dem Lande, mag es Estancia, Fazenda, Quinta oder Chacara sein, hat ganz in der Nähe, meist vor der Hausthüre, einen kleinen von hohen Bäumen eingefriedigten Platz, welcher dazu dient, entweder bei kleinen Herden deren nächtliche Einbrüche in die Pflanzungen zu verhindern, oder um Pferde, Ochsen 2c. hineinzutreiben, um dann mit Muße das oder die Ginen von den Andern abzusondern, und dann zu den beabsichtigten Sanirungen, als: Melken, Reiten, Fahren 2c. festzuhalten. Dieser umzäunte Platz heißt Corral. Umzäunte größere oder kleinere Weideplätze, absonderlich solche für Pferde bestimmte, heißen Potreiros.

*) Dieselbe Weise befolgt man auch in Petropolis, wo man sogar Schindeln nach europäischen Mustern fertigt, was daselbst bei dem großen Ueberflusse an Handwerkern keiner Schwierigkeit unterliegt.

Ist eine Fazenda oder Estancia mit mehr Luxus gebaut, so enthält sie im Innern einen von allen Seiten mit Mauern umgebenen und gepflasterten Hof, Pateo genannt, über dessen Zweck wir nie in's Reine kommen konnten; durch ihn begiebt man sich in den Blumen- und Gemüsegarten Jardim, wo nur wenige Obsthäuser und einige Weinreben Pomona repräsentiren. Die Blumenbeete befinden sich zum Schutze gegen die Ameisen und gegen die tropischen Regengüsse in mehr oder minder hohen, aus Mauerwerk hergestellten Formen und bilden neben einigen gewöhnlich höchst geschmacklosen Statuen den einzigen Schmuck des Gartens. An den Jardim stößt dann der Arvoredo, der Obsthof, wo sämmtliche Obstgattungen der Gegend vertreten zu sein pflegen. In geringen Besitzungen geht Arvoredo und Jardim in Einem auf und selbst die Weinrabatten des letzteren mangeln.

Hier mögen noch folgende Bemerkungen über das brasilianische Titelsystem ihren Platz finden. In Brasilien ist jeder freie Mann, von was immer für einer Farbe oder Lebensstellung mit Senhor und Vossa Merce (Vossenssee) anzureden, welches letztere Wort im vertraulichen Umgange und von Höheren gegen Untergeordnete gebraucht, in Wosse verkürzt wird. Offiziere, höhere Beamte, mit Orden Ausgezeichnete und sonst im Handel oder Grundbesitz Begüterte, so wie jeder Graduirte erhalten Vossa Senhoria und jede Dame ihrem Taufnamen Senhora Dona vorgelegt. Vossa Excellencia gebührt den Ministern, Senatoren, Provinz-Präsidenten, diplomatischen Vertretern, Tenente-Generaes und Marechaes do Campo, und wird aus Höflichkeit den Komthuren der verschiedenen Orden, dem Polizeichef von Rio de Janeiro und den Brigadeiros gegeben. Prälaten und Bischöfe erhalten außer dem Titel Excellenz noch ihrem Taufnamen das Wort Don vorgelegt.

Den Prinzen und Prinzessinnen des kaiserlichen Hauses gebührt der Titel Alleza Imperial und der Kaiser wird mit Vossa Magestade Imperial, am Eingange von Schriftstücken aber mit Senhor angeredet.

2. Die fremden Weißen.

Den weißen Brasilianern portugiesischer Abkunft in den meisten Dingen ähnlich sind die in Brasilien geborenen Abkömmlinge anderer Nationen, natürlich mit den verschiedenen, ihren Muttervölkern eigenthümlichen Abschattungen; doch sind letztere so wenig hervorstechend und erscheinen zu sehr als individuelle Eigenthümlichkeiten, als daß man ihnen eine nähere Detailirung widmen sollte; nur das Eine, Bezeichnendste sei erwähnt, daß während alle von germanischen Völkern, ja selbst von Franzosen abstammende eine bis zum Hasse gegen ihre Stamm-Nation gesteigerte Vorliebe für Brasilien haben, die Brasilianer spanischer Race, deren es im Süden Brasiliens ziemlich viele giebt, selbst in entfernteren Generationen sich mit besonderem Stolge Castellanos nennen und um keinen Preis zu den Brasilianern zählen würden.

Der Deutschen und ihrer Abkömmlinge im Lande erwähnen wir des Näheren im VIII. Abschnitte.

Sehr zahlreich sind natürlicherweise die Fremden, meist Europäer und unter diesen meist wieder Portugiesen, so daß bei der größeren Mehrheit der Brasilianer Filho de Europa (Europäer) mit Filho de Portugal (Portugiese) gleichbedeutend ist, da bei ihnen von der Kolonialzeit her Europa und Portugal Synonymen sind.

Aber nicht leicht ist ein Haß größer und mitunter gerechtfertigter, als der des Brasilianers gegen den Portugiesen. Portuguez und Gallego (so heißen die Bewohner Nordportugals, welches ein abgerissener Theil der spanischen Provinz Gallicia ist) gelten als Schimpfwörter und *pé de chumbo*, Bleisfuß, ist der allgemein landesübliche Spitzname für sie.

Alle Jahre bringen zahllose Schiffe eine große Schaar bettelarmer, hungriger Portugiesen nach Brasilien und viele Fahrzeuge gehen jährlich nach Portugal, beladen mit rückkehrenden Portugiesen, die ihr gewonnenes Schärfelein nach Europa bringen. Es ist ein gewinnträchtiges und dabei lasterhaftes Gesindel, das im Westen Europas dieselbe Stelle einnimmt, wie die Hefe der Griechen im Oriente. Sie bilden die weißen Sklaven Brasiliens und werden auch in der That auf Lieferung dahin verkauft. Der Kapitän eines nach Brasilien bestimmten Schiffes läßt in Lissabon oder Porto, wo er eben liegt, verkünden, er sei bereit, junge und gesunde, mehr oder minder geschickte Leute beiderlei Geschlechtes unentgeltlich dorthin mitzunehmen, nur müßten sie sich verpflichten, bei demjenigen Brasilianer, der die Passage für sie bezahlte, nach Maßgabe ihrer individuellen Geschicklichkeit, 2, 3, auch fünf Jahre zu dienen. Ist das Schiff, was nie fehlt, mit solcher lebendiger Waare gefüllt bis zum Erstickten, so steuert der Schiffer den Kurs nach Rio de Janeiro oder Bahia, die besten Märkte für seine Ladung, selbe unterwegs oft auf das Unerhörteste behandelnd.

In Rio angekommen, veröffentlicht der Consignataire des Schiffes in den Tagesblättern die Ankunft desselben, so wie eine Liste der an Bord Befindlichen, in Handwerks- und Geschicklichkeits-Rubriken eingetheilt, als z. B.: 12 Gärtner, 4 Maurer, 5 Ziegelbrenner, 3 Barbieri, 57 Tagelöhner, 14 Karrenführer, 13 junge Mädchen, 18 Weiber, darunter 2 mit frischer Milch versehene Ammen aus Alentejo u. u. Und die Liebhaber der Waare kommen, sehen und kaufen.

In dieser Art entledigt sich Portugal seines Auswurfes, wenigstens theilweise, und versorgt Brasiliens Hauptstädte mit wenig arbeitenden, lüderlichen Tagdieben und die Prostitutionshäuser mit der so raren und doch so gesuchten weißen Waare. Wenn dann die Männer ihre Zeit abverdient haben, so setzen sie sich gleich ihren andern, auf eigene Kosten herüberkommenden Landsleuten, meistens als *Vendistas*. Ein solcher hat in seinem Laden gewöhnlich Alles, was in einem kleinen Haushalt noth thut, vom gestreiften Baumwollzeug bis zum Holzpantoffel, vom Vorschneidmesser bis zur Nähnadel; das Hauptgeschäft besteht aber im Verkaufe vom geistigen Getränken, als *Cachaça*, *Aguardente da canna*, *Aguardente do Reino*, *Vinho tinto de Lisboa* und in den Städten auch *hie* und *Cerveja Inglez*, englisches Bier. Es ist dieß so allgemein als portugiesisches Monopol bekannt, daß man unter 10 *Vendistas* immer 9 Portugiesen findet. Ge-

wöhnlich macht er erst zweimal betrügerischen Bankerott, gilt aber dann als reeller Geschäftsmann, handelt nach und nach auf größerem Fuße und kehrt endlich, hat er ein artiges Sümichen zusammengepart, dem Chinesen Californiens gleich, in sein Vaterland zurück, ohne Brasilien etwas Anderes zu hinterlassen, als eine Menge mit den cachaga-liebenden Negerinnen und seinen eigenen Sklavinnen erzeugten Mulatten, die einen neuen furchtbaren Zuwachs zu den Gährungselementen der Sklavereibevölkerung bilden und derem weiblichen Theile das edle Handwerk der Bordelle traditionsgemäß zufällt. Der Einfluß der Portugiesen im Lande ist also jedenfalls ein demoralisirender und verderblicher, was den Haß der Brasilianer gegen sie nur zu begreiflich macht.

Sonstige Lieblingsbeschäftigungen der Portugiesen sind da als Feiteros, Sklavenaufseher, als Karrenführer, wozu hauptsächlich die Inselportugiesen verwendet werden, nämlich die von den Azoren und Madeira.

Der Brasilianer hegt aber auch noch gegen den Engländer und den Yankee wahre Antipathie. Das Verfahren Englands Brasilien gegenüber, besonders in der Sklavenhandelsfrage, seine frechen Einmischungen, nur auf das Recht des Stärkern hin angemast, in die innern Angelegenheiten des Landes, die bodenlos unverschämten, brutalen Uebergriffe seiner Kreuzer an der brasilianischen Küste, wozu der bekannte Dr. Blumenau einen wahrhaft schreckbaren Kommentar liefern könnte, haben das Gemüth jedes Brasilianers mit Bitterkeit und Galle gegen alles von England Kommende erfüllt, wenn sie auch die Redlichkeit der Kaufleute und die großen Vortheile der Unternehmungen einzelner Engländer und englischer Gesellschaften in ihrem Lande nicht verkennen.

Gegen den Yankee hegt er im Ganzen dasselbe Gefühl, ungemildert durch ähnliche Einflüsse, wie sie zu Gunsten der Engländer sprechen. Die Rohheit und Brutalität, mit der der Nordamerikaner im Einzelnen wie als Staatskörper auftritt, konnte ihm hier keine Zuneigung erwerben. Hierzu kommt noch die politische Seite der Frage. Die einzige amerikanische und eben auf dieß Alleinstehen und dessen segensreiche Folgen stolze Monarchie fühlt sich durch und durch Antagonistin zu jenem Ländervielfraß im Norden, der vorgestern Texas, gestern Californien und Neu-Mexico verschlang, während er heute sich anschießt, die centralamerikanischen Staaten zu verspeisen und trotz jenen saftigen Bissen über das zunächst liegende Mexico hinweg schon wieder mit begehrllichem Auge heißhungerig nach Brasilien hinübersieht. Die Schrift Maury's, eine auf amerikanische Mägen berechnete, endlos übertreibende Hymne des Amazonasstromes und der unendlichen Vortheile, welche sein Thal bietet, die nur der Ausbeutung durch amerikanische Hände entgegenharren, um die Welt in Erstaunen zu setzen, haben in Brasilien Befürchtungen wach gerufen, die für's Erste dahin führten, die Küsten an der Mündung jenes Stromes so wie die wenigen Niederlassungen an demselben vertheidigungsfähig machen zu wollen, und den amerikanischen Gesandten, welcher die Freiheit des Amazonas für alle seefahrenden Nationen beanspruchte, abschlägig zu beschneiden.

Auch seine Pioneers hat Nordamerika bereits an den Amazonenstrom gesandt. Im Laufe des Jahres 1855 kam ein Haufe solcher Abenteurer durch Peru den Strom herab; in ihrer Annahung bekamen sie Händel mit der Besatzung des Grenzforts Tabatinga und wurden nach einem kleinen Gefechte von derselben sämmtlich todt geschlagen.

Dagegen sind die Franzosen in Brasilien, wie bereits weiter oben erwähnt worden, die Lieblinge der Eingeborenen. Die Gründe hiefür liegen wohl hauptsächlich im *savoir vivre* der Franzosen, in der Stammverwandtschaft und der der Sprachen, ja selbst vieler Sitten und endlich auch in dem gemeinsamen Haß gegen den übermüthigen angelsächsischen Stamm, welchen Haß keine noch so enge Allianz der Kabinette zu vertilgen im Stande sein wird.

3. Die freien Farbigen.

Der an Wichtigkeit den Weißen zunächst kommende, an Zahl sie übertreffende Theil der Bevölkerung sind die freien Farbigen aller Schattirungen. Sie genießen im Privatleben, wie vor dem Gerichte und vor der Verfassung dieselben Rechte, wie die Weißen selbst, mit alleiniger Ausnahme der frei gewordenen Sklaven, welche weder Wähler *) sein, noch selbst zu städtischen oder Deputirtenstellen gewählt werden können. Obgleich nun in ganz Brasilien der freie Farbige jedem Weißen, dem er an Bildung oder Vermögen gleichkommt, ebenbürtig ist, was das öffentliche Leben betrifft, so sind doch von den Weißen nur sang gewisse Grenzen gezogen, welche unseres Wissens von Brasilianern nicht leicht überschritten werden dürften. So z. B. wird auf einem Ballé kein Farbiger, der Negerblut in seinen Adern hat, und wäre er Senator oder General, wie man solches wohl treffen kann, es wagen, ein Mädchen von unbezweifelte reiner Abstammung zum Tanze aufzufordern, oder, wenn er es wagte, würde er sicherlich einen Korb bekommen. Hieron ausgenommen sind die Abkömmlinge von Ureingeborenen und Weißen, welche Verbindungen von den edelsten Familien der ersten Eroberer unter dem Beifall und Segen der Kirche oft eingegangen wurden; wir haben oft solche Männer mit Stolz ihrer Abstammung sich rühmen hören.

Daß unter solchen Umständen an die Heirath eines farbigen Mannes mit einer weißen Brasilianerin selten gedacht werden kann, ist begreiflich; desto öfter tritt der umgekehrte Fall ein. Es ist überhaupt für die Europäer sehr schwierig, genau zu erkennen, wer Negerblut in seinen Adern habe; der natürliche olivenfarbige Teint der portugiesischen Ahnen ist durch die brasilianische Sonne und Luft noch dunkler gefärbt worden und bringt die Fremden häufig auf den ungerechten Verdacht, daß weiße Haut von ganzer Reinheit der Race hier sehr selten sein möchte.

Fälle endlich, wo eine Weiße einen dunkeln Mulatten oder gar einen Neger heirathete, kommen unter Brasilianern gar nicht und selbst bei Frem-

*) Bei den Urwahlen jedoch haben sie ebenfalls das Stimmrecht, wenn sie anders den übrigen Bestimmungen der Verfassungsurkunde entsprechen.

den so selten vor, daß dem Verfasser als eine Merkwürdigkeit Rio de Janeiro's ein freier Schwarzer gezeigt wurde, dessen Ahnen alle freie Männer in Angola gewesen und der als Kaufmann von dort nach Rio übersiedelte und daselbst eine Französin heirathete, mit der er 20 Jahre einer glücklichen Ehe verlebte. Seine drei Töchter waren denn auch von der dunkelsten Mulattenfarbe und werden trotz ihres großen Vermögens wohl sitzen bleiben, da sie jedenfalls viel zu stolz sind, einen, wenn auch noch so hellen Mulatten zu heirathen. Es geht mit der Hautfarbe dort, wie bei uns mit Geburt und Stand. Eine Gräfin wird wohl eben so selten einen Bürgerlichen heirathen, als eine Weiße einen Mulatten, während schon mancher Graf die Gouvernante seiner Kinder und mancher Weiße eine Pardalora geheirathet hat. Eine Bürgerstochter wird wohl eben so selten einen Bauer nehmen, als eine Mulattin einen Neger, während der umgekehrte Fall öfter stattfindet. Kurz, überall dasselbe Lied, nur in andern Variationen. Hierzu noch die Bemerkung, daß doch nicht die Farbe allein den Unterschied macht, sondern auch die Beschäftigung. Wer Sklavenarbeit verrichtet, wie der portugiesische Gekeltreiber und Wasserträger, wird um wenig besser, als der Neger gehalten, und wenn er aus dem Blute des Vizdador wäre.

Der freie Farbige kann alle Ehrenstellen des Staates ersteigen; man hat in Brasilien genug Negizen und Mulatten, welche Minister, Generale, Senatoren und Deputirte sind, und wird, wie schon erwähnt, zwischen Weißen und Negizen nur der Unterschied der Bildung, des Vermögens und des Standes geltend gemacht.

Die Farbigen sind in der Geistlichkeit, besonders in der Klostergeistlichkeit, stark vertreten, und ist deshalb São Bento, der heilige Benedikt, besonders beliebt.*) Die freien Farbigen von geringer Herkunft, Vermögen und Bildung, die Uebersetzung unsers dritten Standes in's Brasilianische, liefern die Rekruten für das Heer und die Marine, konkurriren mit den Portugiesen in den Handwerken verschiedenster Art, lassen sich aber, ungleich jenen, nie zu Diensten verwenden, welche den Sklaven ausschließlich zugemutet werden. Sie sind sogar ganz fleißige Feldarbeiter, wissen mit dem Beile sehr gut umzugehen und die so tüchtigen Peões oder Viehhirten und Schlächter im Süden gehören fast ausschließlich dieser Klasse an. Aber sie werden nur ungern auf einer Plantage arbeiten, wo Sklaven gehalten werden, da sie fürchten, mit diesen verwechselt zu werden. Sie sind ferner sehr erfinderisch und geschickt, im höchsten Grade empfindlich und ehrliebend, aber eben deshalb sehr rachschüchtig und oft heimtückisch. Die Frauen dieser Klasse sind sehr häufig dem Loose der Prostitution verfallen, die fast nur aus ihren Reihen rekrutirt. Unter ihnen sind die beliebtesten die Chinas, Abkömmlinge von Indiern und Weißen, und die pardas claras oder, wie die Nordamerikaner sagen, die Quadronen. Wilde Ehen

*) Der Tradition oder wenigstens einer brasilianischen Version der Tradition gemäß soll er ein Neger gewesen sein, in welsch' erbaulicher Erscheinung bildlich dargestellt, derselbe starken Abfaß findet.

findet man im Lande überall sehr häufig, aber fast stets ist der weibliche Theil eine China, die übrigens außer einem üppigen, aber nichts weniger als angenehmen Körperbaue wahrlich nichts Reizendes in ihrer äußern Erscheinung aufzuweisen hat.

In Gebräuchen, Sitten, Vergnügungen, kurz, in den Aeußerlichkeiten des Lebens unterscheiden sich die freien Farbigen von den Weißen gleichen Standes durchaus nicht.

Die freien Farbigen bestehen aus:

1. Mischlingen der Weißen und Indier, welche, wie gesagt, das höchste Ansehen unter den Farbigen genießen.
2. Solchen Farbigen, welche schon frei aus andern Staaten einwanderten.
3. Aus den Abstämmlingen der Weißen und Neger, welche Pardos, Gelbe oder Mulatten genannt werden, und sich in Pardos escuros, Dunkelgelbe, und Pardos claros, Lichtgelbe, theilen, welche Letzteren, besonders die Frauen, oft täuschend den Weißen vom reinsten Blute gleichen.
4. Mischlingen zwischen Negern und Indiern, Mulatten und Chinas u., welche man Mamelucos, Cafres und dergleichen ähnlich benennt.
5. Aus den Freigelassenen aller Farben.

Die freien Farbigen unterscheiden sich von den Sklaven durch die Fußbekleidung, da kein Unfreier Schuhe oder Stiefel tragen darf.

III.

Die Ureingeborenen.

Diese haben theils in alter und neuer Zeit Niederlassungen gegründet und die christliche Religion angenommen, zum andern aber und größten Theil haufen sie noch als wilde Jagdvölker in den Wäldern. Sie werden daher in Indios mansos, zahme Indier, und Indios bravos, wilde Indier, eingetheilt. Die Indios mansos sind kleine Stämme, welche, um der Verfolgung eines andern übermächtigen Stammes oder einer drohenden Hungersnoth, welche nicht zu selten, besonders in kühlen Wintern, die südlichen Stämme heimsucht, zu entgehen, sich von einem eifrigen Missionär en masse taufen ließen und die Regierung um Schutz und Lebensmittel baten. Die Regierung wies ihnen dann Ländereien und Wohnplätze in der Nähe von Städten oder sonstigen passenden Orten an, gab ihnen ihren Bekehrer als Pfarrer und setzte ihnen neben ihrem eigentlichen Rajiken noch einen Director vor, der diese Art indianischer Kolonie nach Regierungsanweisungen in exceptioneller Stellung zur Landesverfassung unter Beirath des Rajiken und des Pfarrers regiert. Gewöhnlich wählt man hiezu Offiziere, die eines der indianischen Dialekte mächtig sind. Man gab ihnen dann Naturalsubsidien, bis sie sich selbst zu ernähren vermochten, und bewilligte ihnen nachher eine 10jährige Abgabefreiheit, ein Benefiz, das in Brasilien, wo uns nur wenig Abgaben bekannt sind, wenig genug heißen will.

Diese Indianerniederlassungen nennt man Aldéas, ein Wort, das eigentlich „Dorf“, im engeren Sinne aber „Indianerdorf“ bedeutet; davon heißen auch die zahmen Indier Indios aldeados.

Solcher Dörfer oder Aldéas gab es im Süden San Nicolao bei

Rio Paro, N. E. dos Angelos bei Porto Alegre und sind noch jetzt am Pontão, am Uruguay, dann in der Nähe von Coritiba u. zu finden.

Die so angesiedelten Indier stehen provinzienweise unter einem General-Direktor, der sie zeitweise inspizirt und dem in neuester Zeit errichteten General-Land-Amt, Repartição das Terras Publicas untergeordnet ist.

Derjenige, der in solchen näher gelegenen Niederlassungen den indischen Typus in seiner Reinheit suchen wollte, würde sich gewaltig täuschen, da schon in der zweiten Generation selten mehr rein indianisches Blut in ihnen anzutreffen ist. Bei der Arbeitscheu des Indianers bilden seine Frauen und Mädchen seinen besten Handels-Artikel, und General- wie Special-Direktor gehen hierin mit Beispielen voran, denen die Jugend der nahen Städte nachzufolgen nicht versäumt. Man kann sagen, daß an manchem dieser Orte manch hochgestellter Herr förmlich das jus primae noctis ausübt, jedoch der Vorsicht wegen in so antieipirter Weise, daß kein elf- bis zwölfjähriges Mädchen ihm entgeht. Indes würde man zu weit gehen, wenn man glaubte, daß dieß anders geschehe, als mittelst friedlicher Kaufverträge, im Tausche gegen Zucker, Maté, Cachaça, Doce u., kurz ganz wie in civilisirten Staaten Europas.

Sind die Indios aldeados in der Kultur so weit vorgeschritten, daß sie nicht mehr der Ueberwachung und Vorsorge der Regierung bedürfen, so wird der Direktor abberufen, die Aldeia irgend einem Municipium einverleibt und können ihre Einwohner dann ihre Gemeindeverfassung der gesetzlichen brasilianischen anpassen. Sie treten hiemit in den vollen Genuß der staatsbürgerlichen Rechte.

Diese humane Behandlung des Ureingebornen schreibt sich schon von König Sebastians Zeiten her, der ausdrücklich befahl, die Indier als freie Staatsbürger zu betrachten.

Im Westen der Südpvinsen, wo die indischen Stämme schon in den „sieben Missionen“ wie in Paraguay durch spanische Jesuiten geschult worden und seit lange ihrer ausschließlichen Beschäftigung mit der Jagd entsagt haben, um Hirten, ja auch Ackerbauer zu werden, hat sich diese Race mit den übrigen Einwohnern mehr oder minder amalgamirt, wenn auch die Abkömmlinge derselben sich auf lange Zeit hinaus durch den kurzen, untersehten Körperbau, den außerordentlich starken Brustkasten, die Kupferfarbe, den dicken runden Kopf und das lange, straffe, schwarze Haar unterscheiden.

Die Abkömmlinge der Indier werden unter dem Namen Caboclos begriffen; sie sind geschickte Reiter, ungemein ausdauernd, wissen Lanze, Säbel und Lazo ausgezeichnet zu handhaben und sind die besten Peões im Lande. Auch mit der Art wissen sie gut umzugehen und werden sie von allen Landwirthen, welche eine Roça zu hauen beabsichtigen, jedem anderen Arbeiter vorgezogen.

Sie liefern vorzügliche Rekruten, besonders für die Kavallerie, da sie neben ihren obigen Eigenschaften sehr dienstwillig, gehorsam, genügsam und tapfer sind und sind selbst, was doch gewiß eine Wertwürdigkeit genannt zu werden verdient, bei der Kriegsmarine sehr gesucht.

Fügt man hinzu, daß sie viele natürliche Talente, Echarffinn und Bildungsfähigkeit besitzen, so sind die Caboclos gewiß berechtigt, den ersten Rang nach den Weißen zu beanspruchen.

Dies hindert jedoch nicht, daß endlich auch das Wenige, was er von der Reinheit seiner Race bewahrt hat, in dem allgemeinen Volkstypus Brasiliens aufgehe, ein immerhin günstigeres Loos, als das, welches den Indianerstämmen des amerikanischen Nordens geboten ward.

Die Indios bravos oder Gentios am häufigsten mit dem Gattungsnamen Bugres benannt, zerfallen in viele kleinere und größere Stämme. Von den in Südbrazilien hausenden haben wir die Minuanos, Charruas, Yaguais u. nennen hören. Auch Reste des aus der Geschichte Paraguay's bekannten Namens Guarani *) kommen namentlich in den Sete Missões noch vor, sind jedoch zahme Indier geworden.

Die Bugres wohnen in kleinen Dörfern inmitten der Waldgebirge des Innern, welche volle Berechtigung auf den Namen „fliegende Dörfer“ machen können. Ihre Ranchos bestehen aus bloßen Baumzweigen, die kunstlos zu einem Dache geformt sind, welches nothdürftigen Schutz bietet. Doch giebt es auch welche, denen Binsen und Rohrgras zur Bedachung dienen. Diese haben größere Stabilität, während die anderen eben da aufgeschlagen zu werden pflegen, wo der Stamm gerade reichlichen Wildstand, viele Pinheiros oder sonstige Waldfrüchte gefunden hat.

In allen diesen Stämmen ist der Mann nur Krieger und Jäger und das Weib hat sich mit Beschaffung der Kleidungsstücke, welche freilich wenig Zeit und Arbeit in Anspruch nehmen, dabei aber sehr kunstvoll aus Baumbast gemacht sind und mit Besorgung der noch einfacheren Küche zu beschäftigen, ja in stabilern Dörfern auch mit dem Anbau von Mais und Bataten.

Jeder Stamm hat, gleich seinen Brüdern in Nordamerika, einen Friedens- und einen Kriegshäuptling. Der erstere ist gewöhnlich der älteste und erfahrenste Mann des Stammes und entscheidet innere Zwistigkeiten nach altem Brauch und Herkommen, so wie nach eigener Ansicht, wo jene nicht ausreichen; doch ist seine Autorität eine durch den Eigenwillen seiner Stammesgenossen, und durch den Einfluß der Zauberer sehr beschränkte.

Der Kriegshäuptling, wie schon sein Name anzeigt und wir aus Coopers wissen, ist der tapferste und schlaueste unter den Kriegern. Auch das haben die Indianer des Südens mit denen des Nordens gemein, daß ihr Kriegshäuptling auch ein Nicht-Indianer sein kann.

So wissen wir einen Fall, wo ein entlaufener Neger an der Spitze eines Stammes stand; es ist übrigens öfter der Fall, daß sich solche Neger den Wilden anschließen, da, wie man behauptet, die Indierinnen ausge-

*) Es mag dies wohl derselbe Stamm sein, der von Spix und Martius unter dem Namen Guarani oder Cariri erwähnt wird; doch waren weder die Guarani noch irgend ein südbrazilianischer Indianerstamm Menschenfresser, wie jene Herren andeuten, und, wie die am Rio Doce in Centralbrasilien hausenden Botocudos noch heutzutage sein sollen.

sprochenen Penchant für sie haben, im entschiedenen Gegensatz zu ihren Männern, welche nur mit Abscheu auf die Negerinnen blicken. —

Die Hauptnahrung der südbrasilischen Wilden besteht in dem Ertragniß der Jagd, wozu sie selbst Reptilien rechnen sollen; dann in allen Gattungen von Waldfrüchten, endlich in Bataten und Mais, welche Früchte sie meist geröstet genießen. Ihren Speisevorrath für schlechte Jagdzeiten und geringer Ernte bilden aber die Pinhões, die Früchte der Brasilnüsse, die an Größe mit der Kokosnuß wetteifern können, sonst aber Vieles mit dem europäischen Nadelholzzapfen gemein haben. Ihr Kern ist süß und der Mandel ähnlich und hat gleich der Schale riesige Dimensionen. Die Wälder dieser Baumgattung sind es daher zumeist, wo sie sich niederlassen und zur Zeit der Reife der Pinhões beginnen sie ihre Wanderungen zur Einsammlung der geliebten Frucht.

Aus dem Mais bereiten sie sich die Chicha, ein gährendes und darum leicht berauschendes Getränk, dessen Zubereitung aber nichts weniger als appetitlich ist. Der Mais wird von den Weibern gekaut und in das vorhandene Gefäß gespuckt, welche Mani- oder eigentlich Dentipulation die Gährung bald herbeiführt. Das Getränk soll sehr dem Biere ähneln, was um so wahrscheinlicher ist, als man bekanntlich aus Mais ganz gutes, nur etwas süßes Bier herstellt.

Was ihre Kleidung betrifft, so ist sie mehr als einfach zu nennen; Männer und Weiber gehen ganz nackt, nur daß letztere zu Zeiten ein Stück Bayette um ihre Lenden schlagen oder etwas von ihrem oben erwähnten eigenen Gewebe. Da aber in den Gebirgen Südbrasilens der Winter häufig empfindlich kühl ist und der Thermometer öfter sogar unter 0 fällt, so ist anzunehmen, daß sie in dieser Jahreszeit sich ganz in jene Gewebe kleiden, obgleich es uns nicht gelungen ist, hierüber Genaueres zu erfahren.

Die Waffen der Gentios bestehen in Bogen, Pfeil und Wurfspeer; Flinten haben nur wenige Häuptlinge. Der Bogen ist von sehr zähem, hartem Holze, der Esche ähnlich, gemacht und bei 6 Fuß und darüber lang; die Pfeile messen etwas über fünf Fuß und bestehen aus einem Rohrstück mit einer Spitze aus Gräten, Knochen, Steinen, ja auch aus Eisen. Manche haben an ihren Jagdpfeilen kupferne Bolzen. Am unteren Ende des Pfeils sind zwei Federn irgend einer Adler- oder Geier-Art angebracht, die den Flug desselben reguliren. Der Bogen wird auf den Boden gestemmt, mit der großen Zehe des linken Fußes am unteren Ende, mit der linken Hand an der Mitte festgehalten und die Sehne mit der Rechten bis hinter das Ohr zurückgezogen, so daß der Pfeil in gleicher Höhe mit dem visirenden rechten Auge abgeschossen werden kann. Die Indier sind hierin ziemlich geschickt und haben ihre Bogen eine verhältnißmäßig große Kraft, da sie bis auf achtzig, ja hundert Schritte die Pfeile mit Erfolg schleudern können. Die südbrasilischen Wilden bedienen sich indeß niemals vergifteter Waffen.

Zum Schmucke sowie als Amulet gegen Krankheiten und den Einfluß des bösen Princips tragen die Indier des Südens Halsketten von Zähnen

der Affen, Unzen und anderer Thiere, auch von rothen und schwarzen Samenkörnern.

Bemalungen des Körpers aber, sowie Tätowirungen haben wir bei den Stämmen des Südens nicht bemerkt. Dagegen lieben sie es, Kopf und Arme mit Büscheln oder Kränzen von bunten Federn zu schmücken; besonders thun die Kaxiken (Caciques).

Sie haben eine außerordentliche Vorliebe für Thiere aller Art, und man findet in jedem Rancho Affen, Vögel zc., die sie bewundernswürdig zu zähmen wissen.

Ihre meisten häuslichen Geräthe bestehen aus Kürbisschalen oder Holz; indessen verstehen sie sich auch auf Töpferarbeit, wie der Umstand beweist, daß man auf den Plätzen, wo einst Indianer-Dörfer standen, häufig noch ganz wohl erhaltene Töpfe und noch häufiger Massen von Scherben findet, welche von solchen Geschirren herrühren.

Von Musik verstehen sie wenig, doch verfertigen sie eine Flöte von den Dimensionen unseres Piccolo, welche fünf Löcher hat und einen melancholischen Ton giebt; eine Kürbisschale, in welche man einige Maiskörner giebt, dient als Castagnette. Ueberhaupt lieben die Indier, im Gegensatz zu den Negern sanfte Musik und hassen Lärm und Geschrei.

Von Tessen ist unter ihnen, Siegesfeste ausgenommen, wenig zu finden; selbst Tänze sind selten; indeß üben sie doch einen, selbst den Cancan an Verständigkeit der unanständigen Bewegungen übertreffenden Tanz, von den Brasilianern die Batuca genannt und theilweise angenommen.

Geburten, wie Hochzeiten werden gar nicht gefeiert und selbst die Begräbnisse, wenn nicht besonders hervorragende Mitglieder des Stammes zu beklagen sind, gehen unter wenig Gepränge vor sich. Unter ihnen soll noch die Sitte herrschen, daß der Mann das Wochenbett anstatt der Frau hält, gewiß aber ist es, daß die Mutter alles Mögliche anwendet, ihr Kind vor den Mondstrahlen zu schützen, wie überhaupt der Mond eine große Rolle in den Leben des brasilianischen Wilden spielt; er rechnet nach ihm und leitet viel Gutes und noch mehr Schlimmes von seinem Einflusse ab.

Die Ehen werden geschlossen durch ein Geschenk von Wildpret und Früchten, welches der Bräutigam den Eltern der Braut als Beweis seiner Fähigkeit darbringt, eine Familie ernähren zu können. Man sieht, daß die Indier ganz auf dem praktischen europäischen Standpunkte stehen.

Der Indier kann ungehindert der Polygamie leben, doch erhöht dies die Schwierigkeiten der Ernährung und findet man sie deshalb sehr selten.

Einige Stämme, wohl mehr im Norden, sollen auch der Sodomitie ergeben sein.

Was endlich ihren religiösen Glauben und dessen Ausübungsformen betrifft, so ist darüber wenig mehr bekannt, als daß die meisten Stämme wenigstens an ein böses Princip glauben, das ihnen in verschiedenen Gestalten, ein indianischer Proteus, Neckereien, Gefahren, ja selbst den Tod bringt. Sie suchen sich dagegen durch das Tragen der Amulette, durch Besprechungen und Veräucherungen der Zauberei oder Priester zu schützen.

Diesen Pajès oder Pahys liegt auch ob, die Gegend zu weissagen, wo die beste Jagd oder der beste Fischfang sei, die Krankheiten zu besprechen u., und sie haben unter diesen bei aller Rohheit schlauen Menschen, welche sich selbst dem Aberglauben nicht ganz unterwerfen, eine oft gefährliche Stellung.

Im Allgemeinen jedoch weiß man von der Religion der Wilden noch weniger als von ihrer Sprache. Wir verdanken es nur einem günstigen Zufall, daß wir hier Einiges von den religiösen Traditionen eines im Nordwesten Brasiliens angesiedelten Stammes, den Cucama's, anzuführen vermögen.

Nach ihnen schuf Tupana, Gott, den Himmel, yuhuca, die Sonne, curacé, den Mond, yacé, die Venus, yacétatá, die Plejaden, souyacé, und die andern Sterne und machte den Jurupary zu seinem Minister. Anhangá, ein Geschöpf Tupana's, empörte sich gegen seinen Herrn, und ist deshalb verurtheilt, bei Nacht die bösen Menschen zu umschweben, denen er unter der Gestalt schrecklicher Phantome erscheint.

Tupana erfüllte die Erde mit verschiedenen Schöpfungen, die zur Lust und Nahrung des Menschen bestimmt sind; er verbietet die Ansammlung der Cucama's in Einen großen Stamm, als die Ursache großer Uebel und hat Ueberfluß und Glückseligkeit denen vorbehalten, die sich entschließen, stets in den Wäldern zu leben. Schon hiernieden begegnen sie daselbst einem Genius, Curupira genannt, dessen zauberische Gesänge und melodisch sanfte Stimme den höchsten Reiz des Walblebens ausmachen. (Wer hätte unter den Indianern Südamerikas solche idyllische Gedanken gesucht?) Auch die alten pahy's unter den Cucama's sind nicht verschwunden. Weiße Familien, sowohl in der Provinz Pará als in Alta Amazonas befragen noch heute diese indianischen Auguren und rühmen sie als geschickte Aerzte. Ihre bei Kuren übliche Prozedur besteht darin, daß sie eine große Maisstroh-Cigarre anzünden, tausend Körperverdrehrungen machen, dann das schmerzende Glied drücken und mit großer Geschicklichkeit den Dorn einer Palmenart (*Guilielma spinosa*) zum Vorschein bringen, den sie eben aus dem Körper des Kranken gezogen haben wollen, wohin er durch feindliche Schwarzkünstler gebannt gewesen. Es ist begreiflich, daß bei einer solchen Kur der Kranke häufig stirbt.

Die südbrasilianischen Indianer wohnen in den Wäldern der Serra Geral, fern den civilisirten Städten und werden durch Militairniederlassungen, sowie zu ihrer Verfolgung eigends errichtete Truppen, die sogenannten Pedestres, im Baum gehalten. Doch kommt es trotz aller Vorsichtsmaßregeln manchmal vor, daß sie eine ländliche Niederlassung überfallen und zerstören, wo sie dann stets die Männer tödten, die Frauen und Kinder aber mit sich nehmen. Indes geschieht dies häufiger aus Rachsucht, denn aus Raubgier. Im Jahre 1852 fand ein solcher Angriff der Wildenhorde des João Grande (des großen Hannes) auf das mitten in der deutschen Kolonie Mundo Novo belegene Haus des Kolonisten Hofmeister statt, bei welcher Gelegenheit die Wilden einen im Garten arbeitenden Mann tödteten und die Schwiegermutter, die Frau und drei Kinder des Hofmeister raubten. Vergebens verfolgten einige bewaffnete Deutsche die Wilden, welche

sich besser in den ungeheuren Urwäldern bewegten. Selbst Loskaufsversuche scheiterten an der Habgier des João Grande, eines entlaufenen Negers. Endlich schloß die Regierung mit dem Caciquen Doble, einer befreundeten und von der Regierung subssidirten Horde, einen Vertrag, worin sich jener verpflichtete, die Geraubten mit Güte oder Gewalt zurückzubringen, und fast nach Jahresfrist gelang es ihm, die Horde des João Grande zu überfallen und die Gefangenen zu befreien. Diese wurden denn im Triumphe nach San Leopoldo und von da nach Porto Alegre gebracht, nachdem man sie und die begleitenden Indier erst in Kleider gesteckt hatte, denn wir hatten in San Leopoldo die Ehre, die ganze Karavane in puris naturalibus zu sehen. Den Frauen und Kindern waren die Haare kurz geschoren und die Augenbrauen und Wimpern ausgerupft worden, was ihren echt deutschen Gesichtern ein so urindianisches Ansehen verlieh, daß man sie auf den ersten Blick von ihren Begleitern nicht zu trennen vermögend war. Die beiden Kinder, das dritte und kleinste war gestorben, hatten sich, so an die indianischen Sitten gewöhnt, daß sie nur ungern wieder in die Heimath zurückkehrten, während die Frauen nicht genug von ihren Leiden erzählen konnten. Als sie und ihre Befreier nebst dem Dolmetsch der Indier dem Präsidenten der Provinz Rio Grande vorgestellt wurden, hatten sich auch die lebenswürdigen Damen des Hauses, Gattin und Schwiegermutter des Präsidenten, zwei Engländerinnen, die sich lange in Deutschland aufgehalten und deren Vater, resp. Gatte, ein Deutscher war, auch im Empfangsalon eingefunden, um den armen deutschen Frauen ihr Mitleid über ihr ausgestandenes Elend und ihre Freude über ihre Befreiung auszusprechen. Dort erzählte der Dolmetsch eben die Geschichte des nächtlichen Kampfes der beiden Stämme und wies auf einen der anwesenden Wilden hin, der sich vertraulich auf die Schulter eines brasilianischen Offiziers gelehnt hatte, ihn als den Besieger und Töchter des João Grande bezeichnend. Der Wilde, ein hübscher, schlanker Bursche von stolzem Ansehen, nachdem er erfahren, was man von ihm gesprochen, nickte lächelnd mit dem Kopfe, griff in die Tasche seiner Beinkleider und überreichte mit einem kriegerischen Ausdrucke den erwähnten Damen ein Etwas, das sehr einem Stücke alten Schuhleders glich. Als die Damen das nicht zu appetitliche Etwas nach kurzer Betrachtung dem Dolmetsch übergaben, fragten sie ihn, was dies sei, worauf sie denn zu ihrem Staunen vernahmen, daß es das rechte Ohr des João Grande gewesen, welches der Sieger dem von ihm Getödteten abgeschnitten und als Siegeszeichen bewahrt habe. — Trotz dieses ausnahmsweisen Angriffs der Wilden auf eine Niederlassung und ihren traurigen Folgen, ist der Wilde von keinem Kolonisten zu fürchten, der ein gutes Gewehr und ein Paar tüchtige Hunde besitzt und nicht zu nahe am Walde wohnt. Immerhin sind sie fürchtbarer, als Herr Dr. Blumenau sie malt, doch wird Niemand, der nur halbwegs auf den Namen Mann Anspruch machen will, sich deshalb von einer Ansiedlung in Brasilien abhalten lassen, ebensowenig als bei uns Jemand vom Kaufe eines Bauernhofs abhünde, weil er möglicherweise von Räubern überfallen werden könnte. Jener Vorfall in Mundo Novo ist überhaupt seit dem schrecklichen Mordtage im Jahre

1828 im Rosenthale bei der Picada Feliz, wieder der erste folgenreiche Zusammenstoß der Wilden mit den Deutschen.

Uebrigens scheinen diese Verhältnisse keinen Bezug auf die Kolonie Dona Francisca in Sta. Catharina haben zu können, da unseres Erachtens überhaupt nie Wilde dahin kommen dürften. Herr v. Rodowicz hat zwar aus dem Herabrutschen einiger Wesen an einem Baumstamme auf Wilde schließen geglaubt, da er der Meinung ist, Affen sprängen nur ohne zu rutschen; doch kann sich Jedermann leicht in großen Menagerien, wo Affen gehalten werden, leicht davon überzeugen, daß die Affen auch den Rutschpartien nicht abhold sind.

Uebrigens genüge zur Beruhigung des Einwanderers in Südbrasilien, daß laut officiellen Mittheilungen der ganze Landstrich von Taquari in Rio Grande bis zur Kolonie Dona Francisca und von da bis Rio Grande zurück, nicht einen indianischen Stamm mehr enthält, daß also die zur Ansiedlung geeigneten Landstrecken von dieser Gefahr jetzt völlig befreit sind.

Hier mögen noch folgende officielle Urtheile hochgestellter Brasilianer über die Versuche ihren Platz finden, die unter dem Namen Cathequese zur Bekehrung und Zähmung der Wilden noch immer gemacht werden.

Im October des Jahres 1851 sagt der Vice-Präsident der Provinz Rio Grande, Senhor Patricio Correa da Camara in seinem Jahresberichte an die Provinzialversammlung wörtlich Folgendes: „Die Provinz hat zum Zwecke der Cathequese eine nicht unbedeutende Summe ausgegeben und zwar, wie man leider gesehen muß, ohne Resultat. Trotz aller gemachten Anstrengungen hat man die Indier noch nicht an bleibende Wohnsitze fesseln können; in den sogenannten Dörfern (aldeamentos) am Nonoahy und Guarita haben sich nur eine kleine Anzahl derselben niedergelassen, worunter der größte Theil solche waren, welche schon früher in Guarapuava angesiedelt gewesen. Nahm die Regierung, um die Indier zur Ansiedlung zu bewegen, hier oder dort Vertheilungen von Ackerwerkzeugen, Kleidern und andern Gegenständen an sich niederlassende Indianer vor, so kamen alle in der Nähe lebenden Wilden dahin; kaum aber hatten sie ihren Antheil empfangen, so verschwanden sie und kehrten in die Wälder zu ihrem unstäten Leben zurück. Man hoffte noch, daß die Indier von den Jesuiten durch den wohlthätigen Einfluß der Religion zur Unterwerfung gebracht werden dürften, doch auch diese scheinen entmuthigt zu sein. In ihren Korrespondenzen mit der Präsidentschaft bitten sie fortwährend um bewaffnete Unterstützung, um die Wilden in Respekt zu halten und die Brasilianer (wohl nur Farbige A. d. W.) vertreiben zu können, welche sich in ihrer Mitte niedergelassen und die Indianer von ihnen abgezogen haben. Dies beweist den Mangel an Uebergewicht der Jesuiten über ihre Neophyten und die Unwirksamkeit der Anwendung derjenigen moralischen Mittel, deren man sich bis jetzt bediente. Doch ist dieß Resultat kein überraschendes, weil es jedenfalls schwierig ist, daß sich Menschen, die einmal die Gewohnheit des müßigen und abenteuerlichen Lebens in den Wäldern haben, den regelmäßigen und beständigen Arbeiten unserer Gesellschaft unterziehen.“

„Die Geschichte zeigt überdies, daß die Jagdvölker die letzten sind, unter denen die Civilisation zur Herrschaft gelangt, und dann nur freiwillig, langsam und stufenweise, wie unabhängig von den Bemühungen anderer Nationen. Es ist daher meine Meinung, daß wir nicht versuchen sollten, etwas herbeizuführen, was von Andern und von der Zeit abhängt. Ueberlassen wir die Indier sich selbst und behandeln wir sie mit Güte, aber beschweren wir uns mit keiner noch so großmüthigen Abgabe, um sie des Lichtes und der Wohlthaten einer Civilisation theilhaftig zu machen, die sie in dieser Art nie annehmen werden. Wenn die Zunahme unserer Bevölkerung die Indier von allen Seiten auf einen kleinen Raum beschränkt und ihre durch die Jagd erzielten Hülfsmittel nicht mehr zu ihrer Existenz hinreichen, wenn neue Wünsche und neue Bedürfnisse in ihnen entstehen, die nicht auf die alte Weise befriedigt werden können, dann wird die Civilisation bei ihnen von selbst lebenskräftig und dauerhaft eintreten; für jetzt aber könnte man von den der Katechese gewidmeten Fonds keinen bessern Gebrauch machen, als indem man eine Abtheilung Waldjäger (Pedestres) aufstellte, wie sie schon früher bestanden, diesmal aber sie in Gestalt von Militärkolonien zum Schutze unserer Mitbürger gegen die Anfälle der Indier formirte.“

Es sind dies sehr weise und richtige Ansichten und die Folge hat gelehrt, daß die Versammlung sehr wohl gethan haben würde, wenn sie seinen Rath befolgt hätte. Schärfer, ja in einer Weise, die an die Behandlung erinnert, welche die Indier von den spanischen Eroberern erfuhren, äußert sich der Präsident der Provinz Sta. Catharina in seinem Berichte im Jahre 1854: „Ich bin der Meinung, daß man diese Wilden keineswegs durch Maßregeln der Milde zu civilisiren vermag, sowie, daß es besser wäre, sich ihrer zu bemächtigen und sie in die großen Städte zu bringen, um sie dort in den Arsenälen und andern öffentlichen Anstalten zu verwenden, als sie in Dörfern anzusiedeln, wo sie stets damit enden, ihre Wohlthäter zu ermorden, um dann in ihre Wälder zurückzukehren, noch fürchterlicher geworden durch die Kenntniß, welche sie im Gebrauche der Feuerwaffen erlangt.“

Endlich spricht sich der Präsident von Rio grande, Herr Cansansão de Sinimbu, in einem Berichte vom Jahre 1853 folgendermaßen aus:

„Wenn es sich darum handelt, einen Indianerstamm zu kolonisiren, so besteht die größte Schwierigkeit des Unternehmens darin, Jemand zu finden, welchen man zum Vortheile der Ureingebornen damit betrauen könnte. Leider sind jene Zeiten vorbei, wo der Christ seinen größeren oder geringeren Anspruch auf die Seligkeit nach der Anzahl der Seelen bemas, die er zu dem Kreuzesglauben bekehrte hatte, und sich im heiligen Eifer aus der civilisirten Gesellschaft verbannte, um sich in den Wüsteneien der Befehung der Heiden zu widmen. In unserer Zeit folgt Jeder nur den Eingebungen des Interesses, und es ist sehr schwierig, daß an der Wage desselben das Züngelchen sich nicht auf die Seite des Egoismus neige.

Wir können uns nicht enthalten, hier einen Beweis der deutschen-

freundlichen Gefinnung dieses ausgezeichneten Mannes aus demselben Berichte zu entnehmen und anzuführen.

Wir haben bereits oben erwähnt, daß eine deutsche Familie von den Wilden geraubt worden war. Die Nachbarcolonisten, nach vergeblicher Mühe die Wilden einzuholen, hatten die Befreiung der Gefangenen auf dem Wege der Unterhandlung versucht, indem sie dem erwähnten Caciquen Doble eine Summe Geldes dafür versprachen. Eine Subscription verschaffte die Mittel hinzu, welche einstweilen in der Provinzialkasse deponirt wurden. Nachdem die Familie befreit worden, übergaben die Deutschen das Geld dem Präsidenten, Herrn Gansansão, mit der Bitte, es Doble übermitteln zu lassen. Hierauf nun bezieht sich der folgende Passus des Berichts: „Es wurden einige Ausgaben gemacht, indem man die Indianer vom Pontão und Campo de Meio beschenkte, zur Belohnung für den wichtigen Dienst, den sie uns durch die Vernichtung des ruchlosen João grande und dessen Horde leisteten. Ebenso glaubte ich nicht zugeben zu dürfen, daß die von den Colonisten von Mundo Novo dem Caciquen Doble für die Befreiung der deutschen Familie versprochenen Summe wirklich von diesen gezahlt werde; ich befahl daher, sie aus der Provinzialkasse zu bestreiten und den Colonisten die Summe zurückzuerstatten, welche sie zu diesem Zwecke daselbst deponirt hatten. Derselben befreiten Familie ließ ich Kleider und Wäsche liefern und einige Unterstützung einhändigen. Ich hoffe, daß die Versammlung diese Anordnungen gutheißend wird.“ —

Einstimmig votirten die Deputirten diesen Posten des ohnehin überlasteten Provinzialbudgets.

Zum Schlusse wollen wir der Abstammung der Indier einige Worte widmen und Daten bringen, welche uns ein glückliches Ungefähr in die Hände spielte und die zur Aufklärung der dadurch berührten Streitfragen vielleicht einiges beizutragen vermögen.

Als die Portugiesen die heutige Provinz Bahia in Besitz zu nehmen begannen, fanden sie daselbst einen großen und kriegerischen Volksstamm vor, die Tupi's. *) Die älteren portugiesischen Geschichtschreiber, so wie ihre Nachfolger, lassen diesen Stamm, der eine unverkennbare Racen- und Sprachenähnlichkeit mit den bekannten Guarani's hat, aus Paraguay herführen; nur der Vater Guevara, ein spanischer Jesuit, der sich unendlich viel Mühe mit der Sammlung historischer Traditionen der indischen Stämme in Paraguay gab, erzählt uns in seiner Historia del Paraguay (Buenos-

*) Es ist dies wohl derselbe Stamm, welchen Epir und Martius Tupinambazes nennen, eine Verstümmelung des Tupi-Wortes „Tupinambã“, tapferer Tupi, ein Name, den sich dieser Stamm beilegte. Erst später, als sie nach langen Verfolgungen an der peruanischen Grenze ein Asyl fanden, nannten sie sich Cucama, Todesverächter. So heißen sie noch heutzutage und wurden von uns weiter oben bereits erwähnt.

Ayres 1839), daß Guarani und Tupi gemeinsam das Centrum und den südlichen Theil Brasiliens inne hatten, und daß, wahrscheinlich in Folge innerer Zwistigkeiten, sich dann erst die Guarani nach Paraguay wandten, indeß die Tupi in Brasilien blieben. Diese Behauptung näher zu begründen, ist indeß bei Völkern, die so ganz jeder Art schriftlicher Ueberlieferung, jedes Monumentes oder Bauwerkes, ja sogar fast jeder gleichlautenden mündlichen Tradition entbehren, sehr schwer. Das Einzige, was uns einen Fingerzeig, aber auch einen wirklich merkwürdigen, über die Abstammung dieser Völkerschaften zu geben im Stande ist, wäre eine Untersuchung der Sprachen derselben. Wir versuchen einige Mittheilungen über die der alten Tupi.

Man nennt die amerikanischen Ursprachen polysynthetische, weil die Wörter derselben aus Sylben zusammengesetzt sind, deren jede einzeln einen Begriff ausdrückt und die in ihrer Gesamtheit irgend eine Bezeichnung umschreiben. Auch die Tupi-Sprache entzieht sich dieser Eigenthümlichkeit nicht und so heißt in ihr z. B. der Mensch a-pe-hau-à, „Thier in aufrechter Stellung“; einen See nennen sie e-pa-u-à, „Menge gestauten Wassers“, u. c.

Aber trotz dieses polysynthetischen Charakters der Tupisprache glauben wir in jeder dieser einzelnen, selbstständigen Sylben ein altes ägyptisches oder koptisches Wort, häufig noch in seiner ursprünglichen Reinheit, natürlicherweise aber noch häufiger mehr oder minder verstümmelt, zu erkennen.

Es haben daher jene, welche behaupten, daß die amerikanischen Sprachen semitischen Ursprungs sind, wie es scheint, nicht so ganz Unrecht. Das Studium der Guichuà-, Tupi- oder Guarani-Dialekte kann hierfür den Beweis liefern.

Die Tupisprache entbehrt derselben Buchstaben, wie das koptische Alphabet.

Der ägyptische Hauchlaut der damotischen Schrift, den die Orientalisten mit kh versinnlichen, existirt in der Tupisprache ebenfalls und wird von den Tupisten mit hy orthographirt.

Die Grammatik dieser Sprache ist so einfach, wie die koptische und hebräische, und gewisse Beugungen in der Conjugation der Zeitwörter weichen fast in nichts vom Ägyptischen ab. So wird im letzteren das Zeitwort durch Anhängung der Sylbe nai in das Präteritum gesetzt*), was im Tupi mittels des Affixes an geschieht. Das Futurum des ägyptischen Zeitwortes bildet man durch Beifügung ere, wie im Tupi durch ira oder iura. Eben so werden, wie in den alten semitischen Sprachen die Kollektiv-Namen gebildet, indem man die Benennung der Gattungseinheit wiederholt. So z. B. heißt im Hebräischen eine krumme Linie gal und eine Kreislinie galgal. Im Tupi heißt der Fisch pirà und eine Menge Fische pirà-pirà; eine Baum meurà, eine Baumpflanzung meurà-meurà.

Betrachten wir nun die Etymologie einiger Tupi-Vocabeln.

*) Grammaire Egyptienne par Champollion le Jeune. pag. 414.

Bò oder bà bedeutet im Egyptischen Baum, so wie bà im Tupi; noch heute endigen in Brasilien viele Baumnamen mit dieser Silbe: timbad-ba, cabriuba, bacaba, pindoba, massaranduba u. c.

Huepè — eins. Nach Hrn. Morgan Cavanagh war es zuerst der Mond und nachher die Sonne, welche dem Menschen den Begriff der Einheit versinnlichten, woher es kommt, daß in vielen Sprachen die Wurzel von Eins Mond oder Sonne bedeutet; und wirklich ist auch hier das Wort huepè zusammengesetzt aus dem koptischen männlichen Artikel pè und obh, der Mondgott (Deus Lunus).

Hôca — Haus, ist im Quichua-Dialekte Huacè, im Griechischen οἶκος, abgeleitet aus der ägyptischen Wurzel oik.

Ta-chau-à, Fürst, Häuptling; kommt vom Egyptischen schaa, — Leiter, Führer, Kopf — und von to, Land, Gegend.

Remaité, anbeten. Im Egyptischen bedeutet mai lieben, verehren, hulbigen; re, Gott; té ist in der Tupisprache eine Vermehrungspartikel und bedeutet: außerordentlich.

Ara, Tag, kommt vom ägyptischen ra, Sonne, und von aa, bestehen, leben wirken.

Amana, Regen. Im Egyptischen bedeutet amoni verbergen, einhüllen. In der Tupisprache heißt deshalb auch der Winter amana-ara, wörtlich Regentag, in der Ableitung: Tagverberger.

Peutuna, Nacht. Pot hat im Egyptischen die Bedeutung verschrecken, verjagen, und ooun heißt das Licht, also Lichtverschucher, peutuna.

Apehauà, Mensch. Im Egyptischen gab man den Namen apauà dem Häuptling eines andern Landes. *) Konnten nicht die ersten Einwanderer in Brasilien diesen Titel angenommen haben? Abgesehen von dieser nicht ganz unwahrscheinlichen Hypothese giebt das apehauà analysirt apè-ha-cou; im Egyptischen bedeutet apè Kopf, ha zu, gegen und cou Himmel.

Homanàm, sterben. Auf Egyptisch heißt ho Gesicht, sowie mouè Glanz, Licht, Farbe bedeutet; das Anhängsel non aber drückt ein Aufhören aus u.

Als besonders merkwürdige Coincidenz ist noch anzuführen, daß in der ägyptischen Sprache tepainaa der große Geist bedeutet, während die Gottheit in der Tupisprache mit Tupana bezeichnet wird, dessen Ableitung aus dem Egyptischen überdies noch mittelst der Sylben tout, alles, und pac, verbrennen, also Alverbrenner geschehen kann, was dann mit dem Worte tupà, Blik, zusammengehalten, der griechischen Idee des Donnergottes, Zeus, entspricht. Selbst der Name Tupi, welchen sich die ersten Einwanderer dieses Stammes gaben, ähnelt dem ägyptischen tupsi, welches „Söhne von Thebas“ bedeutet, indem tup der mythische Name für Thebas ist, so daß die Vermuthung nicht ferne liegt, die Tupi's seien dem alten Egypterlande, wohl gar der hundertthorigen Stadt entsprossen.

In der Ethnologie vieler Wörter liegt zugleich ein Theil Mythe, der

*) Champollion le jeune. Dictionnaire egyptien en écriture hiéroglyphique.

altgriechischen ähnlich. Wir haben schon auf die Aehnlichkeit des Gottes Tupana mit dem donnernden Griechengotte hingewiesen. Eben so läßt sich der Stammmame Tupi mit „Söhne des Blizes“ übersetzen, ähnlich den griechischen Göttern, Halbgöttern und Söhnen des Zeus. Ein diesen unterworfenen Geschlecht, die Giganten, empören sich. Die Giganten sind aber nichts anderes, als „die Söhne der Erde,“ im Gegensatz zu den „Göttersöhnen“. Gua kommt von dem ägyptischen Kah, Erde; ra, welches das rein ägyptische Wort ra ist und produziren, Erzeugung, Erzeugniß bedeutet und endlich von ni, dem Vorworte aus oder von. Mitthin bedeutet Guarani wörtlich „aus Erde erzeugt.“ Daß es endlich auch Zwistigkeiten der herbsten Art zwischen beiden Stämmen gegeben, die mit der Exilirung des Einen endeten, darüber sind die mündlichen Ueberlieferungen Beider einig.

Der Sprache und der Tradition zufolge stammen diese Völker aus dem alten Wunderlande Egypten. Die Schwierigkeiten einer Verbindung zwischen der alten und neuen Welt sind wohl sehr groß gewesen. Aber wir haben doch die historische Gewißheit, daß schon mehr als 13 Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung Tyrus wenigstens das mittelländische Meer besuchte, daß selbst Römer und Griechen, geschweige denn die seefahrtkundigen Karthager die glücklichen Inseln jenseits der Säulen des Herkules auch ohne Kompaß zu finden wußten.

Hat man doch durch Entzifferung der Hieroglyphen von Votan den Beweis nahezu hergestellt, daß Mexiko von den Phöniziern besucht worden und sprechen nicht auch die Edda und andere alte skandinavische Handschriften von Erik Rauba und seinem Sohne Leif, von Thorfinn und Thorbrandson und der durch sie bewirkten Verbindung der alten Welt mit Amerika?

Endlich erzählt uns die Sage, in deren Gewand die Geschichte jener Zeiten oft sich einzuhüllen gezwungen war, daß im Jahre 3387 der unglückliche Necho II. von Egypten durch phönizische Schiffer ganz Afrika umschiffen ließ, die vom rothen Meere ausgehend und auf ihrer Fahrt stets der Küste folgend, endlich nach manchem Jahre im Nile einliefen.

Auch die peruanische Ueberlieferung erzählt uns, daß zur Zeit des großen Inka Pachacutec ein Haufen aus Asien herübergekommener Einwanderer sich im Hafen von Arica festgesetzt hätte, wo er dann von den Peruanern besiegt und zinspflichtig gemacht worden wäre.

Endlich besitzen wir Mittheilungen von Zeitgenossen, welche darthun, daß auch Araber der spanischen Halbinsel, Venetianer und sogar ein Pole in dänischem Seedienst Amerika schon lange vor Columbus betreten haben sollen.

Den Schluß zu ziehen, ob es wahrscheinlich oder nicht sei, daß Egyptianer oder ein ihnen verwandter Stamm an die brasilianischen Küsten gelangt und so der Vater der Ureingeborenen Amerika's geworden sei, nach dem Vorstehenden zu entscheiden, können wir getrost den deutschen Fachgelehrten überlassen; nur fügen wir noch die Bemerkung bei, daß, was Haare, Gesichtsförmung, Hautfarbe und Körperbildung betrifft, die südamerikanischen Volksstämme, besonders die gezähmten, den Negern, wie wir sie in Un-

garn sehr oft zu sehen Gelegenheit hatten, zum Verwechseln ähneln; und die Blüge dieses Stammes sucht man ja doch auch zumeist in Egypten.

III.

Die Sklaven.

Wir kommen jetzt zu einem äußerst kitzlichen Objecte der Darstellung, zur Schilderung des Sklavenwesens in Brasilien.

Die Theorien eines Wilberforce, unterstützt von dem Nimbus, welcher in den Augen des europäischen Festlandes die Institutionen Englands umgiebt, sowie von den gewichtigen Worten eines Alexander von Humboldt, illustriert durch Mrs. Harriet B. Stowe, haben sich in den Gemüthern der gebildeten Menschheit so eingebürgert und beruhen auch auf in prinzipieller Hinsicht so richtiger Begründung, daß derjenige, welcher an diese Theorien, wenn auch auf Grund des wirklichen Lebens, zu tasten wagt, schon von vorneherein der Verfeinerung seiner Absichten anheimfällt. Indes, man muß nicht das Uebel der Sklaverei denen in die Schuhe schieben, welche diese Gelegenheit benutzen, wohlfeile und tüchtige Arbeitskräfte zu erwerben, sondern der Grund hiefür liegt in den Regern selbst und insolange es nicht gelingt, diese im heimischen Afrika einer besseren Auffassung ihrer Lebensaufgabe zuzuführen, ist der Sklavenhandel, allseits richtig aufgefaßt und durchgeführt, fast eine Wohlthat zu nennen.

Alle im innern Afrika Reisenden, besonders die Deutschen, Riffonäre nicht ausgenommen, sind darin einstimig, und die Dres. Barth und Vogel weichen in ihren Angaben davon ebenfalls nicht ab, daß die staatlichen und Familienzustände der Schwarzen unter den menschlichen Einrichtungen am tiefsten stehen, und empfehlen wir jedem den Aufsatz von H. Emmerich in den Hausblättern von 1856 zu lesen, der ein kurzgefaßtes, aber äußerst anschauliches, auf die besten Autoritäten gestütztes Bild von der „Urheimath Onkel Toms“ giebt.

Die Neger haben seit undenklichen Zeiten einer zu großen Vermehrung ihrer Race durch unaufhörliches, von den größten Grausamkeiten begleitetes Kriegsführen unter den einzelnen Stämmen selbst gründlich entgegengearbeitet. Erst als sie fanden, daß ihre Feinde ihnen lebend mehr Nutzen schafften, als nach ihrem Tode, machten sie Gefangene und verkauften sie als Sklaven. Und seitdem der Sklavenhandel nicht mehr florirt, sind die heimischen Fehden so grausam wie zuvor, Verwundete und Gefangene werden zu Tausenden niedergemetzelt oder den Qualen des Hungertodes überliefert.

Der als Sklave verkaufte Neger bedauert nichts, als die guten Zeiten, da er nicht arbeiten mußte, sondern da sein Weib das Allernothdürftigste besorgte. Die Sehnsucht nach dem dolce far niente und nicht das Heimweh, wie viele Sentimentale glaubten, thut ihm in der ersten Zeit Abbruch. So gesunde, regelmäßige Nahrung, als in der Sklaverei, hat er nie gehabt, so sorgsam ist er nie behandelt worden. Sein Leben befindet sich in einer Sicherheit, die selbst Fürsten seines Landes nie genossen und

die Strafwerkzeuge seines Aufsehers sind im Vergleich zu der im Vaterlande gewöhnlichen Behandlung milde Ermahnungen.

Der in die Sklaverei geführte Neger, lernt zum erstenmale denken, zum erstenmale sieht er und hält er Ordnung, ihm stehen die Wege zu den Anfängen der Kultur nicht allein offen, er wird hiezu sogar gezwungen, eine Aufgabe, die sich bis jetzt in seinem Vaterlande als undurchführbar bewies.

So vortheilhaft nun schon dieser physische und intellektuelle Umschwung in den Zuständen des Negers an und für sich ist, so könnte er den Menschenfreund nicht befriedigen, wenn diese Umbildung damit zu Ende wäre. Für das Weitere aber hat die wahrhaft humane Gesetzgebung Brasiliens gesorgt. Jeder Sklave, der so weit zur Vernunft und zum Gefühle der Menschenwürde gelangte, daß er sich nach Freiheit sehnt, hat die Gewißheit, durch Fleiß und Ausdauer selbe erlangen zu können. Der Sklave in Brasilien kann Eigenthum besitzen; er hat zur Erwerbung desselben seine Freistunden, oder es erlauben ihm seine Beschäftigungen einen Gewinn. Besitzt er so viel, als sein Ankaufspreis ausmacht, so muß ihn sein Herr gegen Erlegung dieser Summe freigeben.

Schon in der Sklaverei empfängt er den nothdürftigsten Religionsunterricht und zeigt er sich besonders gewandt und treu, so werden ihm auch die Elementargegenstände beigebracht. Wir kennen Sklaven, die mehrere Sprachen sprechen, ein Instrument spielen u. dgl. Jedenfalls wird gesucht, jeden einigermaßen befähigten Sklaven zu irgend einem Handwerk oder einer hervorragenden Beschäftigung heranzubilden, da hiebei der Vortheil des Herrn der gewichtigste Schutzpatron der Sklaven ist.

Ist derselbe einmal frei, so stehen ihm und seinen Kindern die Schutten des Landes, wie jedem andern Brasilianer, unentgeltlich offen. Er tritt mit dem Tage, an dem er den Freibrief erhalten, in den vollen Genuß aller staatsbürgerlichen Rechte und Pflichten ein.

Da aber voraussichtlich der aus der Sklaverei Befreite schwerlich je jenen Grad von bürgerlicher Selbstständigkeit und von Wissen erlangen dürfte, welchen der Posten eines Deputirten oder Senators erfordert, so ist ihm durch das Gesetz weise dieses Ziel verschlossen, während seine Kinder aber vollkommen gleiche Ansprüche darauf mit allen übrigen Landeskindern theilen.

Betrachtet man nun die Lage der freien Farbigen in Brasilien im Vergleich mit der ihrer freien Stammesgenossen in Afrika, so muß jeder Unpartheische gestehen, daß die Sklaverei jedenfalls die entschiedene Lichtseite hat, daß sie durch das freilich bittere Mittel der gezwungenen Knechtschaft aus der größten Barbarei, die erdenklich ist, den Neger, wenn auch nicht jedes Individuum, doch die Race in die Reihe der Kulturvölker führt.

Zur Freiheit aber gelangen alljährlich Tausende von Sklaven; die Einen durch Loskauf; Andere werden von ihren sterbenden Herren durch testamentarische Verfügungen, Andere zum Lohne ihrer Treue und Ergebenheit, wieder Andere, besonders solche, welche nun heimkehrenden Euroväern angehörten, bei Gelegenheit der Abreise befreit. Am häufigsten aber

erhalten Sklavinnen ihre Freiheit, entweder durch freiwilligen Entschluß ihrer Herren oder dadurch, daß sie bei Gericht angeben, von ihren Herren zur Mutter gemacht worden zu sein.

Freilich bleibt der unendlich überwiegende Theil die ganze Lebenszeit, oft mehrere Generationen hindurch Sklaven, aber es ist dies meist nur die nachlässige, faule, geistesbeschränkte Mehrheit der Individuen einer Race, die an und für sich nicht zu den Begabten gezählt werden kann.

Wer ein echter und gerechter Brasilianer ist, verkauft keinen seiner Sklaven, am allerwenigsten solche, welche unter seinem Dache geboren worden. Solche Sklavenkinder wachsen im Herrenhause meistens unter der mütterlichen Sorgfalt der Herrin auf und sind die Spielkameraden ihrer künftigen Herrschaft. Zum Verlaufe kommen nur unverbesserliche Deserteure und Säufer, die man wegzugeben gezwungen ist, da sie die ganze Sklavenschar anzustecken vermögen. Dann solche aus Erbschaften, die in mehrere Hände übergehen und deshalb, der Vertheilung des Erlöses wegen, zur Auktion kommen, oder endlich solche, welche die Noth des Besitzers auszubieten zwingt. Doch können Familien nicht getrennt werden. In dem Falle, wo die dringendste Noth den Sklavenbesitzer zwingt, einen seiner Schwarzen zu verkaufen, wird der zum Verkauf bestimmte mit der schriftlichen Erlaubniß versehen, sich zu einem gewissen Preise einem ihm zusagehenden Herrn selbst anzubieten, und erst dann an den Nächstbesten verkauft, wenn er keinen solchen findet.

Es hat sich zwar in der neuesten Zeit eine Spekulantenklasse gebildet, welche die nördlichen, seit dem Sklaveneinfuhrverbote der Arbeitskräfte ermangelnden Provinzen aus den südlichen, welche bereits fremde Kolonisten haben, mit der gesuchten Waare versehen und den Nothstand mancher Besitzer benutzen, um sie zu Verkäufen, die ihrem innersten Gefühle widerstreben, zu zwingen. Der gesunde, edle Sinn des Brasilianers greift aber hier oft hemmend ein. So befand sich der Verfasser im Jahre 1854 eben auf der Polizeidirection in Rio de Janeiro, als eine junge, sehr hübsche Sklavin, die man überall für eine Weiße pur sang gehalten hätte, von einem derlei Spekulanten zum Zwecke der Erlangung eines Passes dahin gebracht wurde. Dieser würdige Herr hatte jene funfzehnjährige Perle irgend wem in der Provinz abgedrückt und wollte sie nach dem Norden bringen, wo solche Waare sehr begehrt ist. Dr. Siqueira, der Polizeichef, examinierte die Papiere sehr scharf, und als er endlich gegen die Nichtigkeit derselben nichts einzuwenden fand, das Mädchen, wenn auch weinend, die Aussage seines Herrn bekräftigte, wandte er sich an die Anwesenden und forderte sie zum Loskauf des Mädchens zu dem Ankaufpreise auf, indem er mit gutem Beispiele voranging und eine namhafte Summe zeichnete. In kürzester Zeit war die im Kaufbriefe verzeichnete Summe beisammen und dem Sklavenhändler durch notariellen Akt übergeben. Der Mann mußte sich diesem ganz gesetzmäßigen Verfahren fügen und mit langem Gesichte abziehen. Das Mädchen aber, dessen Freudeausbrüche wir nie vergessen werden, wurde an eine würdige Familie übergeben, bis fortgesetzte Subscriptionsen es ermöglichten, sie in ein Pensionat zu bringen.

Kann man Angesichts einer solchen Scene behaupten, die Sklaverei verhärtete die Herzen? Jeder der anwesenden Brasilianer besaß Sklaven; würden Sklavenbesitzer in Nordamerika wohl etwas Aehnliches thun?

Aber nicht allein in Bezug auf den Verkauf haben die Verhältnisse der Sklaven in Brasilien durch das absolute Verbot der Sklaveneinfuhr eine Verschlimmerung erfahren, sondern auch in Hinsicht auf ihre Freilassung und auf die Schwere ihrer Arbeit.

Als man noch seinen Bedarf an Arbeitskräften mit einer kleinen Summe zu decken vermochte, war es im Interesse des Herrn, seinen Sklaven ein anspornendes Beispiel zu geben, indem er von Zeit zu Zeit besonders guten und treuen unter ihnen die Freiheit schenkte. Diese Individuen blieben dann in der Fazenda als freie Arbeiter, Aufseher &c. zurück, wurden auf gleichem Fuße wie andere Freie gehalten und wirkten so auf die Masse der andern sehr ermutigend ein.

Bei dem damaligen geringen Preise der negros novos verlangte man auch nicht so strenge Arbeit und konnte Arme genug für jeden Zweig der Geschäfte haben.

Jetzt, wo besonders im Norden die Plantagen aus Mangel an Arbeitern einzugehen drohen, wo außer der unendlichen Schwierigkeit, sich neue Sklaven zu verschaffen, auch noch die Cholera und das gelbe Fieber unter dem farbigen Nachwuchse im Lande gräßlich aufgeräumt haben, kann sich der Pflanzer nur mit äußerster Anstrengung vor gänzlichem Ruine sichern. Es wird ihm daher nicht beifallen, gerade in dieser Calamität sich freiwillig seiner besten und tüchtigsten Arbeiter zu berauben, indem er ihnen die Freiheit schenkt. Er wird im Gegentheil alle ihre Kräfte, selbst über Gebühr, anstrengen und so bald ein eben so grausamer Sklavenhalter werden, wie je einer in Louisiana oder am Cap lebte.

Andererseits wird Miskuth, Uebelwollen und Heimtücke unter den Negern in Folge der ungewohnten Behandlung einreißen und ehe man sich es versteht, steht wenigstens der brasilianische Norden am Vorabende von Schauderscenen à la San Domingo.

Nicht genug aber, daß die Plantagenarbeiter außergewöhnlich hart gehalten werden, auch die große Masse der Sklaven, welche bis jetzt in den Städten mit tausend leichten Beschäftigungen sich und ihre Herren ernährten und von Jugend auf an keine schwere Arbeit gewöhnt sind, werden hart darunter leiden. Die Pflanzer, welche keine neuen Neger aus Afrika bekommen können und durch die große Sterblichkeit der Creoulo-Neger in dringendster Gefahr, gänzlich zu verarmen, stehen, kaufen um enorme Summen auch solche Stadtneger auf, die dann der ungewohnten, strengen Arbeit bald unterliegen und selbst im besten Falle doch nur ein neues, kräftiges Ferment zu der bereits vorhandenen Unzufriedenheit unter den Sklaven liefern.

Das unbedingte Sklaveneinfuhrverbot hat also bis jetzt für die schwarze Race nur zwei große Nachtheile statt der erwarteten Vortheile gebracht:

1. In der Heimath hören die Fehden, welche bis jetzt die Sklaven lieferten, deshalb nicht allein nicht auf, sondern sie vermindern sich auch

nicht; nur finden es die Krieger für vortheilhafter, die Gefangenen zu tödten, als sie ferner nutzlos zu füttern.

2. In Brasilien ist der Pflanzer durch seine eigene bedrohte Existenz gezwungen, die traditionelle brasilianische Milde zu verläugnen und durch ein System voll Härte und Grausamkeit die unglücklichen Nachkommen Ham's zu dezimiren. Eine statistische Vergleichung der Sterblichkeit unter den Negern in dem ersten Viertel dieses Jahrhunderts mit den letzten sechs Jahren würde schaudererregende Daten liefern. Es bestätigt sich auch hier, daß blinder Eifer nur schadet. Die Verfolgungen der Sklavenschiffe durch Kreuzer und die Gleichstellung eines Sklavenhändlers mit einem Piraten hatte eine unerhörte Grausamkeit gegen die eingeschifften Neger, aber keine Erleichterung ihres Looses zur Folge. Verfolgt und in Gefahr, aufgegriffen zu werden, um die Raanoden ihres eigenen Schiffes zu jieren, zogen solche Händler es vor, ihre ganze lebendige Waare in's Wasser zu werfen. Erst nach unzähligen Grausamkeiten dieser Art kam man dahin, von jener Bestimmung abzukommen. Und so wäre manche durchdachte Aenderung auch in diesem System gewaltsamer Unterdrückung zu wünschen, worüber Andeutungen zu geben, wir uns in Hinsicht auf den Zweck dieses Buches, den Auswanderern zu nützen, enthalten müssen.

Die Folgen, welche jene Behandlung auf das Schicksal der Schwarzen dies- und jenseits des Oceans ausgeübt, haben wir bereits erwähnt, aber auch Brasilien leidet schwer und gewissermaßen unheilbar darunter.

Es folgt hierin freilich nur den Vorgängen auf Jamaica, wo seit der unvernünftigen Sklavenemancipation der frühere Reichtum und die frühere Kultur des Landes der allgemeinen Verwilderung und Verarmung gewichen ist.

Noch hat Brasilien Sklaven, aber wie wir erschöpfend dargethan, werden wenige Generationen hinreichen, sie zu extirpiren. Wie der Zuckers- und Kaffeebau darunter gelitten, weiß nicht allein jeder Kaufmann, sondern jede sorgsame deutsche Hausfrau, da für ihren Tisch Colonialzucker meist unerschwinglich ist.

In diesem Jahre 1856 allein wurden in Brasilien gegen das Vorjahr 20,000 Tonnen Zucker (400,000 Centner) weniger erzeugt, ein ganz artiger Ausfall in dem Wohlstande und dem Budget eines Landes.

Doch das ist es eben, worauf England hinarbeitet. Diesem Uebel entgegen zu arbeiten giebt es nur ein Mittel, dessen Erfolg sicher ist, und das ist die massenhafte Einwanderung fremder Arbeiter. Dieses Bewußtsein ist allmählig in das brasilianische Volk gebrungen und aus diesem Bewußtsein stammt auch der Umstand, daß wir, obgleich wir den Sklavenhandel der angeführten Gründe wegen für nicht so verwerflich und unter gewissen Modifikationen sogar für zulässig und zweckdienlich halten, eben so gegen ihn eingenommen sind, wie es nur der blindeste Abolitionist sein mag. An jene Ueberzeugung lehnt sich auch noch der Grund, daß Brasilien ohnehin bereits des gemischten Blutes mehr enthält, als es für die gesunden Verhältnisse des Staats- und bürgerlichen Lebens gut ist. Aus dem Umstande, daß die Arbeit das Symbol des Sklaven ist, resultirt wei-

ter, daß Unthätigkeit und Wohlleben das Merkmal der Freien ist, mit einem Worte, daß Arbeit schändet. Dies geht so weit, daß kein Freier auch nur ein Buch in der Hand tragen würde, indem Lasttragen Sklavenarbeit ist. Der Schaden, den ein solches Vorurtheil dem Lande bringt, ist wohl größer, als aller Nutzen, welchen der Sklavenhandel gewähren kann.

Für den deutschen Einwanderer aber speziell bringt die Sklaverei den Nachtheil, daß er als Handwerker trotz fleißiger und geschickter und darum langsamer Arbeit schwer mit seinem Nachbar concurriren kann, der ein Duzend Sklaven beschäftigt und mit ihrer Hilfe, gut oder schlecht, aber schnell dem Auftrage des Kunden entsprechen kann, der oft gar nicht im Stande ist, den Unterschied in der Arbeit zu schätzen. Nur in großen Städten, wo europäischer Luxus Platz gegriffen, geht es nicht mehr so, und alle Plätze im Handwerke, welche mehr Geschick verlangen, müssen von Weißen besetzt werden, da die farbige Race weniger eigentliches Geschick, als Nachahmungstalent besitzt. Endlich schließt sich noch das peinliche Gefühl, den Menschen wie ein Thier oder ein lebloses Ding verhandelt zu sehen, den Gründen an, warum wir für Abschaffung der Sklaverei stimmen.

Lassen wir nun diese Betrachtungen und beobachten wir in etwas das Loos des brasilianischen Sklaven, wie es sich bis jetzt gestaltete, insofern es in dem Vorhergehenden nicht schon enthalten ist.

Die nach Brasilien frisch eingeführten Neger heißen *negros novos*, neue Neger, ; solche, welche schon einige Zeit daselbst sind und Portugiesisch gelernt haben, nennt man *Ladinos* und den in Brasilien gebornen Nachwuchs derselben *Creoulos*. Ein Negerjunge heißt *moleque*, ein Negermädchen *mucama*. Freigelassene Negerklaven heißen *negros forros* zum Unterschiede von den *libertados*, worunter man die freigelassenen Farbigen versteht.

Die Mischungen der ursprünglichen Racen und ihre Resultate haben wir bereits weiter oben aufgezählt. Die Kinder einer Sklavin sind wieder Sklaven, wenn sie nicht durch ihren eigenen Herrn erzeugt wurden und die Mutter diese Thatsache vor Gericht geltend gemacht hat.

Eine weitere Unterscheidung der Sklaven besteht in ihrer Beschäftigung; auf dem Lande sind sie Ackerbauer, Viehhirten, und leisten dort, wie in der Stadt, alle jene Dienste, welche in Europa auf dem Proletariat ruhen. Jeder Handwerker in der Stadt, mag er ein freier Farbiger oder ein Ausländer sein, sucht Neger zu kaufen oder wenigstens zu miethe, welche er als Lehrlingen oder Gesellen verwendet. Wenn die Neger sehr früh hiezu genommen werden, gelangen sie bald in Allem zu großer mechanischer Fertigkeit; doch ist es ein unwiderlegbares Zeugniß der Inferiorität ihrer Race, daß sie zu nichts verwendet werden können, wo die Denkkraft als eigenes Ermessen erscheinen soll; z. B. wird man bei jedem Schneider einige Farbige als Gesellen finden, nie aber einen Schwarzen als Zuschneider, während Mulatten sehr häufig dies Geschäft erlernen.

Die Sklavenbesitzer in Städten leben oft nur von ihren Sklaven, die sie entweder an Andere vermiethe oder denen sie Erlaubniß zu irgend

einem Gewerbe gegen eine Abgabe von gewöhnlich $1\frac{1}{2}$ Patakas täglich ertheilen. Starke Neger können als Lastträger in Hafenstädten sich des Tages oft an 2 Milreis und mehr verdienen und sich in kurzer Zeit loskaufen.

Die Sklavinnen werden ebenfalls vermietet, und zwar häufig als Ammen, da leider in Brasilien das Selbststillen außer Mode ist.

Der Herr ist aber selbst bei Vermietung seines Sklaven an die Berücksichtigung der Wünsche desselben gebunden; so kann er ihn z. B. nicht an Jemanden vermietten, der mit Grund als grausam bekannt ist; auch kann er seine Sklavin nicht gegen ihren Willen in ein Haus der Freude geben.

In den Strafen ist er ebenfalls durch weise Gesetze beschränkt; er darf wohl seinen Sklaven durch Schläge mit der Sibate, dem spanischen Rohr, züchtigen, doch darf dies nie bis auf's Blut und über eine gewisse Anzahl Hiebe hinaus geschehen. Hat der Sklave eine schwere Strafe verdient, so hat ihn sein Herr vor die nächste Polizeibehörde zu bringen, wo er dann nach Maßgabe seines Vergehens bestraft wird, und wofür der Herr eine Gebühr zu entrichten hat, Gründe genug, daß sich Beide vor diesem Gange möglichst hüten.

Auch eine der Landesitten verhindert zu harte Strafen und wirkt mildernd auf das Sklavenwesen ein. Hat ein Sklave etwas begangen, wofür er mit Recht oder Unrecht einer schweren Strafe entgegensteht, so flüchtet er sich zu einem der Nachbarn seines Herrn und bittet ihn, diesmal sein Padrinho, Bathe, sein zu wollen. Ist es nun zum ersten Mal oder sind dem Nachbar mildernde Umstände bekannt, so giebt er dem Sklaven, dessen Padrinho er dadurch wird, einen Brief an seinen Herrn mit, worin er ihn um Gnade für den Uebelthäter bittet, welche Bitte nicht zu achten, für die größte Beleidigung gehalten wird.

Uebrigens sind bis jetzt die Sklaven zur Arbeit nie strenge angehalten worden, und wenn man die Leistungen eines solchen, der z. B. als Lastträger für eigene Rechnung arbeitet, mit denen vergleicht, welche ein fauler Sklave unter Anleitung eines noch fauleren Factors vollbringt, so wird man den Unterschied wahrlich erstaunend finden.

Bei Fremden, welche Neger besigen oder mietzen, müssen sie dann freilich mehr thun und man kann behaupten, daß der Europäer ein ziemlich harter Herr ist.

Wird ein Sklave flüchtig, so giebt sein Herr das Signalement desselben an den nächsten Polizeibeamten und läßt es gewöhnlich mit dem Versprechen in die Zeitung rücken, Demjenigen, welcher denselben zurückbringt, eine entsprechende Belohnung zu bezahlen. Zur Auffuchung und Verfolgung der Neger im Innern bestehen die Capitães do matto, Waldhauptleute, eine Charge, welche ungefähr unsern Flurschützen entspricht. Diese sind meist Farbige, mit Trabuco und Säbel versehen. Dem flüchtigen Sklaven darf aber keineswegs weder am Leibe noch am Leben zu nahe getreten werden, wie in Nordamerika geschieht, sondern nur, im Fall solcher

bewaffneten Widerstand leistet, ist es erlaubt, gegen ihn auf gleiche Weise vorzugehen.

Die Untersuchung ist bei einem solchen Ereigniß so strenge, daß die Capitaes do matto es auch sehr selten und nur im äußersten Nothfalle auf den Gebrauch der Waffen ankommen, sondern den Sklaven lieber laufen lassen.

In den Wäldern des Nordens geschieht es hingegen nicht selten, daß sich ganze Ansiedlungen von entflohenen Sklaven, quilombos, bilden, welche eine große Anziehungskraft auf die nächsten Pflanzungen auszuüben nicht verfehlen. Sie wachsen oft so an, daß sie im Vertrauen auf ihre Stärke schon Plantagen angegriffen und ausgeplündert haben, wo dann Mord und Nothzucht und alle Schrecklichkeiten nicht fehlen. Die Regierung ist deshalb genöthigt, Streifzüge des Militärs und der Nationalgarde gegen solche Quilombos anzuordnen, wo dann bei dem oft verzweifeltsten Widerstande derselben grausame Repressalien genommen werden.

Die neuerliche Entdeckung der Goldminen am Turry-Affu, dem brasilianischen Kalifornien, geschah durch solche Quilombos, die sich dadurch verriethen, indem einzelne Schwarze mit Goldklumpen und Körnern die Lebensmittel bezahlten, welche ihnen ihre heimlichen Freunde verschafften.

Der Sklavenhandel florirte, wie wir bereits erwähnt, trotz englisch-französisch-nordamerikanischer Kreuzer wie sonst und es schien, als ob die Kühnen Seeleute einen Reiz an diesem Geschäfte fänden, seitdem es mit Gefahren verbunden war. In Brasilien einmal gelandet, waren sie gegen die Verfolgungen gesichert und der hohe Preis ihrer Waare entschädigte sie hinlänglich für die ausgestandenen Gefährdungen.

Erst seit Brasiliens Regierung energisch die Unterdrückung dieses Handels und die Verfolgung der Sklavenschiffe, sowie der ausgeschifften Neger unternommen, seit Reichs- und Provinzialtage, Journale und Brochuren den allgemeinen Wunsch des besseren Theiles der Nation aussprachen, diesem Geschäfte auf immer ein Ende zu machen, konnte das Resultat erreicht werden, daß binnen sechs Jahren nur zwei Sklavenschiffe einen Theil ihrer Ladung an's Land setzen und verkaufen konnten, während sonst jährlich eine große Zahl derselben eingelaufen war.

Der Preis eines gesunden, kräftigen Sklaven wird wohl 1000 bis 1200 \$ reis erreichen. Bei geschickten Handwerkern beträgt er noch mehr.

Eine gesunde, junge Slavin kostet 500, und ist sie im Hause als Plätterin, Näherin zc. gut zu gebrauchen, wohl auch 800 \$. Die Slavinnen, die besonders schön sind, werden mit Liebhaberpreisen, oft bis 3.000, \$000rs., bezahlt.

An Monatsmiete zahlt man für einen Feldarbeiter 12—14 \$, für einen Handwerker 16—18, ja 20 \$, für eine Amme eben so viel.

Einen eigenthümlichen Eindruck macht es auf jeden Deutschen, wenn er Neger, die lange im Dienste unserer Landsleute gestanden, deutsch sprechen hört, und uns dies in San Leopoldo und Rio öfters begegnete.

Schließlich wollen wir noch die Anhänglichkeit der Schwarzen an die katholische Kirche erwähnen, ein Umstand, der beiden Theilen zur Ehre ge-

reicht. Jede Feierlichkeit hat ein immenses Cortège von Sklaven, die mit aller Aufmerksamkeit und Andacht folgen. Sie halten sehr auf kirchliche Trauung und Begräbniß, wie überhaupt auf den Empfang der Sakramente, wenn sie auch in den tiefern Sinn dieser Mysterien nicht einzudringen vermögen.

Hiermit enden wir diese Notizen, welche zur Beurtheilung der Sklaverei in Brasilien, der ohne allen Zweifel mildesten Form dieser Institution, genügen dürften.

V. Abschnitt.

Land- und Wasserstraßen, Post- und Beförderungswesen.

Dieser Abschnitt ist, was wenigstens die Landkommunikationen betrifft, die *partie honteuse* Brasiliens. Speziell von Südbrasilien zu sprechen existirt so eigentlich kein Weg, der nur den Namen eines Feldweges verdiente, und wer quer durch Südbrasilien reisen will, kann es nur, indem er sich auf ein Pferd oder besser auf einen Maulesel setzt und im Paßgang die unendlichen Länderstrecken durchmisst. An den wenigsten Flüssen bestehen Fähren, von Brücken gar nicht zu reden. Dort, wo Ueberfuhren sind, beschränken sie sich meist auf kleine Kanoas, in denen der Passagier mit seines Pferdes Sattelzeug knapp neben dem Fährmann Platz findet, und nebenbei sein schwimmendes Pferd mit dem Zügel dirigiren muß.

An den meisten Flüssen und Bächen aber, besonders zur Regenzeit, muß er eine Furt auffuchen, durch welche Roß und Reiter passiren können, oder sich dem Schwimmtalente seines Gauls anvertrauen, wenn er es nicht vorzieht, einen oder mehrere Tage das Fallen der Wassermassen abzuwarten. Größere Reisen im Innern kann man nur in ziemlich zahlreicher Gesellschaft machen, wohl versehen mit den Bedürfnissen des täglichen Lebens, mit Last- und Reitthieren, Zelten und Geräthen.

Besser, als in Sta. Catharina und Paraná, befindet sich der Reisende auf den Campos von Rio grande, besonders, wenn er auch Frauen bei sich haben sollte. Die Campos erlauben doch wenigstens hie und da die Anwendung von Wagen, wobei man freilich für sehr hohe Räder Sorge tragen muß, um bei den verschiedenen passos, wie man die gangbaren Furten nennt, nicht den Genuß zu haben, daß Ladung und Passagiere vom Strome fortgespült oder doch wenigstens gewaschen werden.

Es giebt indessen doch hie und da Brücken, und ist hierin die Provinz Rio grande die am meisten vorgeschrittene. So existirt bei Cachoeiro

eine steinerne Brücke über den Jacuhy, eine dito über den Gravatahy, eine dito über den Riacho bei Porto Alegre, eine hölzerne auf Steinspiellern über den Rio pardo bei der Stadt und über den Fluß gleiches Namens, eine hölzerne endlich über den Uruguay bei Pontas, an der Gränze Paraná's und Rio grande's, wo sie allerdings sehr nothwendig und einträglich ist, da jährlich viele Tausende von Pferden und Mauleseln diese Straße und Brücke passiren.

Die einzigen leidlich fahrbaren Straßen in Südbrasilien sind die von Porto Alegre nach São Antonio da Patrulha einer- und nach Mundo Novo andererseits; endlich die nach Belem führende.

Eine Straße aber, die wohl diesen Namen führt, aber, weiß Gott! mit unglaublicher Anmaßung, ist die von Paranaguá nach Coritiba, wobei allerdings die großen Schwierigkeiten, welche das Gebirge dem Bau entgegenstellt, zu berücksichtigen sind.

Eine Verbesserung dieser Zustände, wenigstens die Herstellung guter Straßen zur Verbindung der Wasserstraßen unter sich, wird wohl in Bälde zu hoffen sein, da man Alles aufbietet, um sie zu ermöglichen. So haben die Provinz-Landtage in Rio grande und Paraná große Summen zu diesem Zwecke votirt; die Staatsregierung ordnet den Bau einer Straße von Coritiba nach Dona Francisca und einer andern von Blumenau nach eben derselben Gegend an. Indes liegt es in der Natur der Sache, daß solche Verbesserungen bei den enormen Kosten, die sie verursachen, nur successiv fortschreiten können.

Dem Bau von Eisenbahnen, wie er jetzt in andern Provinzen von Brasilien mit Eifer betrieben wird, stemmen sich in den Sübprovinzen zu viel natürliche und andere Hindernisse entgegen, als daß es sich rentiren könnte. Indes spricht man schon lange von einer Schienenverbindung San Leopoldo's mit Porto Alegre, die aber wahrscheinlich in das Gebiet der Wünsche zu verweisen ist. Schon der Staatsrath Corrêa da Camara weißt auf Grund der Wegelosigkeit Rio grande's auf die Wichtigkeit der Einführung und Acclimatisirung von Kameelen in Rio grande hin, um schnelleren und leichteren Transport der Erzeugnisse zu erzielen. In neuester Zeit sehen wir, daß mit Kameelen in Texas angestellte Versuche sehr günstige Resultate geliefert haben, und können die Einführung dieser Thiere in Rio grande nur befürworten.

Nach dieser melancholisch stimmenden Betrachtung der Landwege kommen wir zu den Wassercommunicationen, die dem Leser indes bereits aus der geographischen Uebersicht (I. Abschnitt) bekannt sind. Wir führen daher hier nur die Art und Weise an, wie selbe benutzt werden.

Wie wir gesehen haben, ist die Möglichkeit der Communication zu Wasser und ihre Richtung in allen Provinzen sehr verschieden. Die Provinz Santa Catharina, zum größten Theil aus Küstenland bestehend, ist, was die Ausfuhr ihrer Erzeugnisse und die Einfuhr ihrer Bedürfnisse betrifft, die weitaus begünstigste. Indessen leidet sie doch an zwei großen Nachtheilen, die ihre spätere große Entwicklung sehr in Frage stellen, für die ersten Jahrzehnte indes keinen Einfluß nehmen. Hierzu rechnen wir

für's Erste, daß sie keinerlei Verbindung mit dem höchst gebirgigen Hinterlande hat, das selbst dem Baue gewöhnlicher Fahrstraßen, wenige Punkte ausgenommen, fast unbefiegbare Hindernisse entgegenstellt.

Der zweite, obgleich weit geringere Nachtheil, dem übrigens durch eine rasche Einwanderung bald Abhülfe zu bringen wäre, ist, daß fast alle schiffbaren Flüsse sich mehr oder weniger schnell bevölkern werden, indeß der Raum zwischen ihnen um so länger öde und leer daliegen wird, als die Flußanwohner den Absatz ihrer Produkte flußabwärts, dem Meere zu, suchen und finden werden.

In demselben Verhältniß befindet sich der Küstenstrich von Paranaguá, nur daß daselbst unbedeutende Süßwassercommunicationen bestehen.

Viel ungünstiger für die Jetztzeit, wo Absatz und Ankauf noch immer an den Seelküsten hängen, wie überhaupt der Schwerpunkt ganz Brasiliens dahin fällt, aber mit außerordentlichen Vortheilen für die nicht zu ferne Zukunft, wo Brasilien im Ackerbau seine Wohlfahrt finden wird, ausgerüstet, ist der übrige Theil der Provinz Paraná; der Riesenfluß, von dem sie den Namen hat, sowie seine bedeutenden Zuflüsse, die fast alle wenige Meilen von dem Ocean entspringen, um auf ihrem hunderte von Meilen langen Laufe ein ungemein reiches Land zu durchströmen, sind eine Bürgschaft für zukünftiges Gedeihen, für jetzt aber durch ihre westliche Richtung ein Hinderniß schnellen Anbaues.

Die Provinz Rio grande endlich, in zwei fast gleiche Hälften durch eine nicht zu erhöhte Wasserscheide getheilt, ist mit einem solchen Reichthum von befahrbaren Gewässern gesegnet, wie wenig Länder der Erde. Indes leidet ihr westlicher Theil an den gleichen Nachtheilen, wie der der Provinz Paraná. Der östliche hingegen, von reichen Wasseradern in allen Richtungen durchströmt, die ein gemeinsames Stelldichein in den großen Seen des Ostens und von hier aus ihren Ausgang in den Ocean finden, leidet nur an dem einen, aber allerdings empfindlichen Mangel eines sichern Hafens, da der Hafen von Rio grande, der einzige der Provinz auf einer Küstenstrecke von 91 Meilen, durch das viele Gerülle, welches die Gewässer von ihrem oberen Laufe mitbringen, trotz häufigen Baggers so versandnet ist, daß er trotz seines bedeutenden, fast eine Quadratlegoa betragenden Flächeninhalts nur wenige und häufig veränderliche Fahrkanäle hat. Noch gefährlicher, ja, einer der den Seefahrern gefährlichsten Punkte der Welt ist die Barre oder die Einfahrt dieses Hafens, aus demselben Grunde der Versandung, dem sich noch die Gegenwirkung des bewegten Meeres, wie an den Donaumündungen, hinzugesellt. Man hat zwar durch Leuchttürme, durch Boyen und Tonnen, endlich durch einen Remorqueur diesem Uebelstande zu begegnen versucht, allein es wird selten eine scharfe Briele aus S. S. D., wohin der Fahrkanal sich gewöhnlich öffnet, wehen, ohne daß den dabei Eingefelnden ein Unglück passirte.

Alle Binnengewässer der 3 Provinzen werden mit Canoas, und die größeren mit Ranchões, Piates und Seeschiffen bis 400 Tonnen befahren. Die Flüsse von Sta. Catharina erlauben meistens den Küstenfahrern und anderen kleinen Seeschiffen einige Meilen weit hinaufzugehen. In dem

östlichen Theile der Provinz Rio Grande hingegen wird es wenige größere Flüsse geben, welche nicht Seeschiffe auf ihrem Rücken zu tragen vermöchten. In Porto Alegre, 53 Leguas von der See steht man Barkschiffe und Briggs bis zu 400 Tons; den Rio San Gonzalo bis in den Jaguarão hinauf ziehen armirte Kriegsschiffe der leichten Division. Der Jacuhy oder Guahyba, wie er daselbst heißt, erlaubt Briggs bis zu 300 Tonnen, Schoonern und andern leichten Seeschiffen das Aufsegeln bis Triunpho; der Cagy bis 14 Meilen oberhalb seiner Mündung; ebenso der Taquari etc.

Bei der größern Praktikabilität der Ströme mußte Rio Grande seine Nachbarprovinzen in deren Benützung, wie im Wachsthum der Bevölkerung weit überholen. Während in der Beschißung der Binnengewässer Paraná's und Sta. Catharina's das Canoa vorwiegt und selbst der Lancão dort selten ist, werden die meisten Gewässer Rio Grande's schon fast ein Jahrzehnt von Dampfschiffen durchfurcht. Die Stadt Porto Alegre ist der Centralpunkt dieser Schifffahrt. Die Regierung hat daselbst zwei kleine Kriegsdampfer stationirt, welche den Postdienst zwischen dieser Stadt und Rio Grande unterhalten.

Von Porto Alegre aus gehen wöchentlich zwei Dampfer den Jacuhy aufwärts bis Rio Pardo, bei hohem Wasserstand bis Cachoeira, ja selbst bis San Lourenço.

Nach San Leopoldo geht jeden zweiten Tag, ein Dampfschiff nach Rio Grande monatlich ein Mal. In den Cagy läuft ebenfalls eines, aber nur zur Zeit der Wettrennen. Doch ist es im Werke den Cagy wöchentlich einmal zu befahren.

Von Rio Grande aus gehen täglich Dampfschiffe nach Pelotas, und monatlich eines bis nach Jaguarão.

Endlich ist man im Westen begriffen eine monatliche Rundfahrt auf dem obern Uruguay von Pontão bis an dem großen Wasserfall, Salto, ins Leben zu rufen.

Alle diese Dampfer sind Raddampfer mit Hochdruckmaschinen; der größte darunter, der Kriegsdampfer Fluminense, hat Maschinen von 20 Pferdekraft. Die meisten haben zwischen 10 und 14.

Die Einführung der Dampfschiffe in Rio Grande ist einer Schmiedefamilie aus der Moselgegend, Namens Diehl zu verdanken, welche sich in San Leopoldo niedergelassen hatte. Im Jahre 1812 besuhr der erste Privatdampfer die Lagao dos Patos. Seine Bestandtheile waren aus Nordamerika hieher gebracht worden. Ihm folgten in ziemlich rascher Aufeinanderfolge so viele, daß die Familie Diehl jetzt über deren 7 oder 8 zu gebieten hat, deren Schiffkörper schon auf den Werften von Porto Alegre gebaut wurden. Ihre Maschinen wurden durch die Söhne des früh verstorbenen ältern Diehl aus den Vereinigten Staaten geholt.

Die Preise der Binnenschifffahrt hängen ganz von der privatlichen Uebereinkunft ab und nur auf den Dampfern bestehen fixe Preise. So kostet von Porto Alegre nach Rio Grande auf dem Regierungsdampfer ein Kajütenplatz sammt Verpflegung 10 \$, indes Deckpassagiere selten mehr als 2 \$ zahlen, meist aber unentgeltlich befördert werden, besonders wenn es

Auswanderer sind. Von Porto Alegre nach San Leopoldo 1 spanischen Thaler. Von Porto Alegre nach Rio Pardo 2 spanische Thaler sammt Verpflegung. Von Rio Grande nach Pelotas 1 \$.

Die Verbindung auf dem Ocean mit den Seehäfen des Kaiserreichs, des übrigen Continents und mit Europa wird mittelst aller Gattungen Segelschiffe vom Plate angefangen bis zu den Schiffen der privilegierten brasilianischen Dampfschiffahrts-Gesellschaft unterhalten. Von den ersteren ist wenig zu sagen, als daß der Preis eines Kajütenplatzes, so wie der Frachtlohn stets variiert, je nach der Concurrenz u. dgl. Indesß zahlt man auf einem Schiffe von langem Kurse für einen Kajütenplatz nach Europa inclus. Verpflegung und Wein gewöhnlich 100 span. Thlr., für einen Deckplatz 40—60, je nach den Bequemlichkeiten, welche man beansprucht, oder der Capitain darunter begreift.

Auf einem Küstenschiffe zahlt man von Rio Grande nach Sta. Catharina oder Montevideo gewöhnlich $\frac{1}{2}$ Unze, bis Rio de Janeiro eine ganze, oft auch weniger.

Auf den Dampfschiffen exclus. der Verpflegung bis Sta. Catharina 70 und bis Rio de Janeiro 120 \$, ein horrender Preis für die Fahrt von ungefähr 450 Seemeilen.

Die Verbindung der Südprovinzen mit Europa pr. Dampf geschieht nur indirekt über Rio de Janeiro, wo der Centralpunkt für alle diese Dampfschiffslinien ist. Indessen ist von Rio de Janeiro aus diese Art von Kommunikation mit dem alten Welttheile eine mehrfache. Von England sind zwei, oder wenn jene von Liverpool wieder auflebt, gar 3 solcher Linien im Gange, wovon 2 ihren Ausgangspunkt in Southampton haben.

Frankreich hat deren 2; die ältere von Marseille und die neuere erst 1856 ins Leben getretene von Havre de Grâce. Endlich eine portugiesisch-brasilianische von Lissabon. In diesem Jahre endlich wurde noch eine von Bordeaux ausgehende ins Leben gerufen.

In Antwerpen besteht seit Juli 1855 eine solche Linie, gleichwie auch von Hamburg aus eine solche seit December 1856 im Gange ist. Endlich steht auch Genua in Dampfverbindung mit Rio de Janeiro.

Auf der Hamburger Linie wird besonders auf den Transport von Zwischendecks-Passagieren Bedacht genommen, obgleich die Preise nicht sehr billig gestellt sind.

Die Gesellschaft expedirt am 20. jeden Monats ein Schiff, welches über Southampton, Lissabon, Pernambuco und Bahia nach Rio de Janeiro geht. Die Passagierpreise sind folgende:

	1. Kajüte.	2. Kajüte.	Zwischendeck.
Erwachsene Passagiere.	280 \$.	210 \$.	70 \$.
Kinder unter 12 Jahren.	—	—	55 \$.
Gepäckfracht nach Vereinbarung, doch immer über 17 \$ pr. 40 Kubikfuß Hamburger Maß.			

Die ältere englische Linie läßt von Southampton den 7. jeden Monats ein Schiff abgehen, das gemeiniglich nach 28-tägiger Fahrt, also meist am 4. des nächsten Monats in Rio de Janeiro eintrifft. Alle Schiffe

dieser Linie haben Kohlenstationen zu Lissabon, Funchal auf Madeira, Sta. Cruz auf Teneriffa, S. Vincente auf der gleichnamigen capverdischen Insel, endlich in Pernambuco und in Bahia. Doch wird die Station S. Vincente wahrscheinlich ganz eingehen, da dort fast die ganze Bevölkerung der Choleraepidemie des Jahres 1856 erlegen und der Rest sich auf den Nachbarinseln zerstreut hat. — Die Preise sind 50 Pstrl. für die 1. Kajüte und 35 Pstrl. für die 2. Kajüte.

Außer den Dampfverbindungen bestehen auch Packetschiffahrten zwischen Rio de Janeiro und anderen europäischen Häfen. So z. B. geht von Hamburg am 25. jeden Monats ein Segelpacketschiff dahin, so wie Mitte jeden Monats in der günstigsten Jahreszeit das Haus Wilhelm Hahn & Comp. in Hamburg, ein solches, das überdies besonders für Auswanderer eingerichtet ist, nach Sta. Catharina und Rio Grande expedirt. Alle benannten Linien, die letzte ausgenommen, eignen sich nur für Geschäfts- oder Lustreisende, keineswegs aber für Auswanderer, denen nichts unpassender und kostspieliger kommen könnte, als die Reise über Rio de Janeiro.

Die europäische Post, so wie die aus Rio de Janeiro und den Nordprovinzen nach Rio Grande, werden am 2. oder 3. Tage nach Ankunft des englischen Dampfers mit dem monatlich ein Mal abgehenden Dampfer über Sta. Catharina, wo er zur Ablieferung der Post und Passagiere anlauft, nach Rio Grande gebracht, wo die für den nördlichen Theil der Provinz bestimmten Briefe und Passagiere von dem Regierungsdampfer übernommen und nach Porto Alegre gebracht werden. Die nach dem Westen bestimmten Briefe gehen dann über Pelotas und Rio Pardo ihrer Bestimmung zu. Der Dampfer aus Rio de Janeiro wartet dann die Erledigung der amtlichen Depeschen und mit ihnen das Briefpaket des Nordens und Westens der Provinz ab, und kehrt über Sta. Catharina, wo er die fällige Post des Nordens des Reiches abholt und die des Südens abliefern, nach Rio de Janeiro zurück. Diese Verbindung entspricht den Bedürfnissen des Südens nicht und soll jetzt in der Art vermehrt werden, daß alle 14 Tage ein Schiff die Rundfahrt macht.

Die Provinz Paraná steht endlich mittels kleiner Privatdampfer, welche die Häfen der Provinz San Paulo und Paraná, selbst San Francisco und bald, wie wir hoffen, die Barre von Itajahy anlauen, in Verbindung mit Sta. Catharina einerseits und mit den Nordprovinzen andererseits.

Von den Hafenorten der Provinzen gehen dann die Briefe, deren genaue Adresse und Frantatur es erlaubt, mittelst Wasser Gelegenheit oder Reitpost an ihre Bestimmungsorte im Innern oder an der Küste.

Die Postverwaltung ist aber ein sehr vernachlässigter Zweig der Finanzadministration Brasiliens, wie wir zugeben müssen. Wir versuchen daher für den deutschen Einwanderer, der an die Vorzüglichkeit der heimischen Briefposteinrichtung gewohnt ist, einige Klarheit über das Chaos zu verbreiten, das hier den Namen Post führt.

Die Post nimmt für's Erste nur Briefe an ohne Geldeinlage, da sie für selbe nicht haftet. Sogenannte empfohlene oder rekommandirte Briefe

kennt man allerdings auch, doch ist die Entschädigung, welche man bei ihrem Verluste erhält, zu gering, als daß man solchen Briefen größere Beträge anvertrauen könnte. Auch ist die Gebühr für das Recommändern sehr hoch, z. B. für einen einfachen Brief aus dem Süden nach Rio de Janeiro 1 \$.

Pakete und Geldsendungen kann man also innerhalb Brasiliens, von und nach Brasilien nur mittelst Fracht durch befreundete Kaufleute oder Privatpersonen versenden, ist also allen Verzögerungen und Unannehmlichkeiten unterworfen, welche eine solche Beförderungsart mit sich bringt.

Postämter befinden sich nur in den größeren Hafenstädten; sonst ist in jedem Orte eine oder die andere Person, meistens ein Kaufmann oder ein Wendiska mit der Annahme der abgehenden und anlangenden Briefe betraut.

Jeder Brief geht nur so weit, als die Adresse lautet, wenn die Briefmarken in Ordnung sind. Ist der Adressat indessen weiter gezogen, so bleibt der Brief Jahre lang im Postamt liegen, es fällt Niemanden bei, ihm denselben nachzusenden, oder seinen Wohnort ausfindig zu machen.

Von Briefmarken frei können nur die Briefe sein, welche vom Auslande einlangen. Dann ist aber das Porto ungemein hoch; ein einfacher Brief von Rio de Janeiro bis Porto Alegre kostet 440 rs. = 11 Egr.

Das Institut der Briefträger ist unbekannt; dafür besteht folgende Einrichtung, welche nichts als eine Nachahmung der alten englischen Post ist.

Sobald die Post angelangt ist, werden die Hallen des Postamts gesperrt und die Beamten gehen an die Sortirung der Briefe. Diese geschieht, indem sie zweierlei Listen anfertigen, einen für die Briefe, die aus brasilianischen Provinzen kommen und eine für aus dem Ausland einlangende; letztere Liste, die gemeiniglich kurz ist, hat die Aufschrift: cartas estrangeiras. In diese Listen werden die Namen der Adressaten in alphabetischer Ordnung eingetragen, jedoch so, daß der Anfangsbuchstabe des ersten Taufnamens den Platz des Briefes bestimmt, z. B. es hieße Jemand: Johann Friedrich Müller, so wird ein an ihm gerichteter, mit diesem Namen bezeichneter Brief unter dem Buchstaben J zu finden sein. Jeder Namen dieser Liste wird nun mit fortlaufenden Nummern bezeichnet und die Listen an die Wand des Postamts geklebt.

Sobald sich nun die Pforten des Postamtes wieder öffnen, sucht Jeder unter seiner Chiffre, ob er einen Brief erhalten und verlangt dann die Nummer, welche neben seinem Namen steht.

Eine Ausnahme davon machen die im Orte domicilirten Kaufleute, welche sich mittelst einer jährlichen Summe das Recht erkaufen, in den Postämtern einen mit ihren Namen versehenen offenen Briefkasten aufzustellen, in welchen alle für sie einlangenden Briefe gelegt werden. Diesen Bevorzugten steht zugleich das Recht zu, eine halbe Stunde früher als das übrige Publikum im Postamt zugelassen zu werden.

In Rio de Janeiro hingegen und in den kleinen Orten findet man dieses Sortiren in Listen einestheils zu zeitraubend, andernteils unnütz. In Rio de Janeiro werden nur die Briefe der Bevorzugten sortirt und in ihre

Bücher gelegt. Die Briefe aus Europa werden auf einem großen Tisch auf einen Haufen geworfen, aus dem dann Jeder nach Belieben den seinigen oder auch anderer Leute Briefe herauslesen und gegen Entrichtung des Postporto's mit sich nehmen kann. Zu diesen Briefen aus Europa wirft man aber auch alle jene, welche an nicht brasilianische Namen adressirt oder deren Adresse nicht in portugiesischer Sprache geschrieben ist. Doch kennt man in Rio de Janeiro bereits Briefträger; aber ein Brief, der einem mittelst dieses Organes zukommen soll, muß sehr deutlich adressirt sein, keine kleine Schwierigkeit in Rio de Janeiro, wo man häufig noch keine Hausnummer hat und an der alten patriarchalischen Sitte hängt, das Haus nach dem jeweiligen Besitzer zu nennen.

Jenen, welche Briefe aus Europa erwarten, ist zu rathen ihren Lieben oder Correspondenten einzuprägen, die portugiesische Adresse zu schreiben, genau den Ort, die Provinz, ja selbst das Municip auf der Adresse anzugeben, den Brief bis Rio de Janeiro zu frankiren, was via England 17 Sgr. kostet, (die Briefmarke des eigenen Landes eingerechnet.) Er aber muß fleißig auf dem bestimmten Postamte nachsehen oder durch einen Freund oder Bekannten nachsehen lassen, ob Briefe unter seiner Adresse eingelangt sind. Am besten aber wird es sein, wenn er seine Briefe durch ein europäisches Handlungshaus besorgen läßt.

Auch bei Briefen aus dem Innern Brasiliens muß er dieselben Vorsichten beobachten.

Hat er Briefe zu expediren, so vergesse er, falls seine Correspondenz blos Brasilien betrifft, nie die Briefmarken. Seine ausländischen Briefe besorge er, wie oben gesagt, durch ein Handlungshaus; sonst aber müssen sie ebenfalls bis Rio de Janeiro frankirt werden. Das Postporto von und über England muß aber der betreffende Adressat tragen. Mit der Errichtung der Hamburger Dampfschiffboote muß sich allmählig der Postdienst nach Deutschland bedeutend vereinfachen.

VI. Abschnitt.

Staat, Kirche und Schule. Die Staatsgewalten.

Südbrasilien, als integrantes Theil des Kaiserreichs steht unter denselben staatlichen Institutionen und wenn wir diese, wie wir uns vorgesetzt, besprechen wollen, ist es nöthig, der Spitzen der Administration, Legislatur und Exekutive, wie sie für das Kaiserreich in Wirksamkeit sind, zu gedenken.

Bekanntlich ist Brasilien eine constitutionelle, erbliche Monarchie, deren Verfassung auf sehr breiter liberaler Grundlage fußt.

Der Thron.

Den Thron nimmt mit dem Titel eines Kaisers ein erlauchter Sprößling des alten Hauses der Bragança ein, Seine Majestät Dom Pedro II.

Dom Pedro ist den 2. Dezember 1825 in Rio de Janeiro geboren; 1831 als Dom Pedro I. nach Europa zurückkehrte um seine Tochter Donna Maria de Gloria auf den Thron Portugals zu setzen, der ihr durch ihren Oheim Dom Miguel streitig gemacht worden, ward der sechsjährige Prinz der Nachfolger seines um Brasilien hochverdienten Vaters, vorläufig unter einer Regentschaft, welche die Staatsgewalten ernannt hatten. Schon 1840 aber in einem Alter von 15 Jahren ward er für majorenn erklärt und bestieg den Thron Brasiliens.

Im Jahre 1843 vermählte er sich mit der Prinzessin Therese, Schwester des jetzt regierenden Königs von Neapel. Diese sonst so glückliche Ehe ist leider dadurch getrübt, daß der Tod die beiden männlichen Sprossen derselben nur zu frühe den erlauchten Eltern entriß.

Der Kaiser ist ein großer, schöner Mann mit blondem Haare und Vollbart, welche lebhaft an das deutsche Blut seiner vielbeweinten Mutter, der Erzherzogin Leopoldine von Oesterreich erinnern.

Erzogen in einer stürmischen Zeit, wo in Brasilien der durch die noch so junge Freiheit erzeugte und genährte Partheigeist hohe Wellen trieb, hat er es gelernt, ihnen mild versöhnend entgegenzutreten und klug Alles zu vermeiden, was dem monarchischen Principe, das er in ganz Amerika allein vertritt, den Untergang bringen könnte. Streng seinem Verfassungseide getreu, steht er hoch über den Partheien und hält sich fern von ihrem oft tumultuariischen Treiben.

Obgleich ihm das Suspensiv-Veto zusteht, kennt man doch keinen Fall, daß er genöthigt worden, es zu gebrauchen.

Ein redlicher Wahrer also der verfassungsmäßigen Freiheit, ein Muster als Familienvater, Jedermann zugänglich, bewandert, ja gelehrt in allen Fächern des menschlichen Wissens, wohlthätig im höchsten Grade ist Dom Pedro II. der Abgott seines Volkes und das Vorbild eines constitutionellen Monarchen.

Gleiche Verehrung genießt seine erlauchte Gemahlin, welche ebenfalls ein Engel der Wohlthätigkeit ist.

Unvergeßlich wird den Brasilianern und den Fremden der Muth des Kaisers sein, mit dem er im verflossenen Jahre, als die asiatische Cholera ihre Geißel über die blühenden Gefilde Brasiliens schwang, — als eine panische Furcht Alles ergriff, als die Reichen, Autoritäten, die Aerzte vor ihr flüchteten — sein Lustschloß verließ, in der ungewohnten Jahreszeit die Pestdünste hauchende Hauptstadt bezog, die Hospitäler unerschrocken zu wiederholten Malen besuchte, mit vollen Händen spendend und eine Energie der Strenge gegen die Uebelwollenden und Nachlässigen entwickelnd, die Niemand in dem so sanften, ruhigen Naturell des Kaisers vermuthet hätte. —

Der Kaiser, wie gesagt, ist für Jedermann zwei Male in der Woche zugänglich; jeder, der einen guten Rath oder auch nur eine Tasse beßet, kann ohne vorläufige Anmeldung und sonstige lästige Formalitäten vor das Staatsoberhaupt treten und sein Gesuch ihm vortragen. Das Ceremoniell besteht in einem Handkuß und einer Kniebeugung; wer würde übrigens die Hand nicht gerne küssen, die so viele Unglückliche getröstet und so viele Wohlthaten gespendet, selbst wenn sie nicht von solcher aristokratischer Schönheit und Wohlgelegenheit wäre, als diese kaiserliche Hand. Ueberdies denkt der Kaiser groß genug, um diese Huldigung keinem Fremden zuzumuthen, mit dessen Sitten und Ansichten dieselbe in Widerstreit stehen könnte. Wir selbst, die wir die kaiserliche Gnade oft genug erfahren, mußten uns erst die Gunst des Handkusses erbitten, als wir unsere Abschiedsaudienz erhielten.

Das Ministerium.

Der Kaiser hat zur Seite das Ministerium und den Staatsrath. Das Ministerium besteht aus sechs Mitgliedern, deren eines zugleich die Präsidentenstelle im Ministerrathe übernimmt. Diese sind:

1 Der Minister des Kaiserreichs, o ministro do Imperio, was mit unserm Minister des Innern gleichbedeutend ist. Ihm untersteht überdies

das Unterrichtswesen; die öffentlichen Bauten, so wie das gesammte Kolonisations-Wesen. Dies ist weitaus das wichtigste Ministerium.

2 Der Justizminister, welchem überdies der Kultus und die Nationalgarde untergeordnet sind.

3 Der Finanzminister, ministro da fazenda, der zugleich das Handelsministerium versteht.

4 Der Minister des Auswärtigen.

5 Der Kriegsminister.

6 Der Marineminister.

Diese letzteren beiden, haben für gewöhnlich die stummen Rollen im Ministerrathe; jezt aber, Ende 1856, macht der Kriegsminister Marquez de Caxias, der durch den Tod des äußerst talentvollen Marquez de Paraná die Präsidentur des Ministerraths überkommen, eine Ausnahme davon. Ueber die Politik und Parteifarbung des jetzigen Ministeriums hier etwas sagen zu wollen, hieße Papier und Druckerschwärze mißbrauchen.

Dagegen ist es nothwendig, von dessen eifrigem Bestreben, die Einwanderung nach Brasilien zu lenken, zu sprechen. An der Spitze aller dieser Bestrebungen steht sichtbar der jetzige Minister des Innern Dr. Luiz Pedreira de Coutto Ferraz, ein Mann von höchstens 36 Jahren, vielen Talenten und bedeutender Rednergabe. Seine Hingabe an die einmal erkannte Nothwendigkeit, Einwanderer herbeizurufen, hat ihn in solcher Jugend auf die Ministerbank gebracht. Sein gewichtigster Beistand ist Manoel Felizardo de Souza e Mello. Dieser Mann, Senator des Kaiserreichs, früher Kriegsminister, besitzt ungewöhnliche Begabung und eine Thätigkeit, die mit großem Scharfblick verbunden ist. Er bekleidet den Posten eines Direktors der öffentlichen Ländereien, ein Amt, das nur deshalb nicht zur Rathegorie eines Ministeriums erhoben wurde, um die damit betrauten Personen nicht in die Schwankungen der Ministerkrisen hineinzuziehen, ihnen also mehr Stabilität, die bei einem derlei Amte noth thut, zu geben. Für uns, die wir den Zweck, die Einwanderung zu befördern vor Augen haben, sind diese beiden Personen die wichtigsten des Ministeriums und wie wir in einem spätern Abschnitt zeigen werden, haben ihre Bestrebungen bereits wichtige Concessionen für die Einwandernden erzielt.

Der Staatsrath.

Außer und neben dem Ministerium steht der Staatsrath, derselbe kann aus 24 auf Lebenszeit ernannten Mitgliedern bestehen, wovon 12 außerordentliche sind. In seinem Wirken ist er halb Fisch, halb Fleisch, indem er die Krone in ihrem versöhnenden Wesen einerseits und andererseits das Ministerium in der Ausübung seiner Exekutivgewalt unterstützt. Um Staatsrath werden zu können, muß man den Bedingungen entsprechen, welche die Verfassung an die zu Senatoren Wählbaren stellt. Der präsumtive Thronerbe ist von Rechtswegen Staatsrath, sobald er das Alter von 18 Jahren erreicht; die übrigen Prinzen werden auf die Ernennung des Kaisers hin, in dieser Körperschaft aufgenommen. Doch zählt weder der Eine, noch der Andere zu den ordentlichen Mitgliedern.

Die andern Mitglieder desselben sind meist abgetretene Minister, denen man den Rückzug durch diese Ernennung versüßt.

Die Staatsräthe sind ebenso verantwortlich als die Minister.

Der Reichstag.

In Brasilien wird die Legislative durch einen Reichstag, *Assembléa Geral*, ausgeübt. Derselbe besteht aus der Deputirtenkammer und dem Senate.

Beide ergänzen sich durch die öffentlichen Wahlen in den betreffenden Provinzen und zwar unter folgenden Modalitäten:

Die zu Deputirten Wählbaren müssen geborne Brasilianer und Katholiken sein, 25 Jahre zählen und ein jährliches Einkommen von 400 \$ aufweisen. Diejenigen, welche auf Senatorstige aspiriren, müssen den gleichen Bedingungen entsprechen; nur werden von ihnen das Alter von 40 Jahren und ein Einkommen von 800 \$ beansprucht.

Die Deputirten bedürfen nur der gesetzmäßig abgegebenen Majorität der Wähler ihrer Provinz, um ungehindert ihren Platz in der Reichsversammlung einzunehmen; ihre Ernennung dauert nur 4 Jahre, die Zeit einer Versammlung.

Der Senator hingegen wird auf Lebenszeit ernannt; ist ein Posten erledigt, so werden die Namen jener drei Kandidaten, welche die meiste Anzahl Wählerstimmen in der betreffenden Provinz erlangen, dem Kaiser unterbreitet, der einen aus ihnen zum Senator ernennt.

Die Sitzungen des Reichstages dauern gewöhnlich 4 Monate, vom 3. Mai bis zum 7. September; können indessen prorogirt werden.

Für jede Sitzungsperiode, kurz oder lang, erhält der Deputirte 2:400 \$ und der Senator 4:000 \$, nebst einer entsprechenden Entschädigung für die Hin- und Rückreise.

Der Senatoren sind nur die Hälfte der übrigen Deputirten. —

Der Provinziallandtag und der Provinz-Präsident.

Außer diesem Reichstag besteht in jeder einzelnen Provinz noch überdies ein Provinzial-Landtag, *Assembléa Provincial*, welche im Verein mit dem Präsidenten der Provinz, dem Hauptorgan der Central-Regierung, die innern Angelegenheiten denselben ordnet.

Um zu Deputirten dieser Versammlung gewählt werden zu können, muß der Kandidat ebenfalls 25 Jahre alt, geborner Brasilianer und Katholik sein. Nur in Ansehung des Alters findet eine Ausnahme zu Gunsten der Verheiratheten, der Priester, der Offiziere und graduirten Doktoren statt, welche schon mit 21 Jahren gewählt werden können. Sein Einkommen muß 200 \$ erreichen.

Es ist jedenfalls eine Benachtheiligung des Einwanderers, daß er, wenn auch naturalisirt und der Staatsreligion angehörig, und welcher Bildungsstufe immer, niemals berufen sein kann, bei dem Wohle des Landes mit-

zurathen. Es hat dies indeß in der Praxis noch Wenige benachtheiligt und ist mehr formell als wirklich schädlich, um so mehr, da wohl die Wenigsten in der zur Naturalisation nöthigen kurzen Frist von 2 Jahren die portugiesische Sprache so erlernen werden, um als Redner auftreten zu können.

Viel ungerechter aber erscheint uns (wir sind Katholik) die Bestimmung, daß der protestantische im Lande geborne Staatsbürger von diesen Vertrauensposten ausgeschlossen sein soll. Doch ist eine starke Agitation zu Gunsten der Aufhebung dieser beiden lästigen Bestimmungen sehr thätig.

Wir wünschen indeß nur die Aufhebung der Beschränkung wegen Religionsdifferenz.

Auch die Provinzial-Deputirten erhalten eine Entschädigung für die Reise hin und zurück, sowie für die Dauer der Sitzung, die gewöhnlich 2 Monate umfaßt und meist im Oktober und November stattfindet. Die Dauer der Provinziallegislatur ist zwei Jahre.

Die Provinzial-Landtage haben das Recht und die Macht die Provinzialadministration zu überwachen, die Straßen und Wege bauen zu lassen, Steuern zu votiren und selbe zu Provinzialzwecken zu verwenden; ja selbst im Falle des Bedürfnisses Anleihen zu kontrahiren und Papiere auszugeben, insolange sie dabei nicht mit den Privilegien der Central-Regierung oder des Reichstages in Konflikt kommen.

Der Provinz-Präsident wird vom Ministerium meist aus der Mitte der Reichstagsdeputirten ernannt und ist eine Art Vizekönig, der durch die Provinzial-Versammlung oft nur zu sehr beschränkt wird. Seine Verantwortlichkeit dem Reichstage und dem Ministerium gegenüber ist groß; doch ist ihm deshalb auch ein weiterer Spielraum gelassen.

Auch zu ihm hat Jedermann an gewissen Tagen der Woche freien Zutritt.

Jeder Brasilianer, naturalisirt oder eingeboren, mit Ausnahme der um Lohn Dienenden, der Mönche und jener, die nicht 100 \$ jährlichen Einkommens, selbst durch ihre Hände Arbeit haben, kann, wenn er 25 Jahr alt ist, Urwähler sein. Die Urwahl wird in jeder Pfarre vorgenommen und werden in derselben nur die eigentlichen Wähler erkoren, welche 200 \$ Einkommens haben müssen.

Diese versammeln sich dann wieder an einem bestimmten Tage im Hauptort ihres Municipiums, und geben ihre Wahllisten zu den bevorstehenden Wahlen ab. Nach der Stimmengahl alsdann der Wähler der ganzen Provinz werden die Erwählten bezeichnet.

R i c h t e r a m t.

Dieser Wahlcensus im ersten Grade findet auch Anwendung bei den Wahlen zu allen Gemeindeämtern und zum Friedensrichter, der ersten Stufe in der richterlichen Hierarchie.

Der Friedensrichter gibt es in jeder Pfarre einen, dessen Pflicht es ist, unerlaubte Versammlungen zu verhindern, streitende Partheien zu ver-

söhnen und über Schuldklagen bis im Belaufe von 40 \$ zu entscheiden; den Partheien steht es aber frei, von seinem Ausspruche an ein transitorisches Tribunal zu appelliren, das sich dann aus drei Friedensrichtern der nächsten Pfarre bildet.

Die zweite Stufe haben die Gemeinderichter inne, *juizes municipaes*, welche mit der Instruktion der Prozesse betraut sind und zwar ist immer einer in jeder Gemeinde.

Für jede Comarca, Kreis, Distrikt, der aus mehreren Municipien besteht, ist ein Rechtsrichter, *juiz de direito*, ein Kriminalrichter, *juiz criminal*, und ein Waisenrichter, *juiz dos orphãos*, aufgestellt.

In Civilsachen, deren Einbringung der Friedensrichter nicht zu verhindern vermochte und deren Instruktion durch den Municipalrichter vollendet worden, entscheidet der *Juiz de direito* in erster Instanz. In Kriminalfällen entscheidet die Jury. Der Kriminalrichter hat nur zu untersuchen, ob das Gesetz richtig angewendet worden und das Verdict der Freisprechung oder Verurtheilung abzufassen, indem er sich dabei auf den Ausspruch der Geschworenen stützt. Ist er jedoch mit demselben nicht einverstanden, so kann er *ex officio* an die Jury des nächsten Municipis appelliren, muß sich aber von vorne herein ihrem Ausspruche unterwerfen.

Der Waisenrichter endlich ist berufen, in Sachen Recht zu sprechen, welche Bezug auf Waisen, Irnsinnige oder Abwesende haben.

Die zweite Instanz hat für Südbrasilien bis jetzt die *Relação* in Rio de Janeiro gebildet. Man geht aber jetzt damit um, zur Abkürzung und Vereinfachung der Prozesse eine zweite Instanz in jeder Provinz zu errichten; wir sagen hierüber deshalb nichts des Weiteren.

Ueber der *Relação* oder der zweiten Instanz steht noch der höchste Gerichtshof, der jedoch nur berechtigt ist, das angefochtene Urtheil einer andern *Relação* zur erneuerten Urtheilssprechung zuzuführen.

Die Richter sind mit Ausnahme der Municipalrichter, welche abgesetzt werden können, unantastbar. Ihre Imparzialität wird sich in neuester Zeit bedeutend heben, seit ein Gesetz alle gerichtlichen Beamten für nicht wählbar erklärt, sie also außerhalb des Kreises der Wahlintriguen stellte.

P o l i z e i.

Noch ist die Stellung der Polizei zu erwähnen. Jede Provinz hat einen Polizeichef, dessen Posten so angesehen ist, daß er in Abwesenheit der Provinz-Präsidenten und Vice-Präsidenten deren Stelle zu übernehmen berufen ist. Seine Gewalt ist ziemlich unbeschränkt und die Verationen der brasilianischen Polizei manchmal sehr unangenehm. Indes ist dies nur in den großen Städten zu fühlen; je weiter im Lande, desto ohnmächtiger wird die Polizei.

Den Polizeichefs unterstehen die *Delegados* und *Subdelegados*, welche Posten gratis als Ehrenämter von angesehenen Einwohnern versehen werden. Diese werden von den Provinz-Präsidenten hiezu ernannt.

Die *Delegados* und *Subdelegados* ernennen hinwieder die *Biartels-*

meister, inspectores de quarteirão, ebenfalls eine Ehrenstellung, zu deren Annahme für eine gewisse Zeit jeder Bürger verpflichtet ist.

Aus dieser Einrichtung mag erhellen, wie sehr die Brutalität und Uebergrieffe der Polizei gehindert werden, da ja jeder Bürger mehr oder minder persönlich an ihrer Handhabung theilhaftig ist. Auch die andern Vegetationen dürften bald ein Ende erreichen, da man an dem Beschlusse ist, hinfort einerlei Paß genüge, durch ganz Brasilien zu reisen, während man sonst in jeder Provinz gezwungen war, einen neuen Paß zu lösen.

Jede Provinz unterhält ein bewaffnetes und zum Theil berittenes Polizeiwachcorps, welches im ganzen Lande detachirt, den einzelnen Delegados zur Assistenz zugetheilt ist. Das Corps steht unter den unmittelbaren Befehlen des Präsidenten.

Endlich sind noch die Capitães do matto, welcher wir bereits früher erwähnt, ebenfalls zur Polizei zu rechnen.

Das Heer und die Marine.

Brasilien besitzt ein Heer, dessen Organisation nicht wenig der preussischen Landwehrverfassung ähnelt, nur daß sich der Staat mehr auf die Landwehr als die Armee stützt.

Das Heer wird abgetheilt in die 1. Linie und in die 2. Linie. Die erste Linie ist die stehende Armee. Sie besteht aus 13 Bataillonen Infanterie, wovon 5 Bataillone den Namen Jäger, Caçadores, führen, sich aber von ihren blaugekleideten Kameraden nur durch die grüne Uniform unterscheiden: Manöver und Bewaffnung sind dieselbe. Außer diesen Bataillonen sind noch bei 40 Compagnien, sogenannte Companhias fixas, was wir mit Garnisonscompagnien übersetzen würden, welchen der permanente Dienst an einzelnen bestimmten Punkten, hauptsächlich an der Binnengränze, übertragen ist.

Die Kavallerie zählt 5 Feld-Regimenter à 500 Mann und einige Garnisonstruppen. Das erste Regiment, gut beritten und equipirt, versieht den Ordonanzdienst in Rio de Janeiro und gibt die persönliche Eskorte des Kaisers, ist also gewissermaßen als Garde zu betrachten.

Die übrigen vier Regimenter dienen als Lanciers und sind stets in der Provinz Rio grande stationirt, wo sich hinlängliche Weiden für die Regimentspferde vorfinden, deren jedes Regiment in Kriegszeiten oft bei 3000 zählt.

Die Artillerie zählt 4 Bataillone zu Fuß und 1 Regiment zu Pferd mit 8 Feldbatterien zu 8 Geschützen, welche auf Marschen im Felde durch Ochsen, in der Aktion und bei Exercitien durch Maulthiere gezogen werden. Auch die Artillerie hat Garnisonstruppen.

Rechnet man hiezu das neuerrichtete Sapeur-Bataillon, die Stäbe, Genietruppen, die Invaliden u., so erreicht der Stand der 1. Linie des brasilianischen Heeres die Höhe von 20—21,000 Mann.

Fast die ganze reguläre Armee besteht aus Farbigen; die Dienstzeit ist auf 4 Jahre festgesetzt. Sie ergänzt sich durch die Freiwilligen, denen be-

sondere Begünstigungen gewährt werden, und durch den Preßgang; Sklaven dürfen keine angenommen werden.

Die Disciplin in der Armee ist sehr streng. Die meisten Strafen laufen auf die Fuchtel und das spanische Röhrchen, gibate, hinaus. Die reguläre Armee ist zumeist in der Provinz Rio grande aufgestellt, da die argentinischen Nachbarn nicht die ruhigsten sind. Sonst garnisonirt hie und da noch ein Bataillon oder ein Flügel desselben in einer oder der andern Provinzialhauptstadt, wo sie denn von den Provinzpräsidenten meist zu Polizeidiensten in Detaschements verwendet werden.

Die Armee hat im Verhältniß zu ihrer geringen Stärke eine große Anzahl von Generalen, überhaupt starke Officier-Cadres, was aber um so nothwendiger ist, als die höheren Commandanten der 2. Linie aus den Offizieren der ersten Linie ernannt werden.

Die 2. Linie, gewöhnlich die Nationalgarde genannt, ist in 2 Aufgebote getheilt, von welchen das erste vor den Feind zu rücken, das zweite aber, die sogenannte Reserve, den Dienst im Municipium zu versehen hat. Zu der Reserve rechnen alle naturalisirten Fremden.

Die Stärke der brasilianischen Nationalgarde beträgt:

An Infanterie	430,000
„ Cavallerie	27,000
„ Artillerie	7,000

Summa 464,000 Mann.

Der Nationalgardist hat sich die Uniform und die Armirung aus eigenen Mitteln zu beschaffen. Alle Officiersstellen incl. der Bataillons-Commandanten werden von den Provinz-Präsidenten ernannt. Die Ernennung der Bataillonscommandanten wird von der Centralregierung bestätigt und die höheren Chefs direct von dieser ernannt. Die Unteroffiziere erhalten wieder ihre Ernennung von den Bataillonscommandanten. Jeder Nationalgarde im Dienst erhält den Sold des Soldaten 1. Linie und untersteht dem Reglement für die reguläre Armee.

Für das Offiziercorps der Armee besteht die Militär-Akademie zu Rio de Janeiro, Inf.- und Cav.-Schulen in den verschiedenen Provinzen.

Die brasilianische Marine bestand 1856 aus: 3 Fregatten, 8 Corvetten, 8 Briggs, 18 Dampfern, 19 fl. Fahrzeugen mit 625 Kanonen.

Von diesen sind fortwährend Küstenkreuzer gegen den Schmuggel- und Sklavenhandel, die Station zu Montevideo, die in den andern argentinischen Gewässern, sowie endlich eine kleine im Amazonasflusse im aktiven Dienste. Ueberdies existirt auch noch in der Provinz Rio Grande eine Binnenflotille.

Die Marine-Offiziere werden an der Marine-Akademie zu Rio de Janeiro ausgebildet.

Hiermit schließen wir die Liste der Staatsgewalten in Brasilien. Um nichts Wichtiges, was unsern Vorwurf betrifft, zu übergehen, mußten wir wohl diese Darstellung bringen, aber uns auch bei der ohnehin bedeutenden Dickleibigkeit dieses Buches möglichst kurz fassen.

Will Jemand näher in das Staatsgebiete Brasiliens blicken, so empfehlen wir ihm hiezu die officiële Brochüre: *Le Brésil, par Charles Reylaud*. 1856. Paris.

Die katholische Kirche und Schule.

Die katholische Kirche ist, wie bekannt, die Staats-Religion Brasiliens. Doch besteht ein eigenes Concordat zwischen diesem Staate und dem heiligen Stuhle, das den Brasilianern viele nicht unbedeutende Begünstigungen gewährt. Besonders nachsichtig wird das kanonische Ehegesetz ausgeübt und nur in sehr eklatanten Fällen ist zur Heirathsbewilligung zwischen Geschwisterkindern die Einholung der päpstlichen Dispense nöthig, welche übrigens durch den Nuntius in Rio de Janeiro gespendet wird.

Der Klerus genießt in Brasilien keiner besondern Verehrung und sehen wir auch nicht mit so schwarzen Augen, wie Dr. Wiedemann, so können wir denn doch keineswegs das Treiben desselben billigen, besonders was geschlechtliche Vergehen und seine große Geldgier betrifft. Auch seine geistige Bildung ist nicht zu rühmen; doch hat er eine gute Seite wenigstens, er ist tolerant, was aber leider eher von seiner geringen Religiosität, als von ehrenwerthen Grundsätzen herzurühren scheint.

Dem sei, wie ihm wolle, kein Andersdenkender hat, in ecclesiasticis wenigstens, eine Verfolgung oder Unannehmlichkeiten durch die katholische Geistlichkeit zu fürchten, weil es ihr nicht allein an der Lust hiezu, sondern auch an der nöthigen Macht und dem Ansehen gebricht; die Reichstage haben erstere stark beschnitten, und sie selbst dem zweiten sehr geschadet. Auch der Einfluß der Geistlichkeit auf die Schulen ist unbedeutend und durchaus ungefährlich, da sie keineswegs dieselben zu beaufsichtigen hat, sondern bloß zum Zwecke des Religionsunterrichtes dahin berufen wird.

Ein in neuester Zeit vorgekommener Fall, wo der Bischof von Rio de Janeiro die Ehe einer Protestantin, nachdem diese zum Katholismus übergetreten, für ungültig erklärte und ihren neuen Ehebund einsegnete, hat nicht allein im protestantischen Europa, sondern auch in ganz Brasilien, wie es fast alle dortigen Journale bezeugen, einen wahren Sturm von Entrüstung hervorgerufen.

So ungerechtfertigt eine solche Anschauungsweise, ein Gutes hatte sie doch. Eine Regulirung der Gesetzgebung in dieser Hinsicht stellte sich als unabweisbar heraus, und so sieht man denn von allen Seiten der Einführung der Civilehe entgegen, welche in den Kammern eine sehr starke Partei für sich hat.

Der Schulen in Brasilien sind dreierlei. Die Elementarschulen oder aulas das primeiras letteras, sind auf die Art unserer Trivialschulen eingerichtet und deren Besuch für Fremde wie Einheimische ganz unentgeltlich, da die Lehrer vom Staate besoldet werden. Dann kommen die Gymnasien oder Lyceen, deren Besuch ebenfalls unentgeltlich, für Söhne bemittelter Eltern bestehen sogenannte Collegios oder Pensionen.

Für die höhere Ausbildung in den speciellen Fächern bestehen Akade-

mien zu Rio de Janeiro und Bahia für das Studium der Medizin, während für die Jurisprudenz die Schulen zu Olinda und San Paulo bestimmt sind, wie die mathematischen Studien in der Militair- wie in der Marine-Akademie zu Rio de Janeiro, und die theologischen in den verschiedenen bischöflichen Seminarien betrieben werden. Eine Landes-Universität nach deutschen Begriffen existirt in Brasilien auf Grund provinzieller Eifersüchteleien nicht; früher jedoch war Coimbra in Portugal die Universität für die bildungslustige brasilianische Jugend.

Auch für die Kunst, so elend sie bis jetzt auch in Brasilien bestellt ist, existirt eine höhere Schule, die Akademie der schönen Künste in Rio de Janeiro. Nur die Industrie ist sehr vernachlässigt. Weder Reals-, noch Gewerbs-, oder Handelsschulen, oder gar technische Schulen existiren in Brasilien und zeigt sich auch ein Bedürfnis hierin, so ist dies nur bei den bemittelten Klassen der Fall, die ihren Wissensdurst unstreitig besser an den hervorragenden Instituten Europa's stillen können, und meist auch stillen.

Katholische Geistliche deutscher Junge giebt oder gab es vielmehr während unserer Anwesenheit nur 2 Jesuiten, P. Augustin und P. Johann, beide auf der deutschen Kolonie San Leopoldo, wo sie mit ihren brasilianischen Standesgenossen, die sich durch ihre Anwesenheit in ihren Einkünften beeinträchtigt fühlten, in ewigem Zant und Pader lebten. Beide Patres gehören der österreichischen Ordensprovinz an und widmeten sich, als die Jesuiten im tollen Jahre 1848 von dort ausgetrieben worden, dem Missionswerke in Südbrasilien. Auf das Ansuchen der deutschen Katholiken wurden sie von ihren Ordensobern nach San Leopoldo gesandt, wo ihnen die Gemeinden sehr hübsche, zierliche Häuschen bauten und sie reichlich versorgen, ohne, daß es bis jetzt ihnen gelungen wäre, zu Pfarrern ihrer Gemeinden ernannt zu werden.

Deutsche katholische Elementarschulen sind in Tres Forquilhaes, Torres, in São Leopoldo und auch in San Pedro d'Alcantara ca. 14, deren Lehrer aber nicht vom Staate, sondern von ihren Schülern erhalten werden.

Höhere deutsche Schulen sind in den Sübprovinzen unsers Wissens keine zu finden, dagegen haben in Porto Alegre sowohl die Collegios, als das Lyceo, Lehrkanzeln der deutschen Sprache, ein Beweis, wie stark das deutsche Element bereits geworden.

Die protestantische Kirche und Schule.

Die Christen der protestantischen Religionsbekenntnisse sind natürlich allzumeist deutscher Junge und befinden sich daselbst in absonderlicher Lage. Sie sind oder vielmehr waren bis nun vollkommen sich selbst überlassen. Von Seiten der Regierung war Sorge getragen, daß ihnen in Betreff der Ausübung ihrer Religion keinerlei Hindernis in den Weg gelegt werde; die Constitution schützt sie gegen alles direkte Uebelwollen, die Priester sind theils zu tolerant, theils zu ohnmächtig etwas gegen sie zu unternehmen und endlich ist die Bevölkerung aufgeklärt genug, um nicht auf die Vorstellung, daß man Protestant sei, zu antworten: „Es genügt, daß Sie Christ sind.“

Und trotz alledem ist, was wenigstens die Provinz Rio Grande und speciell San Leopoldo angeht, die Lage der Protestanten in Südbrasilien, wie gesagt, gelindestens eine sonderbare zu nennen.

Es herrscht nämlich eine Art Anarchie unter ihnen, die von gewissen Subjekten, als ihrem Beutel höchst förderlich, möglichst unterhalten wird. Die Regierung enthielt sich bis jetzt strenge einer Einmischung in die protestantische Kirche, trieb aber diese Enthaltensamkeit so weit, daß keinerlei Gesetz die bürgerlichen Rechte regelt, insofern sie von dem protestantischen Ehegesetze berührt werden.

Ohne Gesetz von dieser Seite, ja ohne eine gesetzlich anerkannte kirchliche Behörde im Lande, selbst ohne Anhalt an die eine oder die andere Mutterkirche in Deutschland, waren und sind die protestantischen Deutschen in dieser Frage nur sich, ihren Leidenschaften und ihren Pastoren unterworfen.

Die Scheidungen erfolgen auf den Ausspruch eines einzigen Pastors, bloß auf den ausgesprochenen Willen beider Partheien hin und oft folgt schon die Trauung beider getrennter Theile mit einem anderen Paare in derselben Woche. Auch gemischte Ehen werden von Pastoren getraut und getrennt und es soll bereits Leute in der Kolonie geben, die binnen wenigen Jahren 3 Mal getraut und geschieden wurden.

Die ehrenhaften Pastoren Höfer, Klenze, Haesbert und Sing haben alles versucht, diesem Uebel zu steuern; aber ihre Bemühungen scheiterten an der Schlechtigkeit und der Geldgier anderer Leute und an der consequenten Scheu der katholischen Regierung in die protestantischen Angelegenheiten thätig einzugreifen.

Die Sachlage muß sich aber seither noch verschlimmert haben, denn wir finden, daß der Justizminister, zu dessen Portfeuille auch der Kultus gehört, in seinem Bericht von 1856 die Nothwendigkeit gesetzlicher Maßregeln zur Sicherung der protestantischen und gemischten Ehen darthut. Es ist demnach in Bälde Abhülfe zu hoffen, und dürften die Maßregeln darin bestehen, daß ein Consistorium ernannt und dem Justizminister beigegeben werde, daß in jeder Provinz, in welcher deutsche Protestanten wohnen, deutsche Superintendenden und deutsche Pastoren von Staatswegen zu besolden und die bereits anwesenden einer strengen Prüfung ihrer geistlichen Befähigung und ihres Lebenswandels durch das Consistorium zu unterziehen und endlich endgültige Ehegesetze zu erlassen seien.

Bis jetzt besitzen die Protestanten in Südbrasilien einen Pastor in Dona Francisca, Herr Hölzel; einen in Blumenau, Herr Hesse; einen in Torres, Herr Foges; vier in San Leopoldo, die Herren: Klenze, Haesbert, Sing und Recke, zwei in Santa Cruz, Herr Wohlfart und Herr Weise und den ehemaligen Feldprediger der deutschen Truppen Herr Höfer, wenn wir nicht irren, in Porto Alegre.

Wir unsererseits würden wünschen, Herrn Höfer in das Consistorium und Herrn Klenze zum Superintendenten von Rio grande ernannt zu sehen.

Von den protestantischen Predigern in Südbrasilien sind bis jetzt erst zwei, die von Dona Francisca und Blumenau, vom Staate besoldet.

Doch ist kein Zweifel, daß in nicht zu langer Zeit diese Besoldungen ausgedehnt, sowie die Bestimmung, daß die protestantischen Bethäuser keine Thürme und Glocken haben sollen, gleich den politischen Beschränkungen der Nichtkatholiken durch den Reichstag abolirt werden.

Das Schulwesen der Protestanten ist gleich jenem der deutschen Katholiken bis jetzt erst auf Elementarschulen beschränkt, welche von Privatlehrern unterhalten werden. Nur in Blumenau und Dona Francisca sind, wenn wir nicht irren, vom Staate besoldete Lehrer. Indeß gab es zu Dona Francisca 1854 zwei Schulen, in Blumenau seit 1853 eine, in San Pedro d'Alcantara eine, in Santa Cruz bereits zwei, in San Leopoldo deren zehn mit circa 500 Schülern, Tresforquilha eine mit 80 Schülern und Torres eine mit 28 theils katholischen Schülern.

Die Presse.

In diesem Abschnitte möge endlich auch eine Besprechung der Zustände der Presse Südbraziiliens ihren Platz finden.

Hier kann die Rede natürlich fast nur von der Tagespresse sein, da alle sonstigen literarischen Erscheinungen kaum einer Erwähnung werth sind.

Wie fast in allen andern Dingen, präponderirt auch in dieser Richtung die Provinz Rio grande. Während Santa Catharina zwei kleine, elende Klatschblätter unterhält und von der neuen Provinz Paraná in dieser Beziehung noch nichts verlautet, obgleich ohne Zweifel schon zum Zwecke amtlicher Publicationen am Sitze der Regierung ein periodisches Organ erscheinen dürfte, besitzt Rio grande acht Blätter, worunter ein deutsches.

Diese Blätter sind, mit Ausfluß der in Pelotas erscheinenden „Pelotense“ und „Imprensa“ meist gut, der „Mercantil“ in Porto Alegre sogar vortrefflich redigirt.

Uebrigens ließt man in allen drei Provinzen mit sehr vielem Interesse die Blätter der Residenz, von denen das „Journal do Commercio“, der „Correio Mercantil“ und das „Diario do Rio“ die besten sind.

Auch andere Publicationen, wie die „Annalen der Provinz Rio grande“ vom Bischof von San Leopoldo und „Statistische Versuche“ vom Staatsrath Correä da Camara machen der Presse von Rio grande viel Ehre. Ebenso lobenswerth sind die Bestrebungen der Präsidenten, ihre Berichte an die Provinzialversammlungen mit allem Schmucke der Eloquenz zu zieren. Selbst Druck, Papier und Alles, was zur äußern Ausstattung gehört, läßt wenig zu wünschen übrig.

Die Tagespresse ist bereits so weit vorgeschritten, daß selbst an den Provinziallandtagen stenographische Berichterstatter beschäftigt werden. Die Presse ist durchaus frei, was indessen nicht sagen will, daß sie sich den Einflüssen verschiedenster Art und Richtung zu entziehen vermag.

Der ausgezeichnetste Publicist Rio grande's ist Herr Joze Candido Gomes, von Abkunft ein spanischer Creole, der Redacteur des „Mercantil“, der eine große Gewandtheit und Schärfe entwickelt.

Unsere Landsleute dürfte die Genesis des ersten deutschen Blattes noch am meisten interessieren. Die Idee hiezu entsprang 1852 in dem Kopfe

des oberrühnten Joze Candido Gomes, der mittelst eines solchen Blattes einen großen Einfluß auf die zahlreichen Deutschen, besonders von San Leopoldo, zu gewinnen und ihn bei den Wahlen auszubenten hoffte. Er fand auch einen gewissen Lindenberg, der nicht schlecht portugiesisch sprach und mit großer Selbstzufriedenheit nicht die Redaktion, sondern die Uebersetzung des „Colonisten“ übernahm. Die Artikel dieses Blattes wurden von Gomes selbst in sehr populärer Schreibart verfaßt und erschienen in dem zweispaltigen Blatte portugiesisch und deutsch. War schon die Idee verfehlt, so konnte die Wahl des Uebersetzers nur noch mehr zu ihrem Verderben beitragen. Die Uebersetzungen fielen abscheulich aus; der Fehler gegen die Syntax, die Orthographie und den gesunden Verstand waren in jedem Blatte unzählige, und die Unternehmung bald zur Zielscheibe des Spottes der vielen intelligenten Deutschen geworden. Gomes, dessen Absichten ernst gewesen waren, und der, da einstweilen mit lateinischen Buchstaben gedruckt worden war, sogar gothische Buchstaben aus Deutschland bringen ließ, mußte endlich einsehen, daß er einen Mißgriff gethan hatte und als Fremder auf den Sinn der Deutschen und ihre Anschauungsweise keinen Einfluß gewinnen könne. Er ließ daher das Blatt ganz deutsch erscheinen, wechselte aber den Redakteur nicht, und so bekamen denn die Abonnenten, deren anfangs weit über 200 gewesen, ein aufgewärmtes Ragout aus allen portugiesischen Zeitungen in schlechten Uebersetzungen, denen Erzählungen und alte Meidingerische Anekdoten zum Gewürze dienen mußten. Der „Colonist“ schloß denn endlich ein, bevor noch die gothischen Buchstaben aus Hamburg nachgekommen waren.

Um die Zeit seines Todes, 1853, war in Rio de Janeiro durch einen sich selbst so nennenden Dr. Kiebach, der mit Resten einer Buchdruckerpresse aus New-Orleans eingewandert war, ein neues Blatt entstanden, dem einflußreiche Deutsche, wie der Dr. Lallemand u. A., sogar eine Regierungsunterstützung von 200 \$ rs. monatlich verschafft hatten. Es fanden sich auch bald mehr oder minder talentvolle Mitarbeiter und viele Abonnenten und der „Deutsche Einwanderer“ mit dem stolzen Motto: Surge et impera, das sehr doppelstinnig klang, erschien dann wöchentlich einmal mit deutschen Lettern. Plötzlich sah sich Herr Kiebach veranlaßt, Rio de Janeiro zu verlassen und Porto Alegre zu seinem Aufenthalte zu wählen, wo allerdings auch mehr Abonnenten und ein größerer Wirkungskreis zu erwarten waren. Die vielen intelligenten Kräfte, welche der deutsche Kaufmannsstand und besonders die deutsche Truppe, welche dort garnisonirte, in sich schloß, wären eine Goldgrube für das Unternehmen geworden, wenn Dr. Kiebach sie zu benutzen verstanden hätte. Aber eines schönen Tages, nach wenigen Monaten seines Erscheins, als er schon wöchentlich zweimal sein Blatt erscheinen lassen konnte, zerschlug ihm einer seiner vielen Feinde die Lettern, die Regierung entzog ihm die Unterstützung und das Blatt verschwand gleich seinem Redakteur. Indes soll es, wie wir hören, noch in diesem Frühjahr unter anderer Redaktion fortgesetzt worden sein.

Es läßt sich nicht läugnen, daß ein deutsches Blatt in Südbrasilien

nicht allein sehr zweckmäßig, sondern auch sehr einträglich wäre; ganz unerläßlich aber ist hiebei, daß der Redacteur Land und Leute und ihre Bedürfnisse und Anschauungsweise aus eigener Erfahrung kenne. Ebenso ist es dringend nöthig, bei den Mängeln der postalischen Einrichtungen, Vorkehrung zur schleunigen Expedition der Blätter zu treffen, was bei einiger Ortskenntniß nicht schwer wäre.

VII. Abschnitt.

Die auf die Einwanderung bezügliche Gesetzgebung.

Diese Gesetzgebungsabtheilung war bis zur Kammerstzung des Jahres 1850 eine sehr kümmerliche und wenn sie überhaupt bestand, nur spezieller Natur für einzelne Fälle berechnet. Die einzige Maßregel allgemeiner Art, der wir uns zu entsinnen vermögen, ist der Artikel 76 des 3. Capitels eines Reichsgesetzes vom 28. October 1848, welcher einer jeden Provinz des Kaiserreichs ein Gebiet von 6 Leguas im Quadrate (36 Quadrat-Leguas) zuweist, die ausschließlich zur Colonisation freier Arbeiter verwendet werden durften. Bis dahin hatten die Reichs- wie die Provinzial-Regierungen sowohl mittelst Doçães (Schenkungen), als Sesmarias (Belehnungen) die bestgelegenen Ländereien mit verschwenderischer Hand vergeben. Nie war es Jemandem beigefallen, der Regierung Land abzukaufen; konnte doch jeder nach Belieben das nächste Stück Regierungsland okkupiren und brennen und pflanzen nach Gutdünken und Wunsch. Seine Gegenwart auf dem Lande war ein so giltiger Besitztitel als irgend ein schriftlicher und nicht allein Regierungs- oder wie man in Brasilien sagt, devolute Ländereien wurden von diesen Posseiro's besucht, sondern selbst auf Privatländereien konnten sie sich einnisten. Warf sie der Grundbesitzer nicht gleich im Beginne ihrer Niederlassung hinaus (und hiegegen schützte sie die unendliche Ausdehnung der meisten Grundbesitze, welche den Eigenthümer hinderte ihre Niederlassung frühzeitig genug zu entdecken), so schützte sie das Landesgesetz, welches verordnete, daß der Grundbesitzer sie wohl verweisen durfte, aber auch gehalten wurde, ihnen den gerichtlich geschätzten Werth der sogenannten Bemfeitorias, als Ausrodungen, Pflanzungen, Obstbäume, Hütte u. zu ersetzen; deren Summe den Werth des Bodens, der damals nur nach der Lage geschätzt ward, häufig so sehr überstieg, daß der Grundherr lieber den Posseiro schalten und walten ließ. War jedoch der Posseiro eine Anzahl von Jahren ungestört im Besitze seiner Niederlassung geblieben, so erwuchs ihm ein gesetzliches Recht auf den angebauten Boden.

Das Privatland hatte bei solcher Sachlage, wo Regierungsland für Jeden, der nur zugreifen wollte, umsonst zu haben war, keinen anderen Werthmesser, als den einer Bebauung oder Bemfeitorias, sowie seiner günstigen Lage in der Nähe einer Stadt oder an schiffbaren Gewässern. Un-

bebautes von Communicationsmitteln, wenn auch nur wenig entferntes Land war nahezu werthlos.

Die Donationen und Belehnungen, deren wir erwähnt, trugen zu dem allgemeinen Wirrwarr noch mehr bei. Selten richtig vermessen, meist nur in der Fronte, gaben sie häufig Anlaß zu Prozessen, die mit mehr als gewöhnlicher Langsamkeit geführt wurden.

Die Landbewilligungen waren an gewisse Bedingungen geknüpft, so waren die Campländereien bewilligt zum Zwecke der Viehzucht, während die meisten Walbländereien unter der Bedingung, sie zu kolonisiren, verliehen wurden.

Mit allen diesen Belehnungen war der Rückfall der Sesmaria verbunden, wenn den Bedingungen der Belehnung binnen einer gewissen Zeit nicht entsprochen ward. Dieser Rückfall wurde aber, eben der verworrenen Eigenthumsverhältnisse, sowie der Werthlosigkeit des Landes wegen, endlich auch aus Nachlässigkeit der Behörden nie effectuirt, die übrigens, um der Wahrheit die Ehre zu geben, diesen Augiasstall von der portugiesischen Regierung her überkommen hatte.

Der Einwanderer hatte nur die Alternative, auf Staatskolonien sich niederzulassen, die an Zahl, wie Ausdehnung zu beschränkt waren, um selbst wenige Hunderte auf einmal aufzunehmen oder von Privaten Land zu kaufen, ein sehr zeitraubendes und bei der damals herrschenden Verwirrung über ländliches Eigenthum häufig betrügerisches Geschäft. Privatkolonien jener Zeit waren nicht der Erwähnung werth, so daß die Auswanderung nach Brasilien so ziemlich einer Waghalsigkeit glich, wenigstens mit europäischem Auge betrachtet. Von jener Zeit her datirt sich dann auch das Vieblingschlagwort aller Brasilienfeinde: die mangelnden Garantien.

Diese Garantien nun und zwar in reichlichem Maße gewährt das Gesetz vom 18. September 1850, das sogenannte Landgesetz, Lei das terras devolutas, das durch siebenjährige Diskussion genügend erörtert, dennoch bei seiner Ausführung im Jahre 1854 noch mildernde Modificationen erlitt; das wirklich als das Meisterwerk des brasilianischen Parlaments und als Fundament einer neuen socialen Ordnung in jenem Reiche, sowie als der entschiedenste Schritt zur Herbeileitung freier Arbeitskräfte, des Stromes der europäischen, vorzugsweise deutschen Einwanderung zu betrachten ist.

Wir bringen dies Gesetz hier und begleiten es, wo nöthig, mit Erläuterungen:

Gesetz Nr. 106 vom 18. September 1850:

Wir Dom Pedro II. sc.

Artikel 1. Es werden alle Arten von Erwerb devoluter Ländereien, außer durch Kauf, eingestellt; hievon sind die an den Landgränzen des Kaiserreichs in einem Gürtel von 10 Leogas belegenen Ländereien ausgenommen, die gratis vergeben werden können.

Anmerkung. Der Verkauf der devoluten oder Staatsländereien geschieht nur gegen comptant; was die Begünstigung der Gratiisländereien an den Reichsgrenzen betrifft, so ist sie für den Einwanderer illusorisch, wenigstens für jetzt, da diese Grenzen zu weit abliegen und die sehr un-

ruhigen Nachbarn, die spanischen Mischlinge, solche Besitzungen keineswegs sicher oder angenehm machen. *)

Artikel 2. Diejenigen Personen, welche auf devoluten oder andern Ländereien auf eigene Faust sich niederlassen, die Waldungen niederschlagen oder abbrennen, werden zur Entfernung ohne Entschädigung für hergestellte Bauten und Pflanzungen (Bemfeitorias) gezwungen und erleiden noch 1—6 Monate Arreststrafe und eine Geldbuße von 100 \$ rs. und müssen überdies den verursachten Schaden ersetzen. Diese Strafen finden jedoch nicht Statt, wenn Uebergriffe zwischen aneinander gränzenden Landbesitzern geschehen.

Einziger Paragraph. §. Die Rechtsrichter (Juizes de direito) haben bei den in Folge der Gesetze und Vorschriften stattfindenden Bestrafungen zu untersuchen, ob die Behörden, denen die Amtshandlung dieser Verbrechen zusteht, alle Vorsicht und Aufmerksamkeit während des Prozesses und bei der Bestrafung desselben zeigen; auch werden sie diesen, falls eine Nachlässigkeit vorliegt, eine Geldstrafe von 50—100 \$ rs. auferlegen.

Anmerkung. Wer das Vorhergesagte mit Aufmerksamkeit gelesen, dem kann die ganze Tragweite dieses Artikels nicht entgehen. Daß die angedrohten Strafen auf Uebergriffe an einander gränzender Landbesitzer nicht dieselbe Anordnung finden, ist nur billig und besonders in den obschwebenden Gränzstreitigkeiten, schlechter Vermessung wegen, begründet. Der einzige Paragraph dieses Artikels verpflichtet die Ober- oder Rechtsrichter bei ihren jährlichen Rundreisen, die ihnen untergeordneten Beamten in dieser Hinsicht besonders strenge zu kontrolliren und ermächtigt sie zu Strafen, die bei den milden brasilianischen Gesetzen als besonders hart erscheinen.

Artikel 3. Devolute Ländereien sind:

§ 1. Diejenigen Ländereien, die zu keiner öffentlichen weder Reichs- noch Provinzial- noch Gemeinde-Verwendung bestimmt sind.

§ 2. Solche, welche sich nicht im Privatbesitz befinden, der auf irgend einen gesetzlichen Titel gegründet ist, oder welche als Belehnungen (Sesmarias) oder auf andere Art von der Reichs- oder Provinzial-Regierung bewilligt wurden; diese letztere, jedoch nur dann, wenn sie nicht in die bestimmte Conventionalstrafe verfallen, weil sie die Bedingungen der Vermessung, Bestätigung und der Kultivirung dieser Sesmarien nicht nachgekommen sind.

§ 3. Diejenigen Ländereien, welche nicht als Sesmarien oder andere Regierungs-Concessionen vergeben sind, die trotzdem sie der Conventionalstrafe verfallen, durch dieses Gesetz wieder rechtskräftig hergestellt werden.

§ 4. Ferner jene, welche sich nicht schon in Besitz befinden, der trotzdem er ohne irgend einen Rechtstitel ergriffen wurde, durch dieses Gesetz legitimirt wird.

Artikel. 4. Es werden hiermit in Rechtskraft gesetzt, alle von der Central- oder Provinzial-Regierung erteilten Sesmarias oder andere

*) Anmerkung. Einige Verträge mit Colonisations-Unternehmern wie die bezüglich Blumenau, Dona Francisca, Maria da Solebade u. gestatten ausnahmsweise eine nachträgliche Zahlung des Kaufpreises.

Koncessionen die kultivirt sind oder Anfänge der Kultur aufzuweisen haben und von den Besitzern (Sesmeiros oder Concessionarios) oder von ihren Stellvertretern gewöhnlich bewohnt werden, wenn auch irgend eine der andern Bedingungen nicht erfüllt wurde, unter denen sie vergeben wurden.

Artikel 6. Es werden ebenfalls legalisirt, alle friedlichen (*mansas e pacificas*) Besitzergreifungen, die durch die erste Niederlassung oder vom ersten Besitzergreifer erworben wurden, wenn sich selbe bebaut finden oder Anfänge des Anbaues zeigen und zum gewöhnlichen Aufenthalt des betreffenden Besitzers oder seines Stellvertreters dienen und zwar unter folgenden Bedingungen:

§ 1. Jedes so im Besitze befindliche zum Ackerbau oder zur Viehzucht bestimmte Land erhält außer dem bereits benutzten oder zur Weide für das Vieh des Besitzergreifers nöthigen Lande, noch einmal so viel unangebautes, devolutes, zunächst anstoßendes Land, doch in der Weise, daß die Gesamtausdehnung des Besitzers keine *Sesmaria* für Ackerbau und Viehzucht übersteigt, wie sie zuletzt in der nämlichen oder den nächsten *Comarcas* bewilligt worden.

§ 2. Derlei Besitzungen, welche sich auf *Sesmarien* oder andern Regierungsconcessionen befinden, die nicht der Konventionalstrafe verfallen, oder durch dieses Gesetz wieder in Kraft gesetzt wurden, werden nur den Umständen gemäß insofern legalisirt, daß sie rechtmäßige Ansprüche auf Entschädigung für die auf ihnen hergestellten *Bemseitorias* geben. Ausgenommen von dieser Regel ist der Fall, wenn sich zu Gunsten der Besitzergreifung einer der folgenden Punkte herausstellt: 1) Daß sie durch früheren gerichtlichen Spruch zwischen den eigentlichen Besitzern und den Besitzergreifern gut geheißsen worden oder 2), daß sie seit der vorgeschriebenen Vermessung 10 Jahre lang sich im unge störten Besitze derselben befanden.

§ 3. Mit Ausnahme des im vorhergehenden Paragraphen Erwähnten, genießen die Besitzergreifer die Begünstigungen des Paragraphes 1, indem dem respektiven *Sesmeiro* oder Koncessionär das Land bleibt, was bei der Theilung zwischen den genannten *Possseiros* erübrigt, wobei es ihm frei steht, sich ebenfalls als *Possseiro* zu betrachten und in gleichen Antheil mit den übrigen zu treten.

§ 4. Der gemeinschaftliche Campbesitz der Bewohner eines oder mehrerer Kirchspiele oder *Comarcas* oder Municipien wird in der ganzen Ausdehnung ihrer Marken aufrecht erhalten und dient fortdauernd zu demselben Gebrauch, insofern diesem kein anderes Gesetz entgegensteht.

Anmerkung. Obgleich dieser Artikel scheinbar wenig wichtiger für die Einwanderer ist, so konnten wir ihn, da er in der Feststellung des Landeigenthums einen so wichtigen Bestandtheil ausmacht um so weniger übergangen, als das Besitzthum der Einwanderer um so sicherer gegen ähnliche Störungen geschützt ist.

Artikel 6. Es wird keineswegs als Anfang des Ackerbaus, worauf hin die Wiederinkraftsetzung der von der Regierung erteilten *Sesmarien*

oder Concessionen oder die Legitimation irgend einer Besitzergreifung beansprucht werden könne, betrachtet, wenn auf solchen Ländereien der Wald gerodet, gefällt oder gebrannt und eine Hütte (Rancho) errichtet oder ähnliche Handlungen vollbracht werden, insofern sie nicht vom wirklichen Anbau und dem bleibenden Aufenthalt begleitet sind, wie es der vorstehende Artikel verlangt.

Artikel 7. Die kaiserliche Regierung wird die Frist bestimmen, binnen welcher, die durch Besitzergreifung oder durch Sesmaria- oder andere Concessionen erworbenen Ländereien, die es noch nicht sind, vermessen sein müssen, eben so hat sie die Personen zu bezeichnen und zu instruiren, welche die Vermessung vorzunehmen haben, indem sie hierbei auf die Verhältnisse jeder Provinz, Comarca oder Municipiums Rücksicht nimmt, und indem sie nach Gutdünken mittelst einer Maßregel, welche alle Grundbesitzer einer Provinz, Comarca oder eines Municipiums, welchen der Aufschub zu Gute kommt, in sich schließt, die Frist vertagen kann.

Artikel 8. Die Grundbesitzer, welche die Vermessung innerhalb der bestimmten Frist unterlassen, werden von der Regierung als in die Conventionalstrafe verfallen betrachtet, und sie verlieren dadurch das Recht, das ihnen mittelst Besitzurkunden oder der Vergünstigungen dieses Gesetzes auf die bewilligten Ländereien zusteht, indem sie nur im Besitze jenes Terrains bleiben, das wirklich angebaut ist; alles nicht bebaute Land wird für devolut erklärt.

Anmerkung. Bei der Achtlosigkeit und Verschwendung an Ländereien von Seiten früherer, besonders der Kolonialregierungen hatten nicht allein die unbedeutenden Besitzergreifungen der kleinen Possesores, deren wir weiter oben erwähnten, stattgefunden, sonder jeder Grundbesitzer riß alles Staatsland, daß an seine Besitzungen gränzte und ihm sonst günstig gelegen schien, an sich. Besonders war dies in den Viehzucht treibenden Distrikten Südbraßiliens der Fall, da die große Anzahl von Rinder- und Pferdeherden ungemein ausgedehnte Weideplätze erforderte. Trotzdem nun dieser Viehreichthum um neun Zehntel vermindert ist, so betrachtet doch jeder Estancieiro das an sich gerissene Land als sein Eigenthum und so ist denn Mancher im Besitze von 10, 12 auch 20 und 30 Quadratlagoas Landes, während für seinen Viehstand der 10ten Theil genügen würde. Diesem Mißbrauche energigisch abzuhelpen und doch selbst gegen geglaubte Rechte schonend aufzutreten und dem Staate sein widerrechtlich entfremdetes Eigenthum zum Zwecke vernünftigerer, das Wohl des ganzen Landes im Auge habenden Verwendung zurückzugeben, dienen alle diese, wie die folgenden Bestimmungen.

Artikel 9. Auch außer der zu bestimmenden Frist, hat die Regierung devolute Ländereien vermessen zu lassen, indem hierbei die Gränzen der Landbewilligungen und Besitzergreifungen, die den Artikel 4 und 5 entsprechen, respektirt werden. Keinerlei Widerspruch von Seiten der Grundbesitzer wird diese Vermessung hindern; aber man wird die Widerspenstigen im Auge behalten, um ihre Widerseßlichkeit auf kurzem Wege vor Gericht zu bringen. Ebenso wenig werden juristische Streitigkeiten

zwischen den einzelnen Grundbesitzern, die auf die Ausführung des gegenwärtigen Gesetzes bezüglichen Maßnahmen verhindern.

Artikel 10. Die kaiserliche Regierung hat zu versuchen, das Staatsgut von den Privatländereien abzugrängen, indem sie die Ausführung an hierzu passende Behörden oder an Spezialkommissäre überträgt, welche administrativ vorgehen werden, indem sie Zweifel und Fragen nach Gutdünken entscheiden. Rekurse gehen an den Provinz-Präsidenten und der letzte findet an das Ministerium statt.

Artikel 11. Die Posseiros sind verpflichtet, sich Besitzurkunden, Titel, von den Ländereien zu verschaffen, die ihnen kraft des Gesetzes zugesprochen werden; ohne solche können sie dieselben weder verpfänden noch auf irgend eine Art veräußern. Diese Urkunden werden von den durch die kaiserliche Regierung bestimmten Provinzial-Landämtern ausgestellt, wofür 5 Milreis Kanzleikosten für einen Landstrich, der 500 Braffen im Quadrat (250,000 Quadrat-Braffen = 463 preussische Morgen) nicht übersteigt und eben so viel für jedes gleiche Quadrat, das sein Besitzthum mehr enthält; ferner 4 Milreis für die Anfertigung ohne weitere Sporteln und Gebühren zu entrichten sind.

Artikel 12. Die kaiserliche Regierung behält von den devoluten Ländereien zurück, die sie für nothwendig hält: 1) zur Kolonisation der Eingebornen; 2) zur Gründung von Ortschaften, Eröffnung von Straßen und sonstigen andern Leistungen und zur Errichtung öffentlicher Gebäude und Anlagen zum Schiffsbau.

Artikel 13. Die Regierung wird gleichfalls kirchspielweise ein Register sämmtlicher im Besitz befindlicher Ländereien einrichten lassen, zufolge den Erklärungen der betreffenden Besitzer, indem sie Geld- und andere Strafen über jene verhängt, welche falsche Erklärungen abgeben, oder sie in der bestimmten Frist abzugeben unterlassen.

Artikel 14. Die kaiserliche Regierung wird bevollmächtigt, die devoluten Ländereien im öffentlichen Aufstrich oder außer demselben zu verkaufen, wie und wann sie es für passend hält, indem sie vorher jenen Theil der Ländereien, der zum Verkauf kommt, messen, abtheilen, abgrängen und beschreiben läßt unter Beachtung folgender Regeln:

§ 1. Die Messung und Demarkation wird, sobald die Lokalverhältnisse es erlauben, durch mit dem wahren Meridian von Norden nach Süden gleichlaufende Linien und durch andere, welche sie in rechten Winkeln in der Art durchschneiden, daß sie Loose oder Quadrate, von 500 Braffen auf jeder gehörig bezeichneten Seite bilden, geschehen.

§ 2. Diese Loose, sowie der Landüberschuß dort, wo man die oben angeführte Theilung nicht durchführen kann, werden separirt und um den niedrigsten Preis verkauft, der im Bornherein bestimmt und baar bezahlt werden muß und je nach der Güte und Lage der Loose und Ueberschüsse einen halben, einen ganzen Real, $1\frac{1}{2}$ —2 Reis für die Quadratbraffe beträgt. (Also pr. Loos 125—150—375—500 Milreis oder pr. preussischen Morgen 7—14—21—28 Silbergroschen).

§ 3. Der Verkauf außer den öffentlichen Versteigerungen wird nach einem, niemals unter dem fixirten Minimum nach Beschaffenheit und Lage der betreffenden Loose und Ueberschüsse sich richtenden Preise in der Provinz Rio de Janeiro bei dem öffentlichen Schatzkammertribunal unter Beziehung des Chefs des allgemeinen Landamts und in den andern Provinzen des Reichs bei den dortigen Schatzkammern (Thesourarias) unter Beziehung eines Abgeordneten des benannten Chefs und nur mit Beistimmung des betreffenden Präsidenten geschehen.

Artikel 15. Die Besitzer von Ackerbau- oder Viehzuchtländereien, wie immer ihre Ansprüche auf deren Erwerbung beschaffen sein mögen, haben das Vorkaufsrecht bei den devoluten Ländereien, welche an die ihrigen stoßen, insofern sie durch den Stand ihrer Landkultur oder ihrer Viehzucht beweisen, daß sie die nöthigen Mittel zu deren Ausbeutung besitzen.

Artikel 16. Die devoluten Ländereien, die so verkauft werden, bleiben immer folgenden Beschränkungen unterworfen:

§ 1. Muß das zur Herstellung öffentlicher Straßen von einer Ortschaft zur andern oder zu irgend einem Einschiffungsplatz nöthige Terrain abgetreten werden, natürlich unter rechtlichem Vorbehalt auf Entschädigung der darauf befindlichen Bemseitorias, so wie des occupirten Grund und Bodens selbst.

§ 2. Muß den Nachbarn gratis die Anlage eines Weges gestattet werden, der ihnen unumgänglich nothwendig ist, um auf eine öffentliche Straße zu einer Ortschaft oder einem Landungsplätze zu gelangen und gegen Entschädigung dann, wenn ihnen derselbe zur Abkürzung des Weges um ein Viertel von dessen Länge oder mehr nützt.

§ 3. Muß gestattet werden, daß das unnütze Gewässer daraus gezogen werde, ebenso den Ablauf desselben durch das Landloos, dem aber die Entschädigung der Bemseitorias und des zu occupirenden Terrains vorausgehen muß.

§ 4. Muß man sich den Bestimmungen der betreffenden Gesetze in Bezug auf was immer für welche in dem Loose zu entdeckenden Minen unterwerfen.

Artikel 17. Die Fremden, welche Ländereien kaufen und sich auf selben ansiedeln oder auf eigene Kosten irgend einen Gewerbszweig in Bande ausüben, können, wenn sie wollen, nach zweijährigem Aufenthalte auf dieselbe Art, wie die Kolonisten von San Leopoldo naturalisirt werden und bleiben vom Militärdienste befreit; nur müssen sie den Dienst als Nationalgarden ihres Municipiums versehen.

Artikel 18. Die Regierung wird ermächtigt, jährlich auf Kosten des öffentlichen Schatzes eine gewisse Anzahl freier Kolonisten kommen zu lassen, um sie für eine bestimmte Zeit in ackerbaulichen Niederlassungen, oder zu von der öffentlichen Administration geleiteten Arbeiten, oder zur Bildung von Kolonien an Orten, wo dies am meisten paßt, zu verwenden, wobei im Vorhinein die nöthigen Maßregeln zu treffen sind, daß solche Kolonisten gleich bei ihrer Ausschiffung in Verwendung treten. Auch

auf die so eingeführten Kolonisten finden die Bestimmungen des Artikels 17 ihre Anwendung.

Anmerkung. Die Einwanderer von denen in diesem Artikel die Rede ist, sind die Halbpachtarbeiter, die Straßenbau- und Eisenbahnarbeiter, endlich die chinesischen Kolonisten, welche man in neuerer Zeit bereits in Brasilien einzuführen begonnen hat.

Artikel 19. Der Ertrag der Kanzlei-Steuer und des verkauften Landes, wovon die Artikel 11 und 14 handeln, werden ausschließlich verwandt: 1) zur weiteren Vermessung der devoluten Ländereien und 2) zur Einfuhr freier Kolonisten in Gemäßheit des vorhergehenden Artikels.

Artikel 20. Insofern der erwähnte Ertrag nicht zu diesen Auslagen hinreicht, wird die Regierung jährlich den hierzu nöthigen Kredit verlangen, wozu ihr außer den Ueberschüssen der schon früher zur Begünstigung der Kolonisation bewilligten Kredite noch die Summe von 200 Contos de Reis (fast 170,000 preuß. Thlr.) angewiesen wird.

Artikel 21. Die k. Regierung wird autorisirt, ein specielles Amt, welches sich Allgemeines Staats-Ländereien-Amt [Repertição Geral das Terras Publicas] nennen wird, mit dem nöthigen Reglement zu errichten; dieses Amt hat sich mit der Direction der Vermessung, Eintheilung und Beschreibung der devoluten Ländereien und ihrer Erhaltung, Fiskalisation des Verkaufs und der Verwendung des Ertrages, sowie mit dem Betriebe der nationalen und fremden Kolonisation zu beschäftigen.

Artikel 22. Die Regierung wird gleichfalls autorisirt, in den Reglements zur Ausführung gegenwärtigen Gesetzes Arreststrafe bis zu 3 Monaten und Geldbußen bis zu 200 Milreis festzusetzen.

Artikel 23. Alle entgegengesetzten frühern Bestimmungen werden hiedurch außer Kraft gesetzt.

Wir befehlen dadurch allen Behörden &c. &c. &c.

Die Chiffre und das Siegel des Kaisers.

Bisconde de Mont Alegre,
Ministerpräsident.

Dieses wohlthätige, die Verhältnisse des brasilianischen Grundbesitzes mit einem Schlage neugefaltende Gesetz konnte, wie wir dies bereits erwähnt haben, erst nach siebenjähriger Diskussion die Genehmigung des Reichstages erlangen. Es war nämlich in der Sitzung des Jahres 1843 zum ersten Male eingebracht worden und nur der unerhörten Ausdauer des Antragstellers, sowie der Männer dieser Partei ist es zu danken, daß dieses Gesetz, das bei seinen so durchgreifenden Reformen alle Anfänger des Altes, sowie die große Anzahl jener, welche sich Regierungsland zugeeignet hatten, zu Gegnern zählen mußte, durchging. Aber selbst, nachdem es votirt war, erhoben sich so zahlreiche und gewichtige Stimmen gegen dasselbe, daß die Ausarbeitung des Reglements, das dem todten Buchstaben des Gesetzes das praktische Leben einhauchen sollte, erst im August 1853 vollendet und am 30. Januar 1854 als kaiserliche Entschließung publicirt werden konnte.

Die Feststellungen dieses Reglements, insofern sie die Ordnung des Grundbesitzes betreffen, können wir um so leichter übergehen, als sie der wenig modificirte Ausfluß der Anordnung des Gesetzes sind.

Bis nun die Verichtigung der Privatbesitze stattgefunden hat, wofür ein ziemlich langer Termin bestimmt wird, ordnet das Reglement die Inangriffnahme der unbezweifelten dem Staate gehörigen Ländereien mittelst Vermessung, Eintheilung und Verkaufs an. Die Art und Weise, wo und wie diese Arbeiten beginnen, sowie alles auf Einwanderung und Kolonisation Bezügliche wird dem laut Gesetz aufzustellenden Allgemeinen-Staats-Land=Amt (Repartição Geral das Terras Publicas) anheimgegeben, welche Behörde durch das Reglement definitiv constituirt wird. Welche Wichtigkeit man diesem General-Landamt beimißt, mag die Ernennung des unermüdlischen und denkenden Herrn Manoel Felizardo de Souza e Mello zum Director desselben beweisen, der früher 5 Jahre Kriegsminister gewesen und nun Senator des Kaiserreichs ist.

Eben so ist auch die Ernennung des Deputirten Dr. Bernardo A. Nascences de Azambuja zum Secrétaire oder Official = Major bedeutungsvoll.

Die Funktionen dieser Behörde sind:

1) Die Vermessung und Theilung der Staatsländereien zu leiten und über ihre Erhaltung zu machen.

2) Bald möglichst ein Special-Reglement für die Vermessung festzustellen.

3) Diejenigen Ländereien zu bezeichnen und dem Gouvernement vorzulegen, welche für die Indianeransiedlungen, für die Gründung von Ortschaften, für Straßen und Wege und für öffentliche Unternehmungen zu reserviren sind.

4) Dem Marineministerium genaue Aufschlüsse über diejenigen Staatsländereien zu geben, welche zum Fällen von Bauholz zurückzubehalten sein dürften.

5) Den jährlich zum Verkauf zu stellenden Theil der Staatsländereien zu bestimmen.

6) Die Vertheilung derselben und ihren Verkauf zu ordnen.

7) Die Colonisation des Landes zu befördern.

8) Die Register über die in Privatbesitz übergehenden Ländereien zu führen.

9) Ein Reglement für ihre Kanzlei und ihre Delegaten in den einzelnen Provinzen zu entwerfen und der Bewilligung des Gouvernements vorzulegen.

10) Endlich alles das zu thun, vorzulehren und vorzuschlagen, was die Erfahrung als wünschenswerth, oder nothwendig für eine sachgemäße Ausführung des Gesetzes vom 18. September 1850 herausstellt.

Ferner bestimmt das Reglement, daß die Regierung in jeder Provinz, in der sich unbesetzte Staatsländereien vorfinden, sobald sie selbe zur Vermessung und Parcellirung behufs des Verkaufes gelangen lassen will, je

eine Specialbehörde zu diesem Zwecke aufstelle, welche aus einem Delegaten des Generaldirectors und den nöthigen Beamten gebildet wird.

Solche specielle Landämter bestehen im Augenblick bereits in den Provinzen Alto Amazonas, Pará, Maranhão, Paraná, Alagoas, Sta. Catharina, Bahia, Pernambuco und S. Paulo und das Relatorium des General-Landdirectors für 1856 beantragt die sogleiche Errichtung solcher Ämter für jede der noch übrigen Provinzen.

Diesen Special-Landämtern stehen behufs der Vermessung und Abgrenzung der Staats-Ländereien General-Inspectoren zur Seite, welche meist dem Offiziersstande der wissenschaftlichen Korps entnommen sind.

Schließlich enthält das Reglement noch Folgendes über den Verlauf der devoluten Ländereien.

Je nachdem die Regierung unter Berücksichtigung der gegebenen Umstände es vortheilhaft findet, soll der Verkauf der einzelnen Parzellen in öffentlicher Versteigerung oder außerhalb solcher bewirkt werden. Die Versteigerung wird von den von der Regierung bezeichneten Behörden an den dazu bestimmten Orten vorgenommen.

Die Parzellen, welche zur Versteigerung gebracht und nicht verkauft werden, können später bei der Thesouaria der betreffenden Provinz gekauft werden, welche unter der Aufsicht des betreffenden Delegaten des General-Land-Directors die Verkaufsverträge abzuschließen und dem Präsidenten der Provinz vorzulegen hat.

Dagegen bleibt der Verkauf derjenigen größeren Parzellen, welche nicht zur öffentlichen Versteigerung zu bringen passend erscheint, der Reichsfinanzverwaltung vorbehalten.

Diesenjenigen Ländereien, welche für Begründung von Ortschaften bestimmt sind, sollen nicht verkauft, sondern in Parzellen nicht größer als 10 Braßien in der Länge und 50 in der Tiefe in Pacht gegeben werden. Dabei sollen der Pachtzins und die Laudemialgelber für Pflasterung und Verbesserung der Straßen, für Anlage von Wasserleitungen und sonstige theils für die Salubrität, theils für die Verschönerung des Plazes wünschenswerthe Arbeiten verwendet werden. So lange die Ortschaft noch nicht zur Villa erhoben, sollen diese Einnahmen in der von der Regierung vorgeschriebenen Weise verwaltet und verwandt werden, später durch die Municipalbehörde, jedoch für keine anderen, als die angegebenen Zwecke.

In Europa herrscht über die Faulheit und Arbeitscheu der Creolen in jeder Hinsicht nur eine Stimme, die des ungünstigen Vorurtheils; was nun das General-Landamt in den anderthalb Jahren seines Bestehens vom Anfang 1854 bis zur Eröffnung des Reichstages von 1856 geleistet, ist bei seinem geringen Beamtenstatus, der 8 Personen nicht überschritt, der Arbeitsfähigkeit jedes europäischen Bureau wenigstens ebenbürtig.

Außer den Specialreglements über die Vermessung, über die Spezial-Landämter und die General-Inspectionen, ausgebehnte und durchdachte Arbeiten, außer der voluminösen Correspondenz mit 19 Provinzpräsidenten und den verschiedenen Delegirten, sowie zahllosen Privatspeculanten, fand das General-Landamt noch Zeit genug, um zum Wohle der Ureingeborenen, sowie der Einwanderer neue Maßregeln zu veranlassen und haben auch noch

nicht alle den gewünschten Erfolg gehabt, so darf uns doch bei der Zähigkeit des Herrn Manoel Felizardo, der Einsicht des Ministeriums und des Reichstags um endliche Votirung des Gewünschten durchaus nicht bangen.

Der größte in dieser Beziehung erfochtene Triumph, der dem Ministerium, wie dem Reichstage gleiche Ehre macht, ist die Bewilligung eines Kredits von 6000 Contos de Reis, fast 5 Millionen Thaler preuß. Cour. zum Zwecke der Kolonisation des Landes. Mit so reichlichen Mitteln kann Großes geschaffen werden und sind auch die Minister dem verzweifeltsten Aufschrei der nationalen Agrikultur-Industrie gegenüber genöthigt, vorerst einen großen Theil ihrer Aufmerksamkeit, sowie jener Mittel der Herbeischaffung von Arbeitern, also der Errichtung von Halbpachtkolonien zu widmen, wie der Minister des Innern am Reichstage in längerer Rede zugestand, so ist die Summe doch hinreichend genug, um auch dem System der kleinen Grundbesitzer bedeutende Förderung und Unterstützung zuwenden zu können.

Der Minister erklärte übrigens ganz offen, daß nur ein besonderer Ausnahmefall, wie die Epidemien der vergangenen Jahre und die dadurch hervorgerufene allgemeine Calamität ihn zu diesem Schritte zu bewegen im Stande sei, da er das Heil des Landes in dem System des kleinen freien Grundbesitzes erblicke und das Halbpachtwesen und alle ähnlichen Maßregeln nur als den Uebergang zu jenen betrachte.

Beweis dafür, daß dies keine leeren Worte waren, sind die reichliche, ja großmüthige Unterstützung, welche die Regierung mittelst des General-Landamtes auf kontraktlichem Wege den hervorragendsten sowohl der bereits bestehenden, als einigen eben zu begründenden Privatkolonien, welche doch hauptsächlich das System des kleinen, freien Grundbesitzes repräsentiren, zukommen ließ.

Wir verstehen darunter die Kontrakte, welche das General-Landamt mit den Unternehmern der Kolonien Blumenau, Dona Francisca, dem Prinzen Joinville, Dona Thereza, dem Grafen Montravel, Herrn Rheingang und einigen andern abgeschlossen, welche letztere aber, als nicht zu Südbraßilien gehörig, nicht in unsere Betrachtungen passen.

Diese Kontrakte sind, wie wir wohl zu bemerken bitten, vor der großen Kreditbewilligung, meist Ende 1855 abgeschlossen worden und geben daher einen richtigen Maßstab für das ab, was die Regierung zu Gunsten der Kolonisation zu thun geneigt sein wird, wenn sich ihr neben den Mitteln auch noch die Gelegenheiten bieten.

Der Inhalt der gedachten Kontrakte ist hauptsächlich der, daß die k. Regierung die Kolonien, mit deren Gründern sie solche abschloß, als Knotenpunkte für eine ausgedehnte, künftige Kolonisation betrachtet; darauf und um selben den hiezu nöthigen schnellen Zuwachs zu ermöglichen, sind die in den Kontrakten gemachten Zugeständnisse berechnet. Diese sind im Wesentlichen überall die folgenden:

Die Unternehmer verpflichten sich, eine verhältnißmäßige Anzahl von Einwanderern binnen einer bestimmten, meist kurzen Zeit auf den von ihnen bereits angelegten oder noch anzulegenden Kolonien anzusiedeln.

Von diesen müssen 90 pCt. Landbauer und 10 pCt. Handwerker sein.

Es müssen zu ihrem vorläufigen Obdach Empfangshäuser für wenigstens 200 Menschen errichtet sein; die armen Einwanderer sind acht Tage lang unentgeltlich zu verpflegen und ihnen auf 6 Monate lohnende Arbeit anzuweisen.

Die Unternehmer haben die Straßen und Wege innerhalb der Kolonien, einige auch außerhalb derselben herzustellen. Endlich unterliegt die Unternehmung bei Nichterfüllung der Bedingungen einer Geldstrafe von 4:000 \$.

Dagegen verpflichtet sich die Regierung den Unternehmungen zur Deckung der aus den vorhergehenden Bestimmungen erwachsenden Kosten einen Betrag in Form einer Prämie zu liefern, welche für jeden Einwanderer, gleichviel, welchen Geschlechtes der zwischen 10 und 45 Jahren steht, 30 \$, sowie für Kinder von 5 — 10 Jahren 20 \$ beträgt. Doch varriirt diese Prämie.

Die Regierung baut ferner Kirchen und Schulen, sowohl für Katholiken als Protestanten und besoldet die Pfarrer und Schullehrer beider Konfessionen.

Auch den Bau von Verbindungsstraßen mit den Nachbarländern, dort wo solche nothwendig oder höchst wünschenswerth sind, übernimmt die Regierung.

Ferner gewährt sie die Ausdehnung der speciellen Begünstigungen, welche solche Unternehmungen genießen und manche Vortheile beim Ankaufe von Staatsländereien.

Die großartigste Unterstützung erfuhr übrigens der Kolonisationsverein in Rio de Janeiro.

Dieser bildete sich im verflossenen Jahre unter der Regide des Generallandamts selbst und der einflußreichsten Deputirten und steht unter der Leitung des Sekretärs des Generallandamts, Dr. Bernardo Nascences d'Alzambuja, eines sehr talents- und einsichtsvollen Mannes.

Seine Mitglieder sind der einheimischen Geldaristokratie sowohl als dem fremden Kaufmannsstande entnommen und muß er bei richtiger Leitung einen immensen Einfluß auf den Fortschritt des Landes nehmen, da ihm außer den riesigen Mitteln eines großen Aktienkapitals auch noch die Beihilfe der Regierung in bis jetzt unerhörter Ausdehnung zu Gebote steht.

Der deßfalls mit der kaiserlichen Regierung abgeschlossene Vertrag lautet folgendermaßen:

Die Regierung bewilligt dem Centralverein für Kolonisation ein unverzinsliches Darlehen von 1000 Contos de Reis für den Zeitraum von fünf Jahren, nach deren Ablauf die Rückzahlung in der Art einzutreten hat, daß von sechs zu sechs Monaten 10 % des Darlehenskapitals bezahlt werden, mithin in 5 Jahren das Ganze erstattet werde.

Ferner wird ihm bewilligt die Prämie von 30 \$ rs. für jeden Einwanderer (weiblich oder männlich) zwischen 10 und 45 Jahren und für jeden zwischen 5 und 10 Jahren 20 \$, jedoch so, daß nur $\frac{1}{2}$ dem Centralverein bei beschleunigter Abfahrt eines Transportes aus einem der Aus-

wandererhäfen, die anderen $\frac{3}{5}$ also respective 18 und 15 \$ an die Einwanderer selbst acht Tage nach ihrer Ausschiffung in Brasilien gezahlt werden.

Dieser Beitrag kann jedoch auf 50 respective 30 \$ erhöht werden (für die Einwanderer also auf 30 respective 18 \$), wenn es sich herausstellt, daß der Centralverein trotz der Staatsbeihilfe sein Aktienkapital nicht mit 7 % zu verzinsen vermag.

Des Weiteren wird ihm zugestanden: der Erlaß des Kaufzehnten (Siza) von allen Ländereien, welche von ihm für die Depots, Herbergen, Magazine u. für die Colonisten erworben werden; die Küstenländereien, welche an den Stellen noch unbesezt sind, wo er seine Depôts u. errichten will, werden ihm unentgeltlich überlassen; er erhält den Vorzug vor allen Käufern beim Verkaufe von Nationalgütern: endlich das so wichtige und eigentlich ungerechte Privilegium der Expropriation aller Staats- wie Privatländereien, insofern sie sich nothwendig zeigt zum Baue von Straßen nach den Centren der Kolonisation; endlich wird ihm von Seite der Regierung die pekuniäre Unterstützung dieses Straßenbaues zugesagt. Hieran schließt sich die Vergünstigung, daß der Centralverein alle devoluten Ländereien im ganzen Reiche für den Preis von $\frac{1}{2}$ Real die Quadratbrasse (der pr. Morgen zu $6\frac{1}{2}$ Egr.) erwerben kann, ferner aller den übrigen Kolonisationsunternehmungen bewilligten Zoll- und sonstigen Begünstigungen und endlich des ganzen moralischen und thatsächlichen Beistandes der Staatsbehörden zur Erreichung der Vereinszwecke theilhaftig wird, darunter namentlich der Unterstützung durch die brasilianischen Gesandten und Konsuln im Auslande, die Befolgung der Schullehrer und Geistlichen der Confession der Colonisten von Staatswegen unter gewissen Voraussetzungen u. u. u.

Der Centralverein hingegen verpflichtet sich, innerhalb fünf Jahren 50,000 kräftige, gesunde und gut gestittete Einwanderer von 5—45 Jahren in Brasilien einzuführen und anzufiedeln, wovon $\frac{4}{5}$ Ackerbautreibende, ein Fünftel Handwerker oder Arbeiter sein müssen.

Er hat spätestens innerhalb sechs Monaten nach Abschluß dieses Vertrages an den mit der Regierung vereinbarten Orten Gasthäuser und Depôts, in zwei Jahren eine große Central-Empfangsanstalt und in den Provinzen später Filiale herzustellen, wo billige, von der Regierung kontrollirte Preise festgestellt werden.

Der Centralverein hat des ferneren in Europa Kolonisationsagenten aufzustellen und für deren reelle Handlungsweise Sorge zu tragen.

Die Staatsländereien dürfen den Colonisten nur dann übergeben werden, wenn sie vermessen, zur Empfangnahme vorbereitet und für etwaige Krankheitsfälle die unerläßlichsten Vorkehrungen getroffen worden sind.

Schließlich hat der Verein nur das Recht, das Land gegen Baarzahlung oder gegen Erbpacht hintanzugeben.

So weit der Vertrag, auf dessen Ausführung wir begierig harren.

Man kann aus diesen allgemeinen Grundsätzen leicht ersehen, welches glänzende Geschäft einerseits tüchtige Unternehmer hiebei zu machen im Stande sind, als auch wie sehr die k. Regierung für das Beste der Colonisten bedacht ist und welche reiche Zukunft diese vor sich haben.

Wenn die bisher erzielten Resultate einiger betreffenden Unternehmungen noch nicht günstig für die Unternehmer waren, so muß dies ihren zum Theil ganz verkehrten Maßregeln zugeschrieben werden.

Im VIII. Abschnitte werden wir bei jeder dieser einzelnen Kolonien die speciellen Kontrakte genau anführen.

Eine fernere Folge der Bemühungen des General-Landamts ist die Anregung, welche die Legislative erhielt.

So standen oder stehen folgende Geseze in Aussicht:

1) Ein Gesetz, welches das nunmehr besonders in Bezug auf Halbpachtkontrakte, als unzulänglich erkannte Gesetz Nr. 108 vom 11. October 1837 *) abändert, und die Verhältnisse zwischen Dienstgebern und Dienstboten genau regulirt, ein Vorthail, der jedem einleuchtet in einem Lande, wo dies Verhältniß nur zu lose war und wo besonders Arbeiter und andere Dienstleute, auf ihre Unentbehrlichkeit pochend, sehr schwierig zu erhalten waren. Indessen soll in diesem Gesetz keineswegs eine Verschlimmerung in der Lage der dienenden Klasse, wohl aber eine größere Sicherheit eingegangener Verpflichtungen angestrebt werden.

*) Die wichtigsten Paragraphen des Dienstbotengesetzes Nr. 108 vom 11. October 1837 lauten:

Art. 7. Der Dienstgeber, welcher ohne gerechte Ursache den Dienstboten oder Arbeiter verabschiedet vor der kontraktlich festgestellten Frist, hat ihm den ganzen Lohn für den noch übrigen Zeitraum auszuzahlen.

Art. 9. Der Dienstbote u., welcher ohne gerechte Ursache den Dienst verläßt oder davon läuft, vor der im Kontrakte festgesetzten Frist, wird arretirt, wo man ihn finden mag und nicht eher freigelassen, bis er das Doppelte alles dessen bezahlt, was er dem Dienstgeber nach Abzug seines verdienten Lohnes schuldet; kann er nicht zahlen, so hat er dem Dienstgeber die Zeit bis zu Ablauf des Kontraktes gratis zu dienen. Entläuft er abermals, so wird er arretirt und zu Zwangsarbeit verurtheilt.

Art. 12. Jedermann, der in seinem Hause, Landgut oder Niederlassung Jemanden aufnimmt oder duldet, der irgendwem laut Dienstkontrakt verpflichtet ist, hat dem Dienstgeber dessen zu zahlen, was der Dienstbote u. u. ihm schuldet und wird seine Vertheidigung vor Gerichte nicht eher angenommen, bevor er nicht diesen Betrag erlegt hat; es steht ihm übrigens der Regreß an dem Dienstboten u. zu.

Art. 13. Wenn Jemand selbst oder durch Mittelspersonen irgend einen durch Dienstkontrakt an Jemand anderen gebundenen Fremden (zur Entlassung aus dem Dienste) verlockt, hat er dem Dienstgeber das Doppelte dessen zu zahlen, was der Dienstbote u. demselben schuldet und alle Auslagen und Kosten, welche er verursacht; seine Vertheidigung vor Gericht kann nicht vor Deposition des Betrages angenommen werden. Hinterlegt er diesen nicht und hat keinen Besitz, so ist er gefangen zu setzen und zu öffentlichen Arbeiten insoweit zu verurtheilen, bis er mit dem Ueberschusse seines Taglohnes den Dienstgeber zu befriedigen im Stande ist. Sind keine öffentlichen Arbeiten, bei welchen er gegen Taglohn zu verwenden wäre, so ist er zu Zwangsarbeit zu verurtheilen von 3 Monaten bis zu 1 Jahre. Jene, welche für Andere verlocken, sind zu Zwangsarbeit für die ganze Zeitdauer bis zur Erfüllung des Kontraktes des Dienstboten u. zu verurtheilen, jedoch nie unter 6 Monaten, und nicht über 2 Jahre.

2. Ein Gesetz über das Halbpachtssystem, welches folgende Bestimmungen feststellen soll :

a) Ein Minimum des Lohnes oder der Vorschußsumme, welches dem Halbpächter selbst bei Mißjahren in Rechnung gebracht werden muß.

b) Ein Maximum der Zeit, binnen welcher jeder Kolonist seiner Verbindlichkeiten gegen seinen Grundherrn entledigt ist.

c) Ueber die Preiswürdigkeit der gelieferten Vorschüsse, sowie der Ernteresultate.

d) Endlich die Anordnung, daß, wo es immer angeht, die Grundbesitzer Landparzellen von ihrem Besitz vermessen und den austretenden Halbpächtern käuflich überlassen und, wo dies nicht möglich, die kaiserliche Regierung dies auf den nächstbelegenen Staatsländereien vorklehre.

3. Ein Gesetz zum Schutze der Einwanderer gegen schlechte Behandlung, Beföstigung und Unterkunft an Bord der Auswandererschiffe.

4. Ein anderes behufs der Ueberwachung der Kost- und Logirhäuser in den brasilianischen Häfen.

5. Ein Gesetz ferner, das die Verhältnisse der protestantischen Kirche in Brasilien und insbesondere das protestantische Eherecht feststellt, und die Civilehe einführen soll.

6. Endlich ein Gesetz, das den nach zweijährigem Aufenthalt im Lande naturalisirten Deutschen bei Bildung der gesetzmäßigen Gemeinden in Anbetracht ihrer Unkenntniß der portugiesischen Sprache gestattet, alles vor ihren selbstgewählten Friedensrichtern und Subdelegados Verhandelte in deutscher Sprache niederzuschreiben, indem die brasilianischen Behörden es sich vorbehalten, im nöthigten Falle die Uebersetzung durch einen Vertrauensmann bewirken zu lassen.

Unter die übrigen folgenreichen Akte des General-Landamts zählt auch die Landbewilligung, welche auf dessen Betrieb die kaiserliche Regierung der neuen Provinz Paraná gewährte, deren Deputirte in ihrer ersten Versammlung einen jährlichen Betrag von 10 Contos de Reis zur Beförderung der Einwanderung votirt hatten.

Diese Landstrecke muß:

1. Einen Flächenraum von mindestens 10 [1]Legoaß haben und unbefritten devolut sein.

2. Entweder an der Straße von Coritiba nach Antonina selbst oder höchstens eine halbe Legoa davon belegen sein.

3. Fruchtbar, gesund und besonders zum Anbau von Mais, Bohnen und Kartoffeln (also für Deutsche) geeignet sein.

4. So gelegen sein, daß man früher oder später dort eine Ortschaft anlegen könne, wo mit Wahrscheinlichkeit deren Gedeihen entweder durch Handel oder wie sonst immer zu hoffen.

5. Sind diese Bedingungen erfüllt, hat die Provinzial-Regierung Kolonisten herbeigeschafft und ihnen während des ersten Jahres das Nothwendige geliefert, so wird die kaiserliche Regierung eine genügende Anzahl von Stadt- und Landloosen vermessen und eintheilen lassen, um selbe für

eine sehr kleine Entschädigung den erstkommenden tausend Kolonisten zu verpachten.

Man sieht aus der Abfassung dieser Bewilligung, daß die kaiserliche sowohl, als die Provinzial-Regierung gewissermaßen Prämien für die Kolonisten aussetzen, welche sich der Provinz Paraná zuwenden.

Der Pacht, ohne Zweifel ein fast nomineller Erbpacht, ersetzt hier den Barverkauf und erleichtert, im Verein zu den einjährigen Subsidien der Provinz, die Ansiedlung ganz armer Einwanderer, mittelst welcher man einen Knotenpunkt für eine zahlreiche deutsche Einwanderung auf die Hochebene von Coritiba, der für Deutsche fast geeignetsten Gegend Brasiliens, herzustellen wünscht.

Noch sind der Eifer und die Einsicht des General-Landamts, wie des Ministeriums rühmlich zu erwähnen, womit diese Behörden den Bau von Straßen, besonders jener über die Serra da Costa von Coritiba nach Paranaguá und nach Blumenau, sowie nach Rio grande betreiben.

An diese Bestrebungen der Staatsbehörden schließen sich die der Provinzen des Südens würdig an, und hat Paraná trotz seiner beschränkten Mittel und mitten in dem Ungewohnten seiner neuen Lage die Interessen der Kolonisation so fest im Auge behalten, so konnte Rio grande, besonders unter einem so erleuchteten Präsidenten, als Herr Cansanção de Sinimbu sich stets erwies, unmöglich zurückbleiben. Zwar war bereits im Jahre 1851 von einem seiner Vorgänger die Colonie Santa Cruz, jedoch nach dem nur wenig modifizirten alten Systeme der Landschenkung und Subsidirung gegründet worden und hatte trotz ihrer nicht allzu günstigen Lage rasche Fortschritte gemacht. Herr Sinimbu erkannte aber mit richtigem Blick die Mängel des Systems, und indem er den zur vollständigen Begründung jener Colonie festgesetzten Termin nicht erneuerte, setzte er ein anderes System an dessen Stelle, das trotz aller Liberalität gegen den einzelnen Einwanderer das Wohl der übrigen Provinz nicht unbeachtet ließ.

Dieses System ist in dem Gesetz vom 30. November 1854 formulirt, welches die Provinzialversammlung von Rio grande votirte. Es lautet:

Artikel 1. Die Kolonisation der Provinz wird auf den Verkauf der Ländereien basirt. Zu diesem Zwecke ist der jedesmalige Präsident der Provinz autorisirt, die am geeignetsten gelegenen anzukaufen, im Fall nach den Dispositionen des Artikels 16 des Gesetzes vom 28. October 1848 *) keine der Regierung zu Gebote stehende Ländereien vorhanden sind. Der Verkauf wird unter folgenden Formen und Bedingungen geschehen.

Artikel 2. Der Präsident der Provinz wird die durch die Provinzialversammlung bewilligten jährlichen Summen zum Ankauf für den Anbau geeigneter Ländereien verwenden und dieselben in Kolonien (Loose) von 100,000 □Brassen vertheilen, eintheilen und abstecken lassen, welche an Kolonisten zum Verkaufe ausgeschrieben werden sollen; der geringste Preis jeden Loose ist 300 \$ rs.

*) Dieser Artikel verordnet, daß jeder Provinz 36 □Leguas Staatsland zu Kolonisationszwecken zugewiesen werden, wie wir bereits Eingangs erwähnt.

Artikel 3. Der Präsident der Provinz wird bei der Vermessung und Absteckung der Kolonien die für Wege, Häfen, Kirchen, Kirchhöfe und andere öffentlichen Zwecke von anerkannter Nothwendigkeit erforderlichen Ländereien reserviren.

Artikel 4. Der Verkauf von Kolonien kann auf Termine bis zu 5 Jahren geschehen, wogegen die Kolonisten nach Ablauf dieser Zeit einen Zins von 1 pCt. pr. Monat (provinzialüblicher Zins) zu bezahlen haben, indem nicht nur die Verkaufssumme, sondern auch die ihnen sonst vorgeschossenen Summen bis zur vollständigen Abzahlung hypothecirt bleiben.

Artikel 5. Der Präsident ist autorisirt, den selbstständig eintreffenden Kolonisten eine Summe bis zum Betrage von 50 \$ rs. für Jeden, welchen Geschlechts und Alters er sei, als Reisefubsidien vorzuschießen, mit der Verbindlichkeit der Wiedererstattung in denselben Terminen und unter den Bedingungen des vorhergehenden Artikels.

Artikel 6. Ferner wird der Präsident autorisirt, die für die Unterkunft der Kolonisten unumgänglichen Unkosten, bis sie an ihrem Bestimmungsorte angelangt sind oder sich in ihren eigenen Wohnungen niedergelassen haben, zu bestreiten, ohne daß dieselben zur Wiedererstattung dieser Unkosten verpflichtet sind.

Artikel 7. Der Präsident wird Sorge tragen, daß auch brasilianische ackerbauende und arbeitssame Familien zur Erlangung von Loosen zugelassen und ihnen solche mit denselben Vortheilen und Belastungen, wie das gegenwärtige Gesetz sie feststellt, verkauft werden.

Artikel 8. Die Kolonisten können ihre Ländereien entweder selbst oder durch Tagelöhner bebauen, jedoch darf es weder mit Hülfe von eigenen oder gemietheten Sklaven geschehen, noch dürfen sie solche auf den Kolonien, unter was immer für einem Vorwande, besitzen.

Artikel 9. Der Präsident der Republik wird die bezüglichlichen Anordnungen treffen und die nöthigen Instruktionen zur genauen Durchführung gegenwärtigen Gesetzes geben.

Artikel 10. Alle diesem Gesetz widersprechenden Dispositionen werden hiemit für aufgehoben erklärt. —

Auch dieses Provinzialgesetz hat im Gegensatz zu dem Landgesetz den ausgesprochenen Zweck, ärmere Einwanderer anzuziehen, deren pekuniäre Mittel ihnen nicht die alsogleiche Barzahlung gestattet, welche der Staat als *conditio sine qua non* fordert. Die Provinz verkauft das Land allerdings zu höheren Preisen als der Staat, aber sie hat auch weit mehr Unkosten damit und giebt es in Form eines Darlehens, das zinsfrei nach erst fünf Jahren abzuzahlen ist. Selbst dann noch ist das Darlehen nicht unbedingt zurückzuerstatten, sondern es tritt erst eine allerdings nach europäischen Begriffen hohe, in Rio grande aber mäßige Verzinsung ein.

Es befaßt sich ferner die Provinz direkt mit der Unterkunft der Einwanderer, insolange bis sie auf eigenem Lande Wohnungen errichtet und bezogen haben. Eben so bestreitet sie den Transport von Rio grande bis nach Porto Alegre und von da auf die respective Kolonie. Endlich bewilligt sie, so weit die vorhandenen Mittel reichen, jedem Auswanderer

noch ein zweites baares und wieder unverzinsliches Darlehen mit denselben Rückzahlungsbedingungen als das erste und zwar ein so großes, daß eine Familie von 4 Köpfen 200 \$ rs. baar erhält, eine Summe, welche die Beschaffung der ganzen nothwendigen Hauseinrichtung, des Feldbaugeräthes, des Samens und der Lebensmittel bis zur ersten Ernte, ja bei einiger Sparsamkeit auch des nothwendigsten Viehes ermöglicht, lauter Dinge, welche beim direkten Ankauf von Staatsland durch den Ansiedler ganz und bei der Ansiedlung mittelst großer Unternehmungen zum großen Theile in Wegfall kommen.

Die Provinzverwaltung Rio grande's sucht überhaupt die Einwanderung so viel als möglich zu fördern. Daß sie dabei manchemals falsche Mittel ergreift, ist wohl natürlich, aber nur dann zu entschuldigen, wenn sie ihren Irrthum einsieht und ihn rasch zu verbessern bestrebt ist.

Zu diesen verkehrten Mitteln gehört die Subvention von 40 Contos de réis (34,000 Thlr. pr. Ert.), welche sie im Vereine mit dem Provinziallandtage der Hamburg-Brasilianischen Dampfschiffahrtsgesellschaft bewilligt hat.

Der Einwanderer wird auf diese Art allerdings schneller und wohlfeiler nach Rio de Janeiro kommen. Von da aber nach Rio grande do Sul bleibt noch ein großes Stück Weges zu durchmessen. Ueberdies führt der Auswanderer fast immer vieles und voluminöses Gepäck mit sich, das selbstverständlich auf einem Dampfschiffe, wo begreiflicherweise die Frachtsätze sehr hoch sind, gar nicht oder nur für theures Geld mitgenommen werden könnte.

Würde die Provinz statt dessen diese Subvention den Auswanderungs-Expedienten in den deutschen Seehäfen zugewendet haben, so könnten im Einverständnisse mit diesen die Ueberfahrtspreise bedeutend ermäßigt und fast auf gleiche Höhe mit jenen nach den nordamerikanischen Häfen gebracht werden. Eines der Haupthindernisse der zahlreicheren Einwanderung nach Brasilien ließe somit hinweg und der Auswanderer könnte billig, ohne sich von seinem Gepäcke trennen zu müssen, direkt nach seinem Bestimmungs-orte gebracht werden, wenn auch die Reise von etwas längerer Dauer wäre.

Zum Schlusse dieses Abschnittes, der hoffentlich seinen Zweck, die sorgfältige Pflege der Einwanderung und Colonisation Brasiliens mittelst der Gesetzgebung zu beweisen, nicht verfehlen wird, werfen wir noch einen Blick auf die übrigen Vergünstigungen, deren sich europäische Einwanderer in ganz Brasilien, also auch im Süden zu erfreuen haben; nur versparen wir die specielle Aufzählung auf den folgenden Abschnitt.

Die Einwanderer sind, ob naturalisirt oder nicht, frei vom Militärdienste.

Der Einwanderer kann nach 2 Jahren Aufenthalt im Lande ganz einfach dadurch naturalisirt werden, daß er bei der Municipalkammer seines Aufenthalts den Wunsch hiefür zu erkennen gibt.

Wenn naturalisirt, genießt er alle Rechte des Brasilianers mit alleiniger Ausnahme der Wahl zu Deputirten. Er ist dann für seine Lebensdauer zwar auch noch vom Militärdienste befreit, muß aber in der Nationalgarde seines Bezirks, innerhalb des Municipiums, Dienste thun.

Er genießt ferner in jeder Kolonie die Befreiung von Gewerbs- und Mutations-Abgaben; ferner die zollfreie Einfuhr aller Effecten, die zu seinem persönlichen Gebrauche bestimmt sind.

Dabei ist ihm und zwar leider nur auf den Staatskolonien und jenen vom Staate subventionirten Privatkolonien (auf denen des Halbpachts ist es wohl selbstverständlich) das Halten oder Miethen von Sklaven strengstens untersagt.

Läßt sich der Einwanderer nicht naturalisiren, so bleibt ihm nichts desto weniger dasselbe Recht vor dem Gesetze, wie jedem Brasilianer, nur kann er weder zu Municipal-, Provinzial- oder Staatsstellen gewählt werden, noch hiezu wählen.

Rechnet man nun die in diesem Abschnitte erörterten bedeutenden Vortheile hinzu, welche dem Einwanderer in Betreff des Erwerbes von Ländereien gesetzlich gesichert werden, so können wir die unbestreitbare Behauptung aufstellen, daß kein Land der Welt sich in dieser Beziehung mit Brasilien zu messen vermag.

VIII. Abschnitt.

Die deutschen Kolonien.

Südbrasilien ist, so wenig seine Vorzüge auch sonst anerkannt sind, doch derjenige Theil des großen Landes, wohin sich die allerdings nicht zu zahlreiche deutsche Einwanderung fast ausschließlich gewandt hat.

Tagelöhner- und Handwerkerkolonien, wie Petropolis, Halbpachtkolonien, wie die am Parahyba und in São Paulo sind zwar auch nördlicher gediehen, auch von der Kolonie Sazonia am Mucury verspricht man sich Gutes, aber das wahre Terrain für Einwanderer ist Südbrasilien, das bei seiner Flächenausdehnung, sowie geringen Bevölkerung noch Platz für Kolonien derselben und darunter das wahre Eldorado der Deutschen, das Hochland von Coritiba, erthält.

Ein anderer Grund, warum die deutsche Auswanderung dahin, sich von jetzt ab in immer steigenden Verhältniß vermehren wird, ist die anfangs planlose, bald aber zum System sich ausbildende Anlage von deutschen Niederlassungen, sowohl Staats- als Privatkolonien, welche wie in einem Kranze das berührte Hochland fast auf allen Seiten, freilich fürs Erste noch in seinen äußersten Abhängen umgeben, wie dies ein Blick auf die Karte verdeutlicht. Im Nordwesten Dona Thereza und Rio Negro, im Nordosten Dona Francisca, im Osten Blumenau und die Reihe der Ansiedlungen in Sta. Catharina, im Süden und Südwesten die Kolonien Rio Grande's, — von allen Seiten beginnen sie die Abhänge zu erklimmen, und schon sind hiezu die ersten Schritte gethan die Bewilligung der Straßen von Dona Francisca und Blumenau nach Coritiba, welche bestimmt sind, die Deutschen des Ostens mit denen am Rio Negro zu verbinden.

Diese Verbindung einmal hergestellt, wird der Anschluß an den Süden nicht lange mehr auf sich warten lassen, dessen äußerste Spitzen, die sogenannten Hintersten in der Baum-Pitade und die Pitade Feliz von San Leopoldo, sowie die entfernteren Ansiedlungen von Santa Cruz bereits am Saume des Hochlandes angelangt sind.

Diese Kolonien der Reihe nach zu beleuchten, ist die Aufgabe dieses Abschnittes, eine um so angenehmere für uns, als wir hierbei durch Ziffern, diese unwiderstehlichsten Beweise, den Wohlstand und das Gedeihen unserer Landsleute im fernen Brasilien darzuthun im Stande sind.

Wir beginnen vorerst mit den:

I. Kolonien der Provinz Rio Grande do Sul.

1. São Leopoldo.

Die älteste, größte und hervorragendste deutsche Niederlassung, welche schon seit lange aufgehört hat, die officiële Benennung „Kolonie“ zu führen, San Leopoldo, ist so recht der Beweis, was aus ganz armen Leuten in so günstiger Lage im Laufe der Zeit zu werden vermag. Lange Jahre schon blühte diese deutsche Kolonie und in Deutschland wußte keine Seele von ihr; Arsène Isabelle mußte sie erst entdecken und durch eine Uebersetzung nur und zwar durch ein belletristisches Blatt, G. Kühne's Europa, erführen die Deutschen etwas von jenem Juwel des Südens. Es ist heute kaum ein Menschenalter seit ihrer Gründung verfloßen und schon steht sie in solcher Blüthe, daß der königl. preussische Geschäftsträger in Brasilien Herr v. Levenhagen, als er im Auftrage seiner Regierung die deutschen Niederlassungen besuchte, öffentlich und im Beisein der preussischen Consuln in Rio Grande erklärte, daß er wohl der Meinung gewesen, in San Leopoldo eine Art deutschen Dorfes zu treffen, daß er aber daselbst reiche Gutsbesitzer und Fabrikanten gefunden.

Die Kolonie San Leopoldo wurde am 25. Juni 1825 gegründet, indem der Kaiser Dom Pedro I. auf einer Krondomäne, der noch heutzutage sogenannten Feitoria Velha, am linken Ufer des Rio dos Sinos 26 deutsche Familien und 17 Unverheirathete in der Gesamtzahl von 126 Köpfen ansiedelte. Ihnen folgten:

im Jahre 1825 909 Köpfe, worunter 157 Familien.

„ „ 1826 828 „ „ 158 „

„ „ 1827 1088 „ „ 192 „

„ „ 1828 99 „ „ 15 „

„ „ 1829 1686 „ „ 252 „

Von da ab verminderte sich die Einwanderung, bis sie mit Ausnahme einzelner Individuen bis zum Jahre 1844 gänzlich stockte.

Im Jahre 1844 wanderten 66

„ „ 1845 „ 87

„ „ 1846 aber schon 1515 Köpfe und dann wieder schwächer ein, so daß Mitte 1854 laut officiellen Berichts die Eingewanderten 1309 Familien mit 6145 Köpfen und 1347 ledige Personen, in Summe also 7492 Köpfe betragen.

Der fernere Zuwachs der Kolonie, welche Ende 1854, 11,172 Seelen an 2083 Feuerheerden zählte (die Villa 225 Feuerheerde und 1068 Einwohner) fand durch den Ueberschuß der Geburten über die Sterbefälle seine Quelle, und war dieser bedeutend genug, um daß eine große Anzahl

Kolonisten San Leopoldo's alljährlich die Kolonie verlassen und sich anderswo ansiedeln konnten.

Die den Ansiedlern gewährten Vergünstigungen bestanden in der Schenkung von 160,000 Quadrat-Brassen Landes (300 pr. Morgen, 132 österr. Joch) für jede Familie und einer zweijährigen Subsidie, die im ersten Jahre pr. Kopf eine Patacca und im zweiten die Hälfte (8 und 4 Sgr.) betrug. Endlich wurden ihnen Werkzeuge und Sämereien geliefert. In jenen Theilen der Kolonie, die noch nicht vergeben sind, wie die Piskaden Perval und Salto, finden noch heutzutage die Landanweisungen auf 160,000 Quadrat-Brassen statt, indeß bewirbt man sich wenig darum, da je höher ins Gebirge der Transport um so mühsamer und kostspieliger, die Erzeugnisse also um so weniger einträglich werden. Werden die Wege dahin in Form von Fahr-Straßen geöffnet, so daß man die Ernten zu Wagen verfrachten kann, so wird das Kolonieland bald wieder gesuchter sein.

Der Vorgang bei der Gründung einer solchen Kolonie ist folgender, fast überall, wenigstens bei Staatskolonien sich gleichbleibender:

Es wird, den Taschencompaß zur Hand, ein nur den ärgsten Hindernissen ausweichender, ungefähr 3 Brassen breiter Weg in der Richtung einer bestimmten Himmelsgegend durch den Wald geschlagen. Dieser Weg heißt im Portugiesischen Picada, was im Deutschen am besten durch Ausbau übersetzt werden könnte, von den in São Leopoldo angesiedelten Deutschen der Mosel- und Rheingegend aber Schneiz genannt wird.

In dieser Piskade nun soll nach Vorschrift der Baumwuchs vollständig rasten, ja größere Baumstumpfen ganz entfernt werden, da sie dazu bestimmt ist, als Fahrstraße zu dienen. Wie dies aber im fetten quellenreichen Urwaldlande möglich gemacht werden soll, kümmert den Piskadenöffner nicht weiter und bald wächst der Nachwuchs üppig empor, kaum den schmalen Pfad offen lassend, welchen Reiter und Saumthiere für sich benöthigen. Allerdings ist jeder Kolonist gehalten, das Stück Weges, welches am seinem Lande vorüberführt, niederzubuschen, aber das geschieht nur im Falle unausweichlichen Bedarfes, da man schon in Deutschland sagt:

Wenn der Bauer nicht muß,

Rührt er weder Hand noch Fuß.

Und hier ist eben kein „Muß“. Läßt doch oft eine ganze Piskadenbewohnerschaft einen umgestürzten Baum monatelang im Wege liegen, den wenige Arthiebe zu beseitigen vermöchten.

Ist die Piskade auf einer bestimmten Länge gefällt, so beginnt das Vermessen der Kolonien. Der Feldmesser fängt auf der einen Seite der Piskade an und mißt ihre Ausdehnung in der Fronte ab; das Viereck meist ein Oblong, dient den Landloosen zur Wäsk. Zum Beispiel die Kolonien (so nennt man auch dort die Landloose) haben in San Leopoldo einen Flächenraum von 160,000 Quadratbrassen; so mißt denn der Feldmesser 160 Brassen in der Piskade ab. Daß ist die Front der Kolonie; die Tiefe, welche nicht markirt wird, sind 1000 Brassen und selbst die Seitengrängen werden nur in der Front und zwar einfach dadurch bezeichnet,

daß an den nächsten Baum Holz- oder Blechschilde mit der Nummer des Looses befestigt werden. Ebenso verfährt dann der Feldmesser auch auf der andern Seite der Pflade, die nun eine Art ausgedehnten Dorfes, wo jedes Haus inmitten seiner Grundstücke steht, bildet. Sind irgendwo Terrainschwierigkeiten in der Tiefe, so mißt der Feldmesser auch wohl das Doppelte in der Fronte, wodurch die Tiefe auf die Hälfte einschrumpft.

Bei dieser Vertheilung ist es erklärlich, das auf einer Quadratmeile Landes höchstens 81 Familien angesiedelt werden können, eine offenbar zu dünne Bevölkerung, wobei 405 Menschen auf die Quadratmeile kommen.

Kommen wir zu San Leopoldo zurück.

Diese Kolonie wurde sowohl mit Wald- als. Campland dotirt. Die Deutschen insgesamt zogen den Wald vor, um so mehr als das tiefliegende Campland zunächst der Villa San Leopoldo wenigstens, häufigen Ueberschwemmungen des Rio dos Sinos ausgesetzt ist. Ferner wurde am linken Flußufer eine Stunde von der Feitoria Belha entfernt ein Stadtbezirk ausgesteckt, wo jeder, der sich verpflichtete, binnen 2 Jahren ein Haus herzustellen und es zu bewohnen, einen Bauplatz, der auch Raum zu einem Garten gewährte, unentgeltlich angewiesen erhielt. Obgleich nun die Lage diesen Ort nicht besonders gesund macht, auch seine Wahl als Mittelpunkt der Pfladen, wegen seiner excentrischen Situation nicht sehr eignet, so war doch zur Zeit, als man per Ruderboot oder Brahm die 15 Leguas bis Porto Alegre zurückzulegen 24 Stunden bedurfte, die Villa San Leopoldo derjenige Punkt, wo die Landleute aus den Pfladen ihre Einkünfte und Verkäufe besorgten; besonders, da sich auf dem äußerst schwierigen Landwege nur zu Pferde fortkommen ließ, welche Art des Reisens kein großes Gepäck erlaubt. Die Villa blühte daher schnell auf; seit aber die Dampfschiffahrt auf dem dos Sinos ins Leben getreten, ist sie stationär geblieben und wird von Glück sagen können, wenn sie nicht zurückgeht, da nun Jedermann in wenigen Stunden nach Porto Alegre gehen und seine Einkünfte aus erster Hand wohlfeiler und bei größerer Auswahl besorgen kann. Der Hauptplatz eines künftigen Mittelpunktes des Kolonie San Leopoldo dürfte der sogenannte Hamburgerberg, bei den Brasilianern Pavação da Costa da Serra, werden, wo bereits heutzutage ein ansehnliches Dorf steht, wenn eine katholische Kapelle, einige große Wirthshäuser, so wie ein Schulhaus und andere steinerne Häuser, ja selbst gewerbliche Anlagen zu dieser Benennung berechtigen. Es ist dort, besonders im Fruchthandel ein reger Verkehr, da der Ort am Ausgang mehrerer und zwar der Haupt-Pfladen liegt und von da an die Waaren mittelst Wagen an den Fluß gebracht werden können. Man begegnet daselbst auch die deutschen Leiterwagen mit Vier-, Fünf- und Sechsgespannten gutgehaltener und eingeführter Pferde, was die Brasilianer, welche nur Ochsen und Maulthiere als Zugthiere anzuwenden pflegen, nicht wenig in Erstaunen setzte. Eine weitere Ortschaft, der in späterer Zeit ein fröhliches Gedeihen verbürgt werden kann, ist diejenige Stelle in der Baumschneiz oder der Pflade de Dous Irmaos, wo heutzutage die katholische Kirche, das Pfarr-

haus und die Venda stehen. Ueberhaupt wird sich mit der Zeit in jeder größeren Pflade, da wo, wie in der ganzen Welt, Kirche und Schenke einträchtig beisammen stehen, um so eher eine Ortschaft bilden, als diese Schenken nächst den Kirchen Sonntags die Lokale für die wöchentliche Frucht-
börse der Pflade liefern.

Indeß ist die Villa San Leopoldo noch immer der Hauptort für Handwerke und Industrie, wenn auch beide sonst über die ganze Kolonie zerstreut sind.

Es finden sich daselbst zumeist Lohgerbereien und Sattelzeugfabriken, kleine Bierbrauereien, Brennerien. In der Kolonie selbst wird Leim gekocht, Pottasche fabrizirt und gute Seilerwaaren gefertigt. Ziegelföfen und Töpfereien, ja selbst eine Steingutfabrik befinden sich daselbst. Zucker- und Mandiocmühlen sind genügend vorhanden, ebenso Mahlmühlen, welche indeß bloß Mais mahlen; endlich besorgen acht Oelmühlen die Ausbeute der gewonnenen Delfrüchte.

Im Jahre 1852 befanden sich in Stadt und Kolonie San Leopoldo 56 Gerbereien, welche zugleich Riemerei und Sattlerei betrieben. Die Gerbereien hatten einen Werth von 78:500 \$, während das von ihnen binnen Jahresfrist umgesetzte Kapital 236:416 \$ und der Werth des bereiteten Leders 328:533 \$ betrug.

Die Sattlereien und Riemereien liefern, jährlich 67:200 landesübliche Sättel im Werthe von 336:000 \$, woran für Arbeiter und Unternehmer 230:000 \$ verdient werden.

Auch eine Fabrik chemischer Produkte, Putzfabriken und Färbereien finden sich daselbst. Endlich wurde nun in den letzten Jahren Seide gezogen, welche von preussischen Sachverständigen der besten lombardischen, persischen und chinesischen gleich gehalten und zu Preisen von 50—80 Frcs. per Kilogramm geschätzt wurde.

Dem Handel auf den beiden Flüssen Cahy und dos Sinos betrieben die Kolonisten im Jahre 1854 mit 282 immatriculirten Prähmen (Lanchões) von 80—1000 Saß Ladungsfähigkeit. Hierzu kommen noch viele nicht eingetragene Lanchões, große und kleine Canoas, wovon die größten ebenfalls 30—60 Saß zu laden im Stande sind. Endlich beschäftigt der Handel auch noch ein Dampfschiff, das wöchentlich 2—3mal die Rundfahrt zwischen Porto Alegre und San Leopoldo macht. Schon aus der Zahl der verwendeten Fahrzeuge leuchtet die Bedeutung der Ausfuhr der Kolonie, welche indeß außer Gerbers- und Sattlerarbeiten meist aus Rohprodukten besteht, ein, welche schon im Jahre 1850, so viel sich dieselbe kontrolliren ließ, 100 Contos de Reis (340,000 Thlr. pr. Ort.) weit überstieg, was bei damaligen niedrigen Fruchtpreisen sehr viel sagen wollte.

1855 betrug, die Ausfuhr 912:000 \$, so daß jedes Individuum der Kolonie einen Ausfuhrwerth von circa 80 \$ per annum produzierte, ein Verhältniß, daß wohl nirgends sonst wo so günstig gefunden wird.

Die Eintheilung der Kolonie ist, wie bereits oben gesagt, pfladenweise geschehen.

Diese Pícaden und ihre Bevölkerung waren 1851 folgende:

Tabelle der Pícaden von San Leopoldo*).

Benennung der Pícaden.		Anzahl der				
Portugiesische.	Deutsche.	Feuer- heerde.	Bevöl- kerung.	Kirchen.		Schule.
				Kathol.	Protest.	
Feitoria velha	Fíftorie	169	438	—	1	1
Sendente e Guary	—	142	842	1	1	2
Campo Occidental	—	203	1177	1	1	2
Campo Bom	—	89	540	—	1	1
Dous Irmãos	Baumschneiz	337	1690	2	2	5
48 e 14	48er und 14er	128	767	1	1	2
Café	Kaffee	122	742	—	1	1
Nova	Neue Schneiz	82	593	—	—	1
Hortencio	Portugiesersneiz	120	790	1	1	2
Feliz	—	80	395	1	—	1
Padre Eterno	—	75	455	—	1	1
Mundo Novo	—	54	283	—	—	1
Travessão	Sommerschneiz	34	252	1	—	1
Bom Jardim	Gartensneiz	98	627	—	1	1
Summe		1733	10659	8	11	22

Stadt und Kolonie San Leopoldo haben 4 katholische Geistliche, wovon 2 Brasilianer und 2 deutsche Jesuiten aus der österreichischen Ordensprovinz sind; ferner 4 protestantische Pastoren und 22 Schulen mit 816 Schülern, ein Verhältniß dem der Regierungsbericht die Anerkennung zollt, daß es ausgehnter und allgemeiner als in irgend einer Provinz des Kaiserreiches sei.

Die Kolonie wird von schiffbaren Flüssen, dem Cahy und dos Sinos bewässert, wovon der erste von Nordwest nach Süden fließend, mit dem andern, der von Osten kommend nach Süden einen starken Bogen beschreibt, in der Lagoa de Biamão zusammenströmt. Ein dritter nur zu Zeiten schiffbarer Wildstrom, der von Osten nach Westen strömend, sich in den Cahy ergießt, die Cadeá, stellt gewissermaßen die Verbindung zwischen beiden obgenannten her.

*) Hierzu kommen die 225 Feuerheerde der Villa San Leopoldo mit 1068 Einwohnern mit 2 Kirchen und Schulen, dann die seitdem eröffneten neuen Pícaden Herval (Therwall) und Salto (Wasserfall), welche den Zuwachs von 225 Feuerstellen mit 513 Einwohnern in Verbindung mit dem jungen Nachwuchs der Kolonie begreiflich machen.

Das Terrain der Piskaden selbst bilden parallel von Nordosten nach Südwesten streichende Höhenzüge, mit ihren Quer- und Längenthälern, die je weiter nach Norden, desto höher werden. Nur die Piskade felig weicht von der fast allgemeinen nördlichen Richtung der andern Piskaden ab und ist gewissermaßen der Arm der Kolonie, der sich vom Cahy gegen den Taquary erstreckt, um bald diese fruchtbaren Zwischenländereien zu erschließen, was insoferne bereits mit Erfolg geschehen, als die Kolonisten von San Leopoldo die Privatländereien dieser Gegend mit Vorliebe für ihre jüngeren Söhne ankaufen, wie die am oberen Cahy und am Arroho dos Formeças entstandenen Ansiedlungen Rosenthal und die Winterschneiz beweisen.

Ueberhaupt ist unter den alten Kolonisten San Leopoldo's, welche durchgängig höchst wohlhabend sind, Sitte, das eigene Landloos an den ältesten Sohn zu vererben und für ihre jüngeren Kinder Land in der Nähe der Kolonie anzukaufen, wodurch sie ihr von dem Staate ihnen geschenktes Areal von 46 Quadrat-Leguas = fast 26 deutschen Quadrat-Meilen leicht auf das doppelte vermehrt haben können, so daß auf jeden Kopf der Bewohnerschaft San Leopoldo's durchschnittlich ein Landbesitz von 137 preuß. Morgen kommt. Was die Fruchtbarkeit dieses Landstriches betrifft, so übertrifft sie alle Glaublichkeit und Fälle von 300facher Ernte von Weizen, 170facher von schwarzen Bohnen bei niemals gedüngtem Boden kommen häufig genug vor.

Daher kommt es denn auch, daß der so reiche, nur wenigstens theilweise urbar gemachte und angebaute Boden hoch im Preise steht und dasselbe Stück Land mit Haus, Scheuer und Viehstand dort selten unter 2 bis 3.000\$ weggeht, während an gar nicht weit entlegenen Orten der Provinz solche Ländereien recht gut um 6—800\$ zu haben sind.

Die Kolonie hat in ihrem Aufblühen einen Stoß erlitten, welcher sie um viele Jahre zurückwarf und einer minder kräftigen Kolonie der Gnadenstoß gewesen wäre. Im Jahre 1834 suchte nämlich eine Parthei ehrsüchtiger Viehzüchter, verblendet durch die großen Reichthümer, welche sie sich erworben hatten und von dem Beispiel der argentinischen Republiken verführt, die Provinz Rio Grande vom Kaiserreiche loszureißen und als Republik zu constituiren. Dem widersezte sich außer der Central-Regierung auch ein großer Theil der Rio Grandenser, und so entbrannte ein Bürgerkrieg, der volle 9 Jahre hindurch wüthete. Die Natur eines Bürgerkrieges in einem solchen Lande ist der Parteigängerkrieg, der grausamste und verheerendste von allen; auch San Leopoldo theilte sich in Camarads und Farrapen, Kaiserliche und Republikaner, und diesem Umfande verbannt es, wie die ganze Provinz, den Ruin seines überreichen Viehstandes, ein Glück vielleicht für die Kolonie, welche dadurch dem Ackerbau und der Industrie mehr als je zu widmen sich gezwungen sah.

Meist bettelarm aus dem Bürgerkrieg hervorgegangen, reichten 10 Jahre hin, um die Kolonisten mehr als sie es je gewesen waren zu bereichern und als wir 1853 dieselbe zuletzt besuchten, konnten wir uns durch den Augenschein überzeugen, daß mancher Kolonist außer seinen Ländereien,

seinem wohleingerichteten Hause und seinen Herden an die tausend Unzen Gold (Unze = 23 Thlr. Pr. Grt.) im Schranken liegen hatte, da er nach guter, alter, deutscher Bauernsitte nicht wußte, wie er sie anlegen sollte.

Der Werth des gesammten Grundeigenthums San Leopoldo's inclusive der Stadt mag annähernd 6,000 Contos de Reis (5 Millionen Thlr.) die Herden ungerechnet, so wie das Gesamtvermögen der deutschen Ansiedler dortselbst nach sehr billiger Schätzung 10,000 Contos (8 1/3 Millionen Thaler) betragen.

Am Schluß dieser kurzen Darstellung müssen wir hinzufügen, daß so sehr der materielle Wohlstand derselben anzuerkennen, geistige Thätigkeit daselbst gar nicht anzutreffen ist, und die wenigen Personen, denen Wissenschaft, Poesie, gesellschaftliche Bildung lieb und werth sind, und welche sich dahin verirrt haben, ein unverständenes und daher keineswegs zufriedenes Leben führen.

Es ist, was alle Anfangskolonien Brasiliens sein sollten, eine Kolonie des reinen thierischen Materialismus, nur ist dies System dort auf die Spitze getrieben, da doch in Zeit von einem Menschenalter, nachdem man den Nahrungsforgen genug gethan, auch des Geistes hätte gedacht werden können. Der materielle Wohlstand hat wohl überall Tanzvergügen und Wettrennen und in ihrem Gefolge Raufereien und Prozesse hervorgerufen, keinesweges aber ordentliche Bälle, Theater, Gesangsvereine, obgleich die Mittel in reichem Maße vorhanden waren.

Endlich wiederholen wir noch, daß in San Leopoldo nur mehr in den zu weit vom Flusse und andern Verbindungswegen entfernten Wäldern „Theewald“ und „Wasserfall“ Kolonialland zu vergeben ist, wobei gewöhnlich 2 Monate Subsidien, eine Pátaka pr. Kopf und Tag, sowie Werkzeug und Sämereien bewilligt werden. Der Ansiedler in Rio grande wird viel besser daran thun, die Wohlthaten des Kolonialgesetzes von 1854 (VII. Abschnitt) in Anspruch zu nehmen oder sich auf einer der Privatkolonien niederzulassen oder, im Falle er bemittelt ist, Privatländereien zu erwerben.

Zu ungefähr gleicher Zeit mit San Leopoldo wurden die Kolonien Tres Forquilhas und Torres ebenfalls auf Staatskosten gegründet, welche ebenfalls gänzlich aufgehört haben, Kolonien zu sein.

2. Tres Forquilhas.

Das ist jene Kolonie, welche Herr Kerst, der Brasiliensfeind, als die unglücklichste von allen schildert, welche durch ihre Lage nicht allein Briefe zu erhalten, sondern an jeder Ausfuhr ihrer Erzeugnisse verhindert ist.

Selbst bei ihrer Gründung mußten doch die Kolonisten erst dahin gelangen, und war auch der Weg wie alle brasilianischen, besonders Gebirgswege, sehr schwierig, so ist doch im vielgepriesenen Costa rica die Kolonie Angostura noch viel schwieriger zu erreichen.

Indeß mag es in Tres Forquilhas im Beginne wirklich ein bißchen stark gewesen sein, da auch Dr. Blumenau die Lage dieser Kolonie noch sehr beklagt.

Die Kolonie ist äußerst reizend am Abhange des Gebirges in einem Thale gelegen, das von hohen Bergkluppen umgeben ist. Der leitende Gedanke bei ihrer Ansiedlung war die Absicht der Regierung, die dort von dem Meere nur wenig getrennten, unter einander in Verbindung stehenden Seen durch Kanalisation mit der Lagoa dos Patos zu verbinden und so eine direkte Kommunikation Porto Alegre's mit dem Ocean herzustellen. Es fehlten hierzu Kapital, Arbeitskräfte und schließlich auch die Lust, so daß dies ganz gute Projekt fallen gelassen ward. Um aber die Kolonie für ihre verlornen Aussichten zu entschädigen, wurde eine Straße auf die Serra gebaut, welche, 1849 beendet, den Kolonisten reichlichen Absatz ihrer Produkte verschaffte, indem seitdem die Gebirgsbewohner ihnen selbe aus dem Hause holen und gute Preise zahlen.

Der Boden ist nach Dr. Blumenau der fruchtbarste, den man treffen kann, und ziehen die Kolonisten einen großen Gewinn aus ihren Zuckers- und Kaffeepflanzungen, Branntweinbrennereien, wie Gärereien.

Tres Forquilha's hatte am 1. Juli 1851 605 Einwohner, worunter 287 männliche und 318 weiblichen Geschlechts, welche 84 Feuerstellen bewohnten und 29 Sklaven besaßen. Es sind darunter: 510 Protestanten, 64 Katholiken und 1 Jude. Sie haben eine protestantische und eine katholische Kirche, einen deutschen Prediger, Herrn Foges, und zwei deutsche Schullehrer mit 77 Schülern.

Die Ausfuhr der Kolonie betrug im Jahre 1850:

814,000 Kapaduras (III. Abschnitt) das Tau-

send zu 55 \$ rs., ...	44:770 \$ rs.
6430 Säcke Farinha, à 1 \$ 600 rs., ...	10:288 „ „
91 Pipen Branntwein, à 60 \$ rs., ...	5:460 „ „
613 Arroben Baumwolle, à 1 \$ 600 rs., ..	980 „ „
305 Arroben Kaffee, à 4 \$ rs., ...	1:220 „ „
200 Duzend Sohlenleder, à 40 \$ rs., ...	8:000 „ „
Speck, Bohnen, Mais, Obst etc.	8:000 „ „

Summa 78,718 \$ rs. = 65,590 \$

3. São Pedro d'Alcantara das Torres.

Neun Leguas von Tres Forquilha's, eine kleine Distanz von der See entfernt, befindet sich die Kolonie Torres, welche 1826 gegründet ward. Der Boden ist wohl sehr gut, indeß sind die Kolonisten bei den Landsehlungen zu kurz gekommen, da der Feldmesser ihnen theils zu wenig Land, theils schon in Privatbesitz befindliches angemessen hat, woraus sich zahllose Prozesse entsponnen haben, die um so schwerer beizulegen sind, als sich in der Nähe keine devoluten Ländereien befinden, mittelst welcher die Regierung die Kolonisten entschädigen könnte.

Indeß erzeugt die Kolonie sehr viel Zucker und Branntwein, die nach dem Gebirge abgesetzt werden.

Die Ausfuhr betrug 1850 :

632 Pipen Branntwein, à 60 \$ rs.,	37:920 \$ rs.
8220 Sade Farinha, à 800 rs.,	6:576 " "
703 Arroben Kaffee, à 4 \$ rs.,	2:812 " "
200 Arroben Baumwolle, à 1 \$ 600 rs.,	320 " "
100 Dugend Sohlenleder, à 40 \$ rs.,	4:000 " "
Speck, Bohnen, Mais, Obst u.	4:000 " "

Summa 55:628 \$ rs.

Die Bevölkerung zählte am 1. Juli 1851 567 Köpfe, worunter 284 Männer und 273 Frauen, in 75 Feuerstellen nebst 49 Sklaven. Von diesen waren 548 Katholiken und 19 Protestanten. Sie hatten eine katholische Kirche mit einem brasilianischen Geistlichen und einen brasilianischen Schullehrer mit 36 Schülern, sowie einen deutschen mit 28 Schülern.

Auf beiden Kolonien wird kein Regierungsland mehr vergeben, und giebt es für den Landkäufer in der an Wasserverbindungen so reichen Provinz weiß günstiger gelegene Plätze.

Wir verlassen nun die alten von der Reichsregierung gegründeten Kolonien, um uns zu der von der Regierung der Provinz selbst gegründeten zu wenden, zu der Colonie

4. Santa Cruz.

Diese wurde 1849 durch den Marschall Andrêa, damaligen Präsidenten der Provinz, gegründet, indem er den 19ten December die ersten Kolonisten daselbst ansiedelte. Ihre Zahl betrug 13 Personen, denen am 1sten Februar 1850 59, im December abermals 17 Personen folgten. Im Jahre 1851 wanderten dann 145 Personen ein, unter welchen über 30 Söhne von Ansiedlern in San Leopoldo waren. Um die Bevölkerung rasch zu vermehren, schloß 1851 der damalige Provinz-Vizepräsident mit einem dort angesiedelten Deutschen, Kleudgen, einen Kontrakt ab, mittelst dessen sich dieser verpflichtete, binnen 2 Jahren 2000 Kolonisten herbeizuschaffen, eine Aufgabe, welche in einem so kurzen Zeitraume und unter den obwaltenden Vorurtheilen gegen Brasilien unmöglich gelöst werden konnte. Indes that der Mann sein Bestes, und zählte die Kolonie, nachdem jener Kontrakt schon seit 3 Jahren erloschen, Ende 1854 891 Personen und hatte die Provinzial-Regierung bis dahin an Verneffungs-, Direktions- und Reisekosten, wie an Subsidien 90 Contos do Reis == 75,000 \$ verausgabt.

Diese Kolonisten haben 304 Kolonien besetzt, wovon 171 in der Pikade Santa Cruz und 8 in der kleinen Pikade, 111 in der des Rio Pardinho und 14 in der neuen Pikade liegen. Obgleich die Kolonie am allgemeinen Uebelstand aller Waldbländer litt und leidet, an gänzlichem Mangel von Weideplätzen, so besaß sie doch 1854 bereits 180 Pferde und Maulthiere, 111 Kühe, 1530 Schweine und eine Masse von Federvieh. Für Kirche und Schule sind in der neuen Pikade Plätze reservirt, der Bau derselben indes nicht begonnen worden, obgleich die Provinzialversammlung bereits 1852 in ihrem Budget 4:000 \$ rs. hiefür ausgeworfen hatte.

Die protestantische Gemeinde hat einen ehemaligen preussischen Fähnrich als Prediger engagirt; so viel wir wissen, existiren auch zwei deutsche Schulen, wovon die eine auf dem Berge Boa vista, fast in der Mitte der Kolonie auf Kosten der Regierung errichtet ist. Die Begünstigungen, welche den Kolonisten von Santa Cruz gewährt wurden, waren von Einschränkungen begleitet, wie sie die Erfahrungen, welche man in San Leopoldo gemacht hatte, verlangten.

Das Provinzial-Dekret vom 5. December 1851, welches diese Begünstigungen und Einschränkungen enthält, lautet folgendermaßen:

Artikel 1.

Artikel 2. Für je 70 vertheilte Landloose soll nach Beschluß und Befehl der Provinzial-Regierung eine Kolonie zurückbehalten und darauf auf Regierungskosten eine Kirche und eine Schule für den Elementarunterricht erbaut werden. (Diese Bestimmung ist eigentlich zu liberal und wird auch schwerlich eingehalten werden können, da dann alle $1\frac{1}{2}$ Wegestunden Kirche und Schule für noch nicht 300 Einwohner gebaut werden müssen, ein Verhältniß, das im fußgehenden Deutschland nicht so enorm erscheint, wie in Brasilien, wo die ganze Bevölkerung reitet und so leicht das Doppelte der Strecke zurücklegen kann.)

Artikel 3. Laut betreffenden Gesetzes werden jedem verheiratheten, sowie dem unverheiratheten Kolonisten, der sich nach seiner Ankunft in dieser Provinz verehelicht, endlich auch jedem Wittwer mit Kindern 100,000 []Brassen (185 pr. Morgen) Land in der Kolonie Santa Cruz oder einer andern, die später gegründet werden dürfte, als Geschenk gegeben, sobald er die erforderlichen, von dem bevollmächtigten Agenten der deutschen Auswanderung nach dieser Provinz ausgestellten Certificate besitzt. Die Ländereien sind im Voraus schon auf Kosten und Befehl der Provinzial-Regierung vermessen, begrenzt, geschätzt und cartirt.

(Dieser Artikel fordert eine langathmige Erklärung; vorausgeschickt muß jedenfalls werden, daß dies Dekret seit dem 5ten December 1853, sowie der auf Grund des erwähnten Gesetzes mit dem weiter oben erwähnten Auswanderungs-Agenten Kleudgen abgeschlossene Kontrakt erloschen und außer Kraft gesetzt ist. Die den bereits angelangten Einwanderern versprochenen Begünstigungen wurden ihnen zu Theil und diese sogar auf solche Kolonisten ausgedehnt, welche bis September 1854 anlangten. Erst nach Erscheinen des im vorigen Abschnitte angeführten Kolonisationsgesetzes der Provinz Rio grande von 1854 wurden sie eingestellt und trat der Buchstabe dieses Gesetzes an ihre Stelle.

Dieser Artikel enthält ferner die weise Beschränkung, daß nur verheirathete Kolonisten oder Wittwer mit Kindern Landanweisungen erhalten sollten. Es geschah dies, um den Familien ihre jungen Bursche so lange als möglich zu erhalten und ihnen auf diese Art das Urbarmachen des Waldes zu erleichtern; auch um Arbeiter gegen Bezahlung finden zu können für Jene, die aus was immer für Gründen mit der Bestellung ihres Landes nicht zurechtkommen konnten.

Diese Beschränkung ward jedoch nicht eingehalten und man gab jedem Burschen über 16 Jahre ebenfalls ein Landloos.

Eine andere Beschränkung ist das Ausmaß von 100,000 □Brassen im Verhältniß zu den in San Leopoldo ausgegebenen 160,000. Ein solcher Landstrich ist für die Kräfte einer einzelnen Familie noch immer zu ausgedehnt und befördert statt gründlicher deutscher Kultur nur den brasilianischen Schlendrian. Wir haben bereits im III. Abschnitte gesagt, daß für eine fleißige Familie 60 Morgen vollkommen hinreichend wären, wovon vielleicht 20 kultivirt, die andern als Waldland reservirt werden könnten.

Artikel 4. Die Kolonisten werden sofort und bequem von Rio grande bis auf die Kolonie, wo sie sich niederlassen, befördert, haben, daselbst angelangt, Aufnahme in die zu diesem Zweck herzustellenden Bau-
lichkeiten und erhalten von der Regierung die nöthigen Lebensmittel für einen Monat unentgeltlich.

(Dieser Artikel, was die Beförderung und Unterbringung der Einwanderer betrifft, hat auch im Kolonisationsgesetz von 1854 seinen Platz gefunden.)

Die Beförderung geschah und geschieht bis Porto Alegre auf dem Regierungsdampfer und von da den Jacuhy aufwärts bis Rio Pardo mittelst Privatdampfer. Die Unterkunft der Einwanderer in Porto Alegre sowohl, als in Rio Pardo wird von der Regierung besorgt. Dies gilt aber nur von Jenen, welche nach einer Kolonie des Nordostens auswandern.

Auch dieser Artikel enthält eine Beschränkung, indem den Einwanderern statt der zweijährigen Subsidien von San Leopoldo nur eine einmonatliche zugesprochen wird. Doch erlitt auch diese Beschränkung in der Praxis eine so liberale Auslegung, daß z. B. den Kolonisten, welche sich in der entferntesten Piskade, der von Santa Cruz, niederließen, diese Unterstützung von 6 Milreis pr. Kopf während 18 Monaten gewährt wurde.

Artikel 5. Allen Denen, welche Ländereien erhalten, und den jungen Burschen, welche 16 Jahre erreicht haben, werden Ackerwerkzeuge und Waffen bis zu dem Belaufe von 32 \$ 000 rs. (etwa 23 pr. Thlr.), ferner Sämereien der Landeskultursorten von sehr guter Qualität von der Regierung geschenkt.

(Im Kolonisationsgesetz von 1854 tritt an die Stelle der Subsidien, Sämereien- und Werkzeugschenkungen ein Vorschuß von 50 \$ rs. (etwa 42 Thlr.) pr. Kopf der Familie, der in 5 Jahren zu erstatten ist. Den früheren Kolonisten gab man anstatt der Sämereien 10 \$ rs.)

Artikel 6.

Artikel 7.

Artikel 8.

Artikel 9. Die Kolonisten müssen den achten Theil ihres Landes binnen zwei Jahren bei Verlust ihres Eigenthumsrechtes in Arbeit nehmen, darauf sich anbauen und dort wohnen.

(Es ist dies eine Bestimmung, die oft genug und auf's Herbfte von den Brasilienfeinden angefochten wurde. Daß binnen zwei Jahren 23 pr. Morgen Wald nicht urbar gemacht sein können, wenigstens nicht von den

Kräften Einer Familie, wußte die Provinzial-Regierung so gut, als jene Herren. Diese Bestimmung hatte indeß nur den Zweck, die Landspekulanten fern zu halten, welche auf San Leopoldo viel Unheil angerichtet, dort für wenige Glaschen Brantwein häufig ein Landloos gekauft und es zehn und mehr Jahre unbebaut gelassen hatten, um es dann, als es durch die umgebenden Kulturen mehrhundertfach im Preise gestiegen war, loszuschlagen. Dieses Ziel, sowie die Heranziehung wahrer Colonisten und schleunige Inangriffnahme der Arbeiten, also beschleunigtes Aufblühen der Colonie, mithin der Zweck des Gesetzgebers, wurden durch diesen Artikel erreicht, und obgleich selbst bis zur heutigen Stunde kein einziger Colonist den achten Theil seines Looses urbar gemacht hat, ist doch dieser Artikel niemals zur Ausführung gekommen und wäre es auch nie, selbst wenn das Dekret sich einer längeren Lebensdauer erfreut hätte.

Artikel 10. In Folge verschiedener Provinzialgesetze und Regierungserlasse ist den Colonisten erst dann gestattet, ihre gratis erhaltenen Ländereien zu verkaufen, wenn sie die im vorstehenden Artikel ausgesprochene Verpflichtung und zwar zwei Jahre von dem Tage der Besignahme an gerechnet, erfüllt haben. Den Notaren ist verboten, öffentliche oder Privat-Dokumente über Verkauf, Dotation, Verpachtung oder Hypotheknehmen von dem an Colonisten vertheilten Staatslande auszustellen, wenn diese nicht die Bescheinigung des Generaldirectors beibringen, daß sie hiezu berechtigt sind.

(Dieser Artikel verfolgt denselben Zweck wie der obige).

Artikel 12. Enthält wie die übrigen unausgefüllten allgemeine Bestimmungen.

Der Präsident Sinimbu, der Urheber des Colonisationsgesetzes von 1854 *) hat für's Erste die Ausdehnung der Colonie Santa Cruz vor Augen gehabt und deshalb die Waldstrecke, welche den sogenannten Fajinal (Fajinal) der Dona Josefa von dem Kleudgen'schen Lande, dem Beginne der Colonie, trennt, expropriirt, in Parcellen getheilt und sie zu Kauf gestellt, von welcher neuen Picade, diesen Namen hatte sie bekommen, Anfangs 1855 bereits 14 Loose verkauft waren. Es ist dies um so eher zu erwarten, als sie unter allen Picaden den besten Boden und die günstigste Lage besitzt, wie denn über die Zweckmäßigkeit der Anlage von Santa Cruz eigentlich nicht das Günstigste zu berichten ist.

Die Colonie liegt ungefähr 8 Leguas von Rio Pardo und erstreckt sich von ihrem Beginne längs des Saumweges nach der Serra 5 Leguas weit, steile Anhöhen erklimmend und in tiefe Thäler hinabsteigend, welche die Verwendung von Wagen in dem eigentlichen Theile der Colonie wenigstens in der Gegenwart nicht zulassen.

Dort, wo der Wald beginnt, liegt der erwähnte Fajinal, ein zur Errichtung einer Ortschaft von Handwerkern, Fuhrleuten, Müllern und

*) Welches wir im VII. Abschnitte nachzuschlagen bitten.

Handwerksleuten sehr günstig gelegener Platz, der frisches Wasser, genügendes Gefälle und Holz in Hülle hat und von wo unter Herstellung der wenigen nothwendigen Brücken, ohne alle weiteren gebauten Straßen die Erzeugnisse der Kolonie zu Wagen verführt werden können, da der hügelige Camp, über welchen der Weg führt, selbst zur regnerischen Winterzeit fest genug ist, den Wagenrädern zu widerstehen.

Die Provinzial-Regierung hat deshalb auch bereits den Ankauf, die Vermessung und Eintheilung des Fajinals angeordnet, um daselbst eine Stadt, Villa Santa Cruz, zu gründen und den Bau einer Kirche contrahirt, der der binnen 3 Jahren vollendet sein soll. Die für diesen Kirchenbau bis jetzt ausgeworfene Summe soll 16:000 \$ betragen.

Die am Rio Pardo belegene, jetzt nach ihm, früher die neue benannte Píkade, wird diesen Fluß, wenigstens zur Winterzeit oder bei nicht ganz kleinem Wasserstande zur Verfrachtung ihrer Erzeugnisse nach Rio Pardo, den nächsten natürlichen Markt der Kolonie, benutzen, indeß nicht ganz der Aye entbehren können.

Die pr. Wagen zu verfrachtenden Waaren müssen auf den Rücken von Mauleseln erst nach der Wohnung des Fuhrmannes gebracht werden. Die Wagen selbst finden bis dicht vor Rio Pardo guten Weg. Doch werden sie auf die Reise 2 1/2 Tage verwenden müssen, da die erste Station von Fajinal aus die Fazenda der Dona Carlotta, die zweite der Rincão d'El-Rey (siehe weiter unten) bildet, von wo dann nur die Hälfte der beiden ersten Tagmärsche nach Rio Pardo hinein erübrigt.

Die Erzeugnisse von Santa Cruz sind der Natur der Sache nach Ackerbau-Produkte, als da sind: Mais, Bohnen, Kartoffeln, Tabak, vorzugsweise Bohnen, da in einer neuen Niederlassung begreiflicherweise zuerst die nothwendigsten Lebensmittel für Mensch und Vieh gezogen werden müssen.

Indeß wird auch Zuckerrohr gebaut, das aber selten zur völligen Reife gelangt, da die kalten Nächte des Winters es gewöhnlich tödten; indeß taugt es doch zum Branntweinbrennen. Als Futterkräuter wie im III. Abschnitt gesagt, baut man auch Gerste und Hafer; man hat auch dort die Sucht des zu frühen Experimentirens gefühlt und verschiedene Versuche mit dem Anbau des Weizens gemacht, der selbst im besten Falle nur auf großen Flächen, wie sie der eben erst im Boden begriffene Urwäldler ihm nicht bieten kann, und selbst dann nie so rentirt, als der Mais, nie so sichere Ernten giebt und auf alle Fälle weit mehr Arbeit und Sorgfalt fordert. Sonst wird eben alles gebaut, was in San Leopoldo und in diesem Theile Südbraziens gepflanzt wird und gibt sich auf Santa Cruz mehr Lust am Gartenbau, als in den alten Kolonien fund.

Santa Cruz, das trotz aller Mängel noch die bei weitem vorzuziehende Kolonie Rio grande's ist, hat aber auch bereits Industrie zu treiben begonnen, Beweis, daß auch einiges Kapital sich dorthin gewendet. Mühlen, eine Brauerei und eine Brennerei, 2 Pottaschefeblereien, Cigarrenfabriken sind im Betrieb, eine Glasfabrik soll bald ins Leben treten.

Ueberhaupt ist der Stadt Rio Pardo durch die Nähe der Kolonie

eine große Zukunft gesichert, gleichwie Porto Alegre ebenfalls erst durch die Kolonie San Leopoldo zu solcher Blüthe gelangt ist, wozu jene 3000 deutschen Bürger mächtig beitragen, die es der Kolonie verdankt.

Rio Pardo als Hafen, als Markt, als Depôt, muß binnen wenig Jahren gleiche Dimensionen annehmen.

Was das Leben und Treiben der Colonisten betrifft, so ist es fast in Allem dem in San Leopoldo überlegen, insbesondere zeigt sich dies in der Verträglichkeit und dem Gemeinfinn der Colonisten, während dort Prozesse zu der Tagesordnung gehören. Dieser Gemeinfinn zeigt sich in seinen praktischen Aeußerungen hauptsächlich beim Baue der Straßen, wo Alles mit angreifen muß, wenn etwas Nachhaltiges geleistet werden soll.

Besonders zeigt sich dies bei der protestantischen Gemeinde, welche ungefähr 60 Familien stark, binnen kurzer Zeit sich bildete, ein Schul- und ein Bethaus baute und Prediger und Schullehrer aus eigenen Mitteln besoldet.

Nachdem wir die Staatskolonien alter und neuer Ausgabe durchgenommen, wenden wir uns den Privatskolonien zu. Die älteste derselben ist:

a. M u n d o n o v o.

Diese Kolonie wurde 1850 gegründet, indem der brasilianische Besitzer der Uferwäldereien des Santa-Mariaflüßchens in Gesellschaft mit einem Deutschen, Namens Ring, seine Besizung parcellirte und an einzelne Colonisten gegen baar oder auf Risten verkaufte. Der Gründer heißt Tristão Joze Monteiro und ist ein unternehmender Mann.

Die Kolonie Mundo novo, schon ziemlich hoch gelegen, hat den für die brasilianischen Nationalkulturen, schwarze Bohnen und Mandiocka günstigsten Boden und ist der Wald zum größten Theile aus Brasilfichten bestehend. Diese lassen sich viel schneller und besser zu Brettern sägen und auf dem Santa Maria, der in den dos Sinos mündet, nach Porto Alegre und San Leopoldo bringen, wo Bretter noch einen sehr guten Preis haben.

Auf diese Art ist der Colonist im Stande, seinen Holzreichtum zu verwerthen, während er sonst genöthigt ist, die schönsten Holzarten im Felde zu verbrennen.

Mundo novo liegt von der Villa San Leopoldo ungefähr 14, von Porto Alegre in gerader Linie 20 Leguas entfernt, rößt aber unmittelbar an die Kolonie San Leopoldo, ja sie liegt sogar zwischen einzelnen Theilen derselben. Es haben sich deshalb zumeist Söhne dieser Kolonie dort angekauft, und ist trotz des im IV. Abschnitt erwähnten Indianereinfalls der ursprüngliche Kaufpreis von 300 \$ rs. pr. Loos heute schon auf 6—800 \$ gestiegen. Die Loose betragen 150,000 □ Brassen, wovon 150 auf die Fronte und 1000 auf die Tiefe kommen.

Ihre Bevölkerung mag heutzutage 104 Familien mit 468 Köpfen betragen.

Es befinden sich daselbst bereits Sägemühlen und Dampfsägen und besonders Mandiockpressen und Röstereien. Auch eine Privatschule existirt daselbst.

Der Rio dos Sinos ist hier nur bei höherem Wasserstande schiffbar, doch könnte er es immer sein, wenn eine kleine Sandbank ausgebaggert würde, was wohl in einiger Zeit geschehen dürfte.

Sonst hat Mundo novo die Vergünstigung erhalten, daß die Provinzregierung die nach S. Francisco de Paula auf der Serra eine gute Straße anlegen ließ, welche den Wohlstand der Kolonisten, wie den Handel dieses Theils der Provinz nicht wenig fördert.

b. Rincão d'El-Rey.

Ungefähr $2\frac{1}{2}$ Leguas von Rio Parão auf dem Wege nach Santa Cruz hat der Advokat und vieljährige Provinzial-Deputirte Dr. Barcellos eine Campbesitzung, die indessen ziemlich große Capões (Wäldchen in den Wasserrinnen) enthält. Diese begann er 1850 in Parcelen von verschiedener Größe zu theilen und an Kolonisten zu verkaufen, ebenfalls meist Leopolder. Die Nähe Rio Pardos, welche den Absatz aller Produkte sehr erleichtert, besonders aber die Milchwirtschaft rentabel macht, hat bis jetzt schon gegen 80 Colonistenfamilien dahin gezogen, welche zwar zumeist Viehzucht treiben, indeß auch bereits den Pflug und mit lohnendem Erfolge in Anwendung gebracht haben.

Besonders lohnend hat sich hier die Einführung von Bienenstöcken bewährt, deren ein einzelner Kolonist zwei mitgebracht hatte, welche ihm in 8 Monaten fast 300 Bölker lieferten, für deren jeden 25 \$ rs. bezahlt wurden.

Die Größe der Grundstücke variiert zwischen 40,000 und 100,000 □ Braffen; ebenso der Preis von 200—500 \$ rs. haar oder in Risten zu zahlen.

Es existirt daselbst weder Kirche noch Schule, wegen der großen Nähe Rio Pardos.

c. Conventos.

Eines der schönsten und zukunftreichsten, aber noch sehr wenig ausgebeuteten Flußthäler der Provinz ist das des Taquary. Ungefähr 15 Leguas oberhalb seiner Mündung in den Jacuhy besaß der ehemalige bremische Konsul in Rio grande, Hr. Claussen, zwei Fazendas, wovon er schon lange einen Theil zur Kolonisation bestimmt hatte und vermessen ließ. Seine Zahlungseinstellung verhinderte die Ausführung dieses Vorhabens. Vor wenigen Jahren nun wurde dies Projekt wieder aufgenommen und seitdem sind dort ungefähr 13 Familien mit 59 Köpfen angesiedelt. Die Ländereien sind erster Qualität und kostet die Kolonie von 600,000 □ Braffen 350 \$ rs.

d. Silva.

Noch näher an der Mündung des Taquary und zwischen Conventos und der Villa Taquary liegt die Fazenda eines Herrn da Silva. Die Villa ist nur 3 Leguas entfernt und bietet einen guten Markt. Obgleich ebenfalls nicht unmittelbar am Flusse gelegen, bietet doch dieser in der Nähe einen

guten Hafen, der die direkte Verschiffung der Produkte nach Triumfo oder Porto Alegre ermöglicht. Schade, daß auch der Bezirk dieser Kolonie so beschränkt ist, da ihre ganze Ausdehnung 3 □ Leguas beträgt, mithin bei den Loosen von 125,000 □ Braffen keine größere Anzahl von Familien als höchstens 200 aufzunehmen im Stande ist. Der Preis eines solchen Looses beträgt 500 Milreis, allerdings hoch, wenn man die Preise der übrigen Kolonien daneben hält. Auch die Zahlungsfrist ist sehr kurz, denn obgleich zum Ankaufe nur eine kleine Anzahlung (50 \$ rs.) erforderlich ist, so kommt doch der Rest schon nach 2 Jahren entweder in baarem Gelde oder in Rohprodukten zu tilgen, was jedenfalls viel verlangt ist. Indessen ist zu hoffen, daß Herr Silva diese seine Bedingungen noch modifiziren wird, da er sonst ein einsichtsvoller und freundlicher Mann ist. Es befinden sich übrigens den neuesten Nachrichten zu Folge bereits 8 Familien auf dem Lande.

Noch kommt des Näheren zu erwähnen die zukünftige Kolonie des französischen Vice-Konsuls in Porto Alegre, Grafen Montravel.

e. Santa Maria da Soledade.

Es ist dies eine derjenigen, welche auf der Grundlage des Landgesetzes und der daraus hervorgehenden Maßregeln des General-Landamts basirt sind. Diese Kolonie wird an dem Rio Caby, einem prachtvollen Flusse, an dem bereits Theile von San Leopoldo liegen, dort, wo das Flüsschen Maratá einmündet, und längs desselben angelegt, so daß wahrscheinlich der Hafen der Kolonie und der Hauptort derselben an der bisher unter dem Namen Luiza bekannten Stelle des Flusses, gleich unterhalb seiner zahlreichen Stromschnellen, errichtet werden dürfte. Ein sehr günstiger Platz zur Anlage einer Kolonie, da ihre Produkte bequem in Schiffen von 3 bis 400 Saß Ladungsfähigkeit verfrachtet werden und auch Dampfer bis dahin gelangen können. Der Kontrakt, welchen die brasilianische Reichsregierung mit Graf Montravel abgeschlossen, lautet folgendermaßen:

I. Graf Montravel verpflichtet sich, vier Territorien (à 4 □ Leguas) oder einen äquivalenten Flächenraum Staatslandes zu kaufen, wo er sie in Uebereinstimmung mit der kaiserlichen Regierung in der Nähe des Flusses Caby in der Provinz Rio grande auswählen wird, zu dem Zwecke der Kolonisation, indem er darauf wenigstens 576 Familien ansiedelt, was für jede Familie einen Raum von 250,000 □ Braffen (das im Gesetze bestimmte Maß eines Landlooses) ergibt. Es ist ihm jedoch nicht verwehrt, eine größere Anzahl von Familien anzusiedeln, sowie er auch die angegebenen Sektionen nach Gefallen (jedoch nie unter 10,000 □ Braffen) verrinnern kann.

II. Dieser Kauf muß innerhalb 5 Jahren effectuirt sein, welche von der Zeit an gerechnet werden, wo die Vermessung und Absteckung des Umfangs der Ländereien beendet sind, und zwar zum Preise von $\frac{1}{2}$ Real pr. □ Braffe, zahlbar gleich bei Uebernahme des Landes, und wird alsdann der betreffende Besitztitel ausgestellt. Die kaiserliche Regierung garantirt Graf Montravel während des gedachten Zeitraums das Recht auf den Ankauf zu

dem erwähnten Preise der vier Territorien oder des gleichen Flächenraums, welcher vermessen oder abgesteckt sein muß.

III. Sobald der Umfang der Territorien vermessen und abgegränzt ist, kann Graf Montravel während des gedachten Zeitraums eins derselben oder den entsprechenden Flächenraum kaufen und übernehmen, jedoch mit der Verpflichtung, die Niederlassung der im I. Artikel stipulirten Anzahl Familien (also 144) binnen zwei Jahren vom Tage der Besignahme an zu bewirken.

Die drei übrig gebliebenen Gebiete können ebenfalls in Parcellen oder im Gauzen, wie es dem Unternehmer paßt, aber mit der Bedingung übernommen werden, sie innerhalb Eines Jahres, vom Tage des Kaufes gerechnet, mit so viel Familien zu besetzen, als das gekaufte Land Loose von 250,000 □Brassen enthält.

IV. Die eingeführten Kolonisten müssen Landleute sein, was durch Certificate der brasilianischen Konsuln nachzuweisen ist; jedoch kann der Graf auch Maschinisten, Maurer, Zimmerleute, Schmiede, Töpfer zc. ansiedeln, so lange deren Anzahl nicht 10 pCt. der Totalsumme der Kolonisten überschreitet.

V. Die kaiserliche Regierung verpflichtet sich, die Einführung und Niederlassung der Kolonisten auf den gedachten Ländereien mit 15 \$ rs. für Personen von 10—45 Jahren und 10 \$ rs. für jene zwischen 5 und 10 Jahren zu unterstützen.

Diese Unterstützung soll bis zu der Zahl 2280 innerhalb fünf Jahren einzuführender Kolonisten bewilligt werden, was der erwähnten Anzahl der Familien entspricht, wenn man durchschnittlich 5 Personen auf die Familie rechnet.

VI. Der Betrag dieser Unterstützung ist durch die kaiserliche Regierung zu zahlen, sobald die Belege darüber eingereicht werden, daß sich der Kolonist innerhalb der vier Territorien niedergelassen hat.

VII. Der Umfang der vier Territorien oder des entsprechenden Flächenraumes wird für Rechnung der kaiserlichen Regierung vermessen, die Eintheilung in Landloose für Rechnung des Grafen Montravel, und soll es in beiden Fällen nach den allgemeinen Bestimmungen des Reglements vom 30. Januar 1854 gehalten werden.

VIII. Es steht dem Grafen frei, durch die an die Territorien angrenzenden Staatsländereien jene Verbindungswege, welche ihm wünschenswerth erscheinen, an den Fluß Cahy oder nach irgend andern Punkten zu führen.

IX. Für die Nichtausführung irgend einer der obigen Bedingungen unterliegt der Graf von Montreval einer Geldstrafe von 4 Contos de Reis, wenn nicht Kriege oder Emigrationsverbote in Deutschland, der Schweiz oder Belgien eintreten; auch kann der gegenwärtige Kontrakt aufgehoben werden, wenn in Folge der Größe und Mannigfaltigkeit der Mängel die kaiserliche Regierung seine Aufrechthaltung für unmöglich erachtet.

In Folge dieses Kontraktes, der zwar günstig genug für den Unternehmer, aber doch nicht so günstig, als die beiden mit Dr. Blumenau und

dem Hamburger Kolonisationsvereine abgeschlossenen lautet, hat Graf Montravel die Bedingungen veröffentlicht, welche er seinerseits den Kolonisten auferlegt. Diese lauten:

Die Parzellen zu 100,000 [Brassen werden um 500 \$ rs. hintanz gegeben, und zwar auf fünfjährigen Credit. Wer bare Zahlung leistet, bekommt das Loos zu 400 \$ rs. Die Zahlung der auf Credit genommenen Ländereien kann in Raten je nach der Bequemlichkeit des Kolonisten und auch in Naturalien geschehen.

Eine andere Verpflichtung, der sich die Kolonisten unterziehen müssen, besteht darin, daß sie jeden Monat einen Tag sich mit ihren Familien bei dem Straßen- und Brückenbau, bei den zum gemeinsamen Nutzen angeordneten öffentlichen Arbeiten betheiligen.

Der Graf sorgt für die Empfangshäuser zur Unterkunft der Einwanderer, bis sie sich auf ihrem eigenen Lande niederlassen können, ebenso für Magazine und Kaufläden, wo der Kolonist sich mit allem Nothwendigen so billig als möglich versehen kann.

Der Unternehmer reservirt für sich die nugharen Gefälle, welche er jedoch gegen billige Bedingungen an Kolonisten ablassen wird, welche durch Intelligenz oder Kapital in den Stand gesetzt sind, sie nutzbringend zu verwenden.

Wir können auch diese Kolonie unsern Landsleuten, besonders den Katholiken, nur empfehlen, wenn auch die Bedingungen nicht sehr glänzend sind. Die günstige Lage dieses Landstrichs, die leichte Verschiffung ihrer Produkte und der so nahe und beste Markt der Provinz, Porto Alegre, fallen dabei sehr in's Gewicht. Weniger gefällt uns die Absicht Montravel's, die Kolonie hauptsächlich mit französischen Schweizern, mit Belgiern und in dritter Reihe erst mit Deutschen zu bevölkern.

Was man ihm aber zum Vorwurf macht, daß er nämlich nur Katholiken zu Kolonisten wünscht, finden wir nichts weniger als tadelnswerth. Wer immer Ortschaften bewohnt hat, wo mehrere Religionssekten sich das Gleichgewicht hielten, weiß aus Erfahrung, welche Summe von Zwietracht gewöhnlich in den Hirten dieser verschiedenen Herden kocht. Wenn auch die Lämmer sich friedlich vertragen würden, die Leithämmer geben es nicht zu. Diesem Uebelstande kann nur dadurch gründlich abgeholfen werden, daß Angehörige Einer Sekte, gleichviel, welcher, in so nahe Berührung treten, als es das Zusammenleben auf Einer Kolonie bedingt, oder daß wenigstens eine derselben in so entschiedenem Uebergewicht erscheint, daß die Flammen sektirerischen Hasses ohnmächtig bleiben.

Daß nun Graf Montravel dieser Ansicht huldigend, als Katholik seinen Glaubensgenossen den Vorzug einräumt, ist eben so natürlich, als das entgegengesetzte Verfahren unnatürlich wäre.

Außer diesen angeführten Kolonien, welche alle dem nordöstlichen Theile der Provinz angehören und zumeist mit Deutschen bevölkert oder für selbe bestimmt sind, gibt es in der Nähe von Pelotas mehrere Kolonien, wo meist Irländer angesiedelt wurden. Diese Versuche waren aber so unbe-

deutend und so unglücklich, daß wir darüber kein Wort weiter verlieren wollen.

Endlich glauben wir am Schlusse der Kolonien Rio grande's noch der neuzugründenden Kolonie San Lourenço gedenken zu sollen.

Ihr Gründer ist ein in Rio grande seit lange ansässiger, wohlhabender Kaufmann Namens Rheingang, dem es geglückt ist, einen jener bereits früher erwähnten Contrakte mit dem General-Bandamte abzuschließen.

Die beste Bürgschaft für den redlichen Eifer, sowohl als die Zuversicht Herrn Rheingang's in die Zukunft seiner Schöpfung liegt wohl darin, daß er seine ganze Familie, welche er bis jetzt in den Rheinlanden gelassen, selbst dahin übersiedelt. Es ist daraus wohl zu schließen, daß er sich ganz und allein diesem Unternehmen widmen wird, dem dann ein schnelles Gedeihen in Aussicht steht.

Der Punkt, an welchem die Kolonie gegründet wird, liegt an der Westseite der Lagoa dos Patos, sieben Meilen nordwestlich von Rio grande und fünf Meilen nördlich von Pelotas. Das Kolonieland liegt im sogenannten Ferval oder Theewald, einer Reihe von sanften Hügeln, ähnlich denen von San Leopoldo. Sie sind reich mit Laubwald bestanden und haben eben nur jene Höhe, welche die Sommerhize in etwas mildert. Bewässert wird die Kolonie vom Rio Camacuam, San Lourenço und Arroio grande. Die ersten beiden sind mit Ranzhöes von 100 und mehr Säcken Tragfähigkeit befahrbar. Ueberdies ist der Kolonie durch die Flüsse und die Lagoa dos Patos der Absatz ihrer Produkte nach Rio grande und Pelotas so sehr gesichert, daß es sich in den meisten Fällen nur um den Transport bis an die Flußufer handeln wird, indem die Aufkäufer die Producenten aufsuchen werden.

Möge dies Beispiel eines thätigen und unternehmenden Mannes bald viele Nachahmer finden.

II. Die Kolonien in Santa Catharina.

Sowie was Ausdehnung und Gedeihen betrifft, in Rio grande die Staatskolonien eine hervorragende Stelle einnehmen, so in Santa Catharina die Kolonien, welche von Privatunternehmungen gegründet sind. Neben ihnen verschwindet die eigentliche einzige Staatskolonie S. Pedro d'Alcantara, um so mehr, als sie schon längst ein brasilianisches Gemeinwesen bildet, das nur seinem Ursprunge nach noch zu den Kolonien zählt.

Auch hier wollen wir die Kolonien nach der Zeit ihrer Entstehung betrachten und ebenfalls der Ueberschrift des Abschnittes entsprechend die rein oder vorherrschend deutschen Niederlassungen in den Kreis unserer Besprechung ziehen.

1. São Pedro d'Alcantara.

Ist der Hauptstadt der Provinz Desterro fast gegenüber, auf dem Festlande, etwa 4—5 Leguas von der Küste in der Nähe des Marahy auf dem Wege gegen Lages belegen. Ihre Begründung fällt in das Jahr 1828, wo sie dekretirt, aber noch keineswegs vermessen ward. Die zu

dieser Ansiedlung bestimmten Kolonisten langten aber schon in diesem Jahre in Desterro und zwar 146 Familien mit 523 Köpfen an, welchen noch 112 eben entlassene deutsche Soldaten beigelegt wurden. Diese Gesamtzahl mußte jedoch 11 Monate in Desterro auf Regierungskosten verpflegt werden, bis sie endlich im Jahre 1829 in Besitz ihrer Ländereien gesetzt wurden. Zu jener Zeit waren die Ländereien dieser Gegend noch sehr den Angriffen der Indianer ausgesetzt, weshalb es 14 Familien vorzogen, gar nicht ihr Besitzthum anzutreten, und wirklich hatten die Kolonisten manchen harten Strauß mit den Wilden zu bestehen, ehe diese sich tiefer in das Innere zurückzogen. Hierzu gesellten sich die Nachwehen der Revolution von 1831, die Vertreibung des großmüthigen Beschützers der deutschen Kolonisten, Dom Pedro I., und andere Leiden, welche von verschiedener Seite kommende Chikanen ihnen zuzufügen bemüht waren. Indes die erste Grundbedingung, die Fruchtbarkeit des Bodens, war in höchstem Maße erfüllt, die entfallende Unterstützung von Außen her zwang die Ansiedler, recht ernst anzugreifen und so gedieh die Kolonie zusehends und befindet sich, die Industrie abgerechnet, auf derselben Stufe der Wohlhabenheit und der Zufriedenheit wie São Leopoldo.

Auch hierin ähnelt S. Pedro d'Alcantara der riograndensischen Kolonie, daß seinen Söhnen die Koloniegränzen zu enge werden und nicht wenige den Stamm zu den neuen Kolonien der Provinz gründeten, oder den Umfang der alten durch Ankauf von Grundstücken, welche nach Dr. Blumenau im Jahre 1848 schon die Auslage von 30 Conto's de Reis betrugen, erweiterten.

Die Bevölkerung betrug im Jahre 1848 130 Familien mit 640 Köpfen; nach einer andern Quelle, inclusive der daselbst angestiedelten Brasilianer und circa 80 Sklaven nahe an 1,500 Seelen. Die Kolonie war zum Range eines Kirchspiels erhoben worden. Ihre Ländereien erstrecken sich bis an den Biquassuß.

1848 betrug die Zahl der Winden 2, der Wassermühlen zum Mahlen des Maises und Stampfen des Reises 9, für Zuckerrohr 1, dann Ochsenmühlen für Zuckerrohr 21.

Die jährliche Ausfuhr betrug von 1843—1848 durchschnittlich:

1000 Sack Mandiocamehl à 2 \$	2:000 \$
1000 Arroben Zucker à 2 \$	2:000 "
2500 Mediden Branntwein à 200 rs.	500 "
100 Sack Bohnen à 4\$500.	450 "
4000 Sack Kartoffeln à 2 \$ rs.	8:000 "
1000 Sack Maismehl à 2 \$ rs.	2:000 "
100 Sack Reis geschält à 6 \$.	600 "
500 Arroben Schweinefleisch à 4 \$.	2:000 "
230 Arroben Butter à 16 \$.	3:680 "
Vieh im beiläufigen Werthe von	1:000 "
Obst, Fühner, Eier, Zwed, Gemüse u.	1:820 "
Summa.	24:000 \$

was uns im Verhältniß selbst zu Torres und Tres Torquilhas sehr gering angenommen scheint.

Von den alten Ansiedlern mögen ungefähr noch 300 in der Kolonie leben.

Da alle Kolonisten Katholiken und durch ihren steten Verkehr mit den Brasilianern der Landessprache mächtig sind, so haben sie auch kein Bedürfniß nach deutschen Pfarrern und deutschen Schulen und genügen ihnen die vorhandenen Brasilianischen.

Eine Art Tochterkolonie ist:

2. Itajahy.

Diese ward 1835 durch das Provinzialgesetz vom 5. Mai, faktisch 1836 durch dorthin von S. Pedro d'Alcantara überfiedelte Kolonisten, sowie einige brasilianische Familien gegründet. Die Deutschen bekamen die dortigen Ländereien zur Entschädigung für ihre in der Mutterkolonie verlorenen, welche von den unwissenden Feldmessern auf Privatgrundbesitz vermessen waren und nun nach Jahre langem Processiren gegen Ablösung der hergestellten Pflanzungen und Baulichkeiten, sowie die erwähnte Entschädigung am Itajahy ihren früheren Eigenthümern zurückgestellt werden mußten.

Die Kolonie ward an dem großen Itajahy etwas unterhalb der heutzigen Kolonie Blumenau, sowie am Einflusse des kleinen Itajahy gegründet und waren die Landschenkungen fast noch liberaler als in Rio grande, indem den ledigen 100,000, den Verheiratheten 150,000 und den mit mehr als drei Kindern gesegneten Familien 200,000 [Brassen] angewiesen wurden. Bei der sprichwörtlich gewordenen Fruchtbarkeit des Itajahythales, ging es mit den Ansiedlern auch schnell vorwärts, bis die Wilden mehrere nur zu gelungene Ueberfälle ausführten, worauf die Ansiedler im panischen Schrecken von der Kolonie entflohen, auf der nur 6 Deutsche und 2 Brasilianer zurückblieben, welche 1837 im Relatorium des Provinz-Präsidenten als Kolonie Itajahy figurirten. In Folge dessen verlegte die Regierung eine Abtheilung Bedestres dahin, welche Maßregel von so gutem Erfolge begleitet war, daß die Ansiedler wieder Muth gewannen und dahin zurückkehrten, so, daß durch neue Ankömmlinge verstärkt, die Kolonie 1839 bereits einen Stand von 65 Familien mit 141 Köpfen ausweisen konnte, wovon jedoch nur 17 deutsche waren. 1843 kamen noch 12 flämische Familien hinzu, so daß der Stand derselben von heutzutage 80 katholische Familien mit ca. 400 Köpfen in 80 Feuerstellen beträgt.

Diese Niederlassung führt aber uneigentlich den Namen Kolonie, da die Regierung sie nicht weiter, als durch die Landanweisungen beeinflusste. Aus ihr ist die Povoação Belgior am Itajahy entstanden.

Die Kolonie besaß 1835 15 Zuckermühlen sammt Siedereien und Brennereien, 10 Sägemühlen, 20 Mandiokfabriken &c.

Eine zweite Tochterkolonie S. Pedro's ist:

3. Barzêa grande.

Diese aber ist es auch in so hohem Grade, daß sie ausschließlich von Auswanderern aus S. Pedro d'Alcantara gegründet wurde, welche dieselben

Beweggründe zu ihrer Uebersiedelung hieher veranlaßt hatten, die wir bei der vorhergehenden Kolonie erwähnten.

Wie schon der Name andeutet (Barzêa heißt eine große Thalniederung) liegt die Kolonie in einer ausgedehnten Fläche, welche vom Cubatao durchströmt wird, etwa 2 Legoaß nördlich von S. Pedro d'Alcantara. Die ersten Ansiedler zählten 44 Köpfe. Obgleich nur 5 Personen durch Heirath, und nicht eine durch Einwanderung sich dieser Kolonie angeschlossen, hatte sich dieselbe doch bis Ende Juli 1853, also nach 16 Jahren ihres Bestehens (sie ward 1837 gegründet) bis auf 116 Personen in 24 Familien, also auf das Dreifache ihrer ursprünglichen Bevölkerung vermehrt. Diese ungewöhnliche Erscheinung erklärt sich aus der merkwürdig geringen Sterblichkeit in dieser Gegend, da von den ursprünglichen Ansiedlern in diesen 16 Jahren nur 2 Frauen und von 67 in demselben Zeitraume geborenen Kindern ebenfalls nur 2 starben.

Die Kolonie beschäftigt sich hervorragend mit Viehzucht, doch betreibt sie auch den Ackerbau in genügendem Maße, um die Märkte von S. José und Desterro damit versehen zu können.

In religiöser Hinsicht ist deshalb von ihnen zu sagen, was bei den beiden vorangehenden Kolonien erwähnt worden.

4. Nossa Senhora da Piedade.

Die deutsche Einwanderung nach S. Catharina, sowie dem übrigen Brasilien, hatte nach der gewaltsamen und kontraktwidrigen Auflösung der deutschen Truppen im Jahre 1831 bis zum Jahre 1847 gänzlich gestockt und erst in diesem Jahre kam wieder eine größere Anzahl Kolonisten hieher. Aus diesen bildet die Provinzial-Regierung die Kolonien Piedade und Sta. Izabel.

Piedade wurde nördlich von Desterro auf dem Festlande angelegt, knapp am Seeufer und hatte in der unmittelbar vor ihr gelegenen Hauptstadt den besten Markt für ihre Erzeugnisse. So vortheilhaft nun auch die Lage der Kolonie, so schlechter Beschaffenheit soll aber der Boden gewesen sein. Die Deutschen, in der Zahl von 150, verließen sich und im Jahre 1853 befanden sich nur mehr 91 daselbst. Wir waren leider nicht auf dieser Kolonie und müssen daher diesen Bericht einer sonst lauteren Quelle entnehmen, können aber nicht umhin zu vermuthen, daß der Boden weniger schlecht, die unmittelbare Nähe der Hauptstadt aber zu verlockend für die vielen des Landlebens bei strenger Arbeit Ungewohnten unter den Ansiedlern gewesen sein mag, als daß sie nicht versucht und bei der Leichtigkeit, Brod zu verdienen, auch erreicht hätten, dort oder in sonst einer Ortschaft untergekommen. Dafür zeugt auch, daß nach 6 Jahren noch 91 Kolonisten auf dem so schlechten Boden geblieben waren, denen es doch eben so leicht gewesen wäre, anderswo fortzukommen, als ihren früheren Genossen.

Dies bringt uns zu der Annahme, daß diese 91 Landleute und zwar von dem ausdauernden guten Schlage sind, die gewiß jetzt schon lange ihre Mühen mit Erfolg gekrönt sehen.

Etwas Weiteres über diese Kolonie zu berichten, sind wir nicht im Stande. Ihre Schwesterkolonie:

5. Sta. Izabel

hingegen, welche nicht in der Nähe der Hauptstadt, sondern ungefähr 6 Leguas von der Küste angelegt wurde, wo die Verlockung zum Verlassen derselben, welche die Entbehrungen der ersten Jahre mächtig unterstützen, nicht so nahe liegen, gedeiht vorzüglich. Sie wird auch durch ihre Lage am Bugressflusse, an der Straße nach Tages, also der Handels- und Viehtriebstraße, sehr begünstigt; überdies sind ihre Ländereien sehr fruchtbar und ihre schon bedeutende Erhöhung über die Meeresfläche kann die Annehmlichkeit und Gesundheit ihres Klima's nur vermehren.

Die ursprüngliche Anzahl der Kolonisten betrug 256 Köpfe, welche sich bis Juli 1854 auf 307 vermehrt hatten, wovon 170 den männlichen und 137 dem weiblichen Geschlechte angehörten.

Weder von dieser noch von der vorhergehenden wissen wir in Betreff ihrer kirchlichen und Schulverhältnisse etwas Näheres anzugeben.

Wir kommen jetzt zu den Privatkolonien, wobei wir die von den sardinischen und russischen Konsuln in Sta. Catharina gegründeten, nicht deutschen Kolonien, um so eher unerwähnt lassen, als sie bis jetzt keinerlei wirklichen Erfolg aufzuweisen haben und wir, abgesehen von unserer ausgesprochenen Absicht, nur die deutschen Kolonien zu besprechen, dieses Buch nicht gerne gar zu voluminös werden ließen.

Der Privatkolonien, welche deutscher, oder doch überwiegend deutscher Bevölkerung sich erfreuen, sind in Sta. Catharina zwei, D. Francisca und Blumenau, welche die Aufmerksamkeit Deutschlands auf sich gezogen haben und über welche bereits so viel geschrieben und gesprochen wurde, daß es wohl schwer fallen dürfte, etwas Neues darüber zu sagen. Das soll uns jedoch nicht hindern, unsere Ansicht über ihre jetzigen Zustände und Verhältnisse gewissenhaft auszusprechen, da man doch in einem Buche, wie dieses, eine Besprechung dieser beiden Kolonien zu finden mit Recht erwarten darf. Auch hier folgen wir der Anciennetät und beginnen mit der

a. Kolonie Blumenau.

Bevor wir diese selbst näher betrachten, wollen wir dem Gründer derselben, den wir persönlich zu kennen uns zur Ehre rechnen, einige Worte widmen.

Dr. Blumenau ist durch und durch ein Deutscher von edlerem Gepräge; er vereinigt mit der zähen Ausdauer des niedersächsischen Stammes eine fast schwärmerische Begeisterung für sein Unternehmen; er ist inmitten des Realismus der neuen Welt, inmitten des Ringens und Zusammenstossens, noch immer der feinfühlende, gebildete Mann geblieben, der nach des Tages Last und Hitze eine geistreiche Conversation liebt und Ruß und Tanz unangefesendet läßt, wenn auch all dies nicht dazu beiträgt, Geld zu machen.

Das macht, er ist ein Menschenfreund und einer von der rechten Sorte, dem unzählige Fälle von Anfeindung, Undank und Betrug das Vertrauen auf das Edlere im Menschen nicht zu rauben vermochten.

Sein Unternehmen ist der lebhafteste Beweis dafür. Nachdem er Zeit, Mühe und Geist im eifrigen Streben für das Wohl deutscher Auswanderung jahrelang geopfert, sein persönliches und partielles Interesse in wahrer Selbstverleugnung dem des Allgemeinen untergeordnet hatte, ergriff er, von Allen verlassen, auf die zu bauen er ein Recht erworben hatte, muthig selbst die Initiative und verwandte sein ganzes nicht unbedeutendes Vermögen, wenn wir nicht irren, über 10,000 Thaler, zur Gründung der Kolonie am großen Itajahy.

Hier hatte er nun Gelegenheiten in Fülle, die Fähigkeit seines Charakters zu bewähren. Der Zeitpunkt war unglücklich gewählt, Europa zuckte in den Nachwehen des tollen Jahres 1848; Unglücksfälle mancher Art, die den Anfänger gewöhnlich, den experimentirenden immer treffen, Dr. Blumenau aber in ungewöhnlichem Maasse trafen, verschlangen das Kapital und drohten das Unternehmen im Keime zuersticken. Im Jahre 1851 endlich schien ihn wieder das Glück zu lächeln; die kaiserliche Regierung in endlicher gerechter Würdigung seines Strebens und seiner Opfer, bewilligte ihm eine voranschüssweise Unterstützung von 10 Contos de Reis. Aber auch darüber waltete ein Unstern. Ein englisches Kriegsschiff bemächtigte sich unter dem Vorwande, es sei zum Sklavenhandel bestimmt gewesen, des Fahrzeuges, welches die von dem Regierungsvorschusse angekauften Bestandtheile einer Zuckerrübenerei an Bord trug und „Ross und Reiter sah man niemals wieder.“

Selbst nach diesem harten Schlage verlor Dr. Blumenau den Muth nicht; mit neuer ungebrochener Energie verfolgte er sein Werk und er hat sein Ziel erreicht und steht am rettenden Hafen. Das Gedeihen seiner kleinen Kolonie schritt wunderbar vorwärts und wird jetzt, von der freigebigen Hand der Regierung mächtig unterstützt, großartige, die unendlichen Opfer und Leiden seines Gründers auch materiell lohnende Dimensionen annehmen.

Aber nicht allein als Gründer, auch als Mensch hat Dr. Blumenau sich Anerkennung erworben. Jeder Bewohner seiner Kolonie nicht allein, nein auch der Umgegend, ja jeder Deutsche insbesondere hat in ihm noch stets den rathenden und helfenden Freund gefunden, der um so werthvoller ist, als seine aus so vielen Prüfungen genommenen Erfahrungen sowie die staunenswerthe Vielseitigkeit seines Wissens ihn hiezu besonders befähigen.

Nachdem wir dieses Wenige über Dr. Blumenau vorausgeschickt haben, kehren wir zur Kolonie selbst zurück.

Im Jahre 1850 kaufte Dr. Blumenau am großen Itajahyflusse ober der älteren deutschen Kolonie und der Ortschaft Belzior am Arroyo das Belhas einen Landstrich und erhielt von der Provinzial-Regierung noch so viel Staatsland behufs Ansiedelung Deutscher geschenkt, daß das ganze Besitzthum Blumenau's circa 10 Quadratlagoas, oder wie er selbst sagt, ungefähr 155,000 preussische Morgen umfaßte, woraus jetzt 350,000 Morgen geworden sind.

Was die Wahl der Ansiedelungspunktes betrifft, konnte sie wirklich nicht glücklicher getroffen werden, denn alles vereinigt sich daselbst, um das Gedeihen einer Niederlassung zu sichern. Das Klima der Provinz, dessen Zuträglichkeit sich in der äußern Erscheinung der Einwohner kund giebt und wovon wir im 2ten Abschnitte des Umständlichen gesprochen, — die in der Provinz sprichwörtlich gewordene Fruchtbarkeit des Itajahy-Flusses, der große, das ganze Jahr hindurch mit Schiffen von bedeutender Tragfähigkeit befahrbare Fluß, der größeren Seeschiffen zugängliche gute Hafen an der Mündung des Flusses, die Nähe guter Märkte, wie Sta. Catharina, ja Rio de Janeiro, das bei günstigem Winde in 36 Stunden erreicht werden kann, — alles dies war sorgfältig erwogen worden und verhiess fröhliches Gedeihen.

Die Hindernisse, welche sich demselben entgegen stellten, waren gleichwohl gewichtiger Natur; die Beschränkung der Mittel und die Antipathie der deutschen Auswanderer gegen Brasilien, sowie ihre Ignoranz in Betreff alles dessen, was dieses Land anging.

Dem ersten half Blumenau's weise Sparsamkeit und die Munificenz der Regierung, der letzteren die trefflichen, körnigen Schriftchen Blumenau's selbst, wenn auch nur theilweise, ab.

Die Begründung selbst geschah im benannten Jahre durch die Ansiedelung von 17 Personen, denen die Ländereien geschenkt werden mußten.

Diesen folgten, langsam genug, im Jahre 1851, 8 Personen, 1852 aber schon 110 Einwanderer. Auch diese erhielten ihre Ländereien unentgeltlich, da selbes ihnen zugesagt worden war. Ebenso wurden für kirchliche und Schulzwecke der nun begründeten kleinen Kolonie Ländereien geschenkt. 1853 war die Einwanderung wieder sehr unbedeutend; sie betrug nur 28 Personen worunter nur sehr wenige Käufer waren. Indessen wurde diese Zeit keineswegs vergeudet; Brücken, Wege, Empfangs- und Vorrathshäuser wurden gebaut und Mißmuth kam nirgends auf, da sich die Ergiebigkeit des Bodens selbst bei den kleinsten Pflanzungen, die bis jetzt gemacht werden konnten, auf's glänzendste documentirte.

Endlich 1854 kam die Sache in Zug. Es wanderten 146 Personen ein, so daß am Schluß 1854 daselbst 246 Ansiedler sich befanden, worunter nur 3 Katholiken.

Die Uebrigen 63 Einwanderer vertheilten sich größtentheils im Itajahygebiete, theils als Tagelöhner, theils um schon bebaute Grundstücke anzukaufen, nur 11 verließen die Provinz gänzlich und 6 das Itajahygebiet.

Diese 246 Ansiedler wohnten in 46 Feuerstellen, wovon 6 noch nicht vollendet waren.

Die neueste Zählung Anfang 1857 ergab eine Bevölkerung von 468 Seelen, in 102 Feuerstätten. Im Jahre 1856 fanden statt: Heirathen 4, Geburten 19, Sterbefälle 10.

War dies Resultat bei dem geringen Anlagekapital und den ungünstigen Zufällen, welche wir im Vorbeigehen erwähnt haben, ein immerhin die gerechte Erwartung übersteigendes gewesen, so war bei der fortwährenden Abneigung deutscher Einwanderer und der nunmehr völligen Erschöpfung

der Mittel die Unternehmung in ein Stadium getreten, welches einen Stillstand oder gar den gänzlichen Zerfall desselben fürchten ließ. Da griff die Regierung mit mächtiger Hand in die Speichen des zurückrollenden Rades, indem sie die Anträge Dr. Blumenau's, welche derselbe persönlich im Anfange des Jahres 1854 in Rio de Janeiro der kaiserlichen Regierung vorlegte, genehmigte und folgenden Kontrakt mit ihm abschloß:

Artikel 1. Die kaiserliche Regierung verpflichtet sich, dem Dr. Blumenau, dem Begründer der am Ufer des Itajahy in der Provinz Sta. Catharina belegenen Kolonie gleichen Namens, ohne Zinsen die Summe von 85 Contos de Reis (circa 70,000 Thlr. pr. Ort.) innerhalb sieben Jahre darzuleihen, und zwar im ersten Jahre 25 Contos, und im jeden der übrigen 6 Jahre je 10 Contos. Diese Summen werden dem Dr. Blumenau oder seinem Bevollmächtigten von dem Finanzministerium in halbjährigen Raten ausbezahlt werden, die erste im Monat April des laufenden Jahres 1855.

Artikel 2. Auf Grund dieses Darlehens verpflichtet sich Dr. Herrmann Blumenau, seine Kolonie am Itajahy zu dem höchstmöglichen Grade des Gedeihens zu bringen und zu diesem Behufe innerhalb eines Zeitraums von 10 Jahren 4000 Kolonisten aus Europa oder den Vereinigten Staaten einzuführen und zwar mindestens 1600 in den ersten fünf und den Rest von 2400 in den letzten fünf Jahren; ferner provisorische Einrichtungen für die Unterkunft der ankommenden Kolonisten, sowohl auf der Kolonie als im Hafen des Itajahy zu treffen; eine Straße zwischen der Kolonie und diesem Hafen zu eröffnen und in gutem Stande zu erhalten, und schließlich Alles, was zur Erhöhung des Gedeihens dienen kann in Gemäßheit des im Archiv der Direktion des Generallandamtes deponirten Planes des erwähnten Dr. Blumenau in's Werk zu setzen.

Artikel 3. Ferner verpflichtet sich Dr. Blumenau eine zweite ordentliche Straße, welche von der Kolonie über das Gebirge nach der von der Villa do Principe in der Provinz Paraná nach der Provinz Grande do Sul laufenden Hauptstraße führt, zu erbauen und in Entfernungen von ungefähr 4 zu 4 Leguas längs derselben kleine Ansiedlungen und Herbergen für Reisende anzulegen.

Artikel 4. Die Richtung dieser Straße wird von der Genehmigung der kaiserlichen Regierung abhängen, welche ihrerseits sich verpflichtet, dafür eine Beihilfe von 32 Contos de Reis (27,000 Thlr. ungefähr) zu gewähren, welche in Raten von 8 Contos jährlich während der letzten vier der sieben Jahre des Darlehens des 1. Artikels ausgezahlt werden sollen.

Artikel 5. Ferner verpflichtet sich die kaiserliche Regierung im ersten Jahre (1855) eine Summe von 10 Contos de Reis (8,300 Thlr. pr. Ort.) zu gewähren, welche verwendet werden soll, bereits im Privatbesitz befindliche Ländereien an der Barre des Itajahy anzukaufen und darauf das Nothwendige vorzunehmen, sie gegen Beschädigung durch zeitweilige Uebersfluthung zu schützen, so wie eine Landungsbrücke und Magazin zu bauen.

Artikel 6. Die Ländereien des vorhergehenden Artikels sollen nach Abzug der zur Erbauung der provisorischen Empfangshäuser für die Kolo-

nisten und der Magazine, wie Landungsbrücken erforderlichen Strecken für Begründung einer Ortschaft, Artikel 77 des Reglements zum Landgesetze (Dekret Nr. 1318 vom 30 Januar 1854) zurückbehalten werden.

Artikel 7. Weiter verpflichtet sich die kaiserliche Regierung mit jährlichen 800 \$ (660 Thlr. pr. Ert.) während der 7 Jahre des Artikels 1, den Gehalt eines Predigers der evangelischen Kirche auszugahlen.

Artikel 8. An den Staatsländereien, welche längs der Straße, von welcher Artikel 3 handelt, liegen, ist dem Dr. Blumenau das Vorkaufsrecht zum Preise von $\frac{1}{2}$ Real per Quadratbrasse garantirt und zwar an folgenden Ländereien:

§ 1. Auf jeder Strecke von 4 Legoa, an einem Stücke bis zu einer Legoa Länge und $\frac{1}{2}$ Legoa in der Tiefe zur Errichtung kleiner Ansiedelungen und Herbergen für die Reisenden.

§ 2. In den Zwischenräumen dieser Ansiedelungen, an einem Stück bis zu einer Legoa Länge und einer Legoa Tiefe an jeder Seite der Straße und können diese Stücke je in 6 Loose von 500 Brassen Länge getheilt werden, doch in der Art, daß zwischen den gekauften immer gleichgroße Stücke Staatsländereien bleiben.

§ 3. Die Strecken neben und zwischen den gekauften Ländereien werden für Rechnung der Regierung verkauft, während der Verkauf der einzelnen Sektionen der letzteren für Rechnung des Dr. Blumenau, beides entsprechend den Bestimmungen des Reglements vom 30. Januar und 8. Mai 1854 geschieht.

Artikel 9. Für den Zeitraum von 10 Jahren werden dem Dr. Blumenau für die besagte Kolonie am Itajahy die nämlichen Begünstigungen und Befreiungen, welche mittelst Dekret 537 vom 15. Mai 1850 der Kolonie Dona Francisca zugestanden worden sind, unter Aufrechterhaltung dergleichen Klauseln und Beschränkungen bewilligt, mit Ausnahme der Befugniß der Auswandererschiffe, Steinkohlen als Ballast zu führen, da diese nur in einem mit einem Zollamte versehenen Hafen gelöscht werden dürfen. Die auf die Zölle bezüglichen Befreiungen und Begünstigungen sollen jedoch erst nach Genehmigung der legislativen Körper in Kraft treten.

Artikel 10. Das Darlehen, von welchem Artikel 1 handelt und der in Folge Vertrags vom 21. Februar 1851 von der kaiserlichen Regierung dem Dr. Blumenau gemachte Vorschuß von 10 Contos de Reis, sollen zurückerstattet werden aus den Prämien, welche dieselbe kaiserliche Regierung sich verpflichtet für jeden Kopf der einzuführenden und am Itajahy anzusiedelnden Kolonisten zu zahlen und zwar im Betrage von 30 Milreis für jeden Kolonisten über 10 und unter 45 Jahren und von 20 \$ für jeden Kopf über fünfundvierzig und unter 10 Jahren.

Diese Prämien werden bewilligt für die Zahl bis zu 4000 Kolonisten. Sobald aus ihnen die oben erwähnten Darlehen zurückerstattet sind, ist Dr. Blumenau berechtigt, den aus ihnen fließenden übrigen Betrag baar ausgezahlt zu erhalten.

Artikel 11. Sind am Ende der festgestellten 10 Jahre 4000 Kolonisten noch nicht vollständig eingeführt, so daß der Betrag der obigen

Anlehen von den betreffenden Prämien noch nicht getilgt werden kann, so soll die so festgesetzte Frist noch um zwei längere Jahre verlängert werden. In diesem Falle soll aber der noch zu zahlende Rest mit 6% per Jahr verzinst werden.

Artikel 12. Alle 6 Monate wird Dr. Blumeau spezifisirte Listen aller eingeführten und am Itajahy angesiedelten Kolonisten der kaiserlichen Regierung vorlegen und ist die Regierung, wenn es ihr passend erscheint, berechtigt, die Genauigkeit dieser Listen prüfen zu lassen, eben so wie die Art und Weise der Erfüllung gegenwärtigen Vertrags, namentlich in Bezug auf die Straßen-Bauten 2c.

Artikel 13. Außer den obenerwähnten Kolonisten und gegen die betreffende Prämie verpflichtet sich Dr. Blumenau in besagter Kolonie bis zur Zahl von jährlichen Hundert solche Kolonisten aufzunehmen, welche zu Rio de Janeiro ohne festes Bestimmungsziel anlangen und welche die Regierung am Itajahy anzusiedeln wünscht.

Artikel 14. Dem Dr. Blumenau ist gestattet sich mit andern Personen, welche er für Förderung seines Unternehmens geeignet glaubt zu associiren, doch unter der Bedingung, daß er selber die oberste Leitung für die ganze Dauer des gegenwärtigen Kontrakts in Händen behält, ausgenommen den Fall schwerer Krankheit, der ihn zeitweise davon entfernt.

In Fällen von force majeure, wie Störungen der innern Ordnung oder Kriege, welche den Ausgang aus den Häfen Deutschlands oder den Zugang zu den Häfen Brasiliens abschneiden, die Anwerbung, Uebersiedelung oder Landung der Kolonisten hindern und in den regelmäßigen Gang des Unternehmens störend eingreifen, soll der vertragsmäßige Termin für die Einführung der Kolonisten der Billigkeit gemäß um die Zeitdauer der stattgehabten Unterbrechung oder Störung und noch fernere sechs Monate verlängert werden.

Artikel 15. Für den Fall der Verlegung eines der obigen Artikel unterzieht sich Dr. Blumenau einer Strafe von 4 Contos und steht es der Regierung frei, den gegenwärtigen Vertrag aufzuheben, wenn das Unternehmen entweder wegen Ablebens des Unternehmers oder in Folge eines anderen Umstandes nicht fortgeführt werden könnte.

Artikel 16. Für die bezeichneten Geldstrafen und die treue Erfüllung aller übernommenen Verpflichtung seitens des Dr. Blumenau haftet das Gut desselben am Arrojo das Velhas am Itajahy mit allen seinen gegenwärtigen und zukünftigen Pertinenzen. —

Durch diesen Kontrakt nun, dessen wohlwollende, ja großmüthige Bestimmungen recht ins Auge springen, wenn man den des Grafen Montravél damit vergleicht, ist nicht allein der Fortbestand des blühenden Unternehmens, sondern ein außerordentliches Gedeihen der Kolonie sowohl, als ihres verdienstvollen Gründers zur Gewissheit gemacht. Die gesammten Geldopfer, welche die Regierung zu leisten sich anheischig macht, betragen an Prämien, Predigersold, Straßen- und Hafenbaubeitrag die schöne Summe von

213 Contos = 177,500 Thlr. pr. Ort. wobei der Bau von Kirchen und Schulen der Staatsreligion und Besoldung der betreffenden Individuen gar nicht in Anschlag kommen.

Wir haben bereits weiter oben die Bevölkerung und ihre Besiedelung in der Kolonie besprochen.

Es kommen also noch ihre Beschäftigungen zu betrachten.

Der Hauptzweck der Ansiedler ist unstreitig der Ackerbau, der eine durch die Verhältnisse limitirte Viehzucht und in seiner weiteren Entwicklung gewisse technische Gewerbe erfordert. Der besonders mit Vorliebe und Vortheil betriebene Theil der Agrikultur ist unstreitig die des Zuckerrohrs, das im Itajahythal zu einer wunderbaren Größe heranwächst, oft 12 bis 16 Fuß Höhe erreichend. Nächst ihm oder eigentlich die Vordäuser des Zuckerrohrs sind die generos da primeira necessidade, die Gegenstände der ersten Nothdurft, wie der Brasilianer es treffend ausdrückt, der Mais, die Bohnen, die Kartoffeln, die Bataten, die Mandioca ic.

Unter den Handelspflanzen gedeiht besonders der Tabak und wird dieser dem Zuckerrohr gewaltige Konkurrenz machen, wenn erst genügende Cigarrenarbeiter oder mit der Tabakpräparirung vertraute Leute auf der Kolonie sein werden. Er erreicht hier unglaubliche Dimensionen; die Staude erlangt oft eine Höhe von 12' und trägt an 30 Blätter, welche zwischen 18 — 30" Länge variirten, eine Größe, welche allerdings abnorm sein mag, deren dritter Theil indessen als Durchschnitt gerechnet, hinreicht, das Vermögen des Pflanzers zu begründen.

Die Kolonie Blumenau zeichnet sich auch noch durch Obstbaum-, Gemüse-, und selbst Blumengärtnerei vor allen andern Kolonien vortheilhaftens aus, da der Gründer sehr viel hierauf hält und keine Mühe scheut, die Mannigfaltigkeit und Güte seiner Pflanzschule zu vermehren. Daher kommt es auch, daß die Ansiedelungen dieser Kolonie bei allem tüchtigen Schaffen ihrer Eigenthümer in Wald und Feld, doch ein traulicheres und heimischeres Aussehen haben, als irgendwo.

Was die Viehzucht betrifft, so ist sie noch sehr unbedeutend, obgleich am Flusse sowohl, als seinen Zuflüssen ziemlich viel und sehr gute Weiden liegen. Indessen, der Ackerbau an und für sich kann sich der thierischen Kraft noch nicht bedienen, der schiffbare Fluß läßt selbst die Reithiere leichter entbehren und auch die im Betriebe stehenden Gewerbe fordern noch wenige Arbeitsthier, so daß bei dem Umstande, daß der Bedarf an frischem Fleische durch die Viehzüchter der Nachbarschaft reichlich gedeckt wird, das Bedürfniß nach Erweiterung dieses Oekonomiezweiges sich nicht allzu fühlbar macht.

Von Gewerken, welche in inniger Beziehung zu dem Ackerbau stehen, zählt die Kolonie 2 Zuckermühlen, vollständig zum Sieden und Trocknen, sowie zum Branntweinbrennen eingerichtet. Ferner zwei Mandiokpressen sammt Röstapparaten, welche so wie die Zuckermühlen von Ochsen getrieben werden. Ebenso dürfte jetzt eine Sägemühle sowie eine dito, welche zu gleicher Zeit als Mais- und Reismühle, als Oel- und Reissampfe dient, vollendet sein, welche beide durch Wasserkraft bewegt werden.

Sonst befanden sich daselbst zwei Kaufläden, Vendas, eine Apotheke,

welche aber nur mit dem Nöthigsten versehen war. Außer Dr. Blumenau, der bei leichten Fällen gerne ärztlichen Beistand leistet, befand sich auch noch ein Arzt in der Nähe der Kolonie Handwerker, wie Schuster, Schneider, Zimmerleute waren wohl vorhanden, indeß lange nicht alle Handwerke vertreten, noch genügend besetzt.

Für die geistigen Bedürfnisse der wenigen Katholiken war der Pfarrer des am Itajahy belegenen Kirchspiels Santissimo Sacramento bestimmt, gleichwie die dortige Knaben- und Mädchenschule auch den Kolonistenkindern offen steht.

Gast alle Ansetdeler sind Protestanten und ist auch Dr. Blumenau laut vorstehenden Kontraktes ermächtigt, einen von der brasilianischen Regierung besoldeten Pastor zu stellen, so war doch bei der bis jetzt noch unbedeutenden Zahl der Ansetdeler der evangelische Lehrer, der zugleich portugiesisch und deutsch die Schule hält, hinreichend, um den Gottesdienst verrichten zu können.*)

Ueberhaupt geht aus dem Bestreben und den Bestimmungen des Dr. Blumenau klar genug hervor, daß er ebenso sehr als wir den Vortheil der Religionseinheit erkennt, und bildet er das Seitenstück zu Graf Montravel, indem er eine rein protestantische Kolonie anstrebt.

Am Hafen wohuen ebenfalls Deutsche und zwar 4 Kaufleute, 1 Gastwirth, 1 Maurer, 2 Tischler und 1 Schneider.

Zwischen dem Hafen und der Kolonie und zwar in dem stumpfen Winkel, welchen der Zusammenfluß des kleinen mit dem großen Itajahy bildet, wird die im Kontrakte bestimmte Ortschaft gegründet und zwar mit der Anlage großer Aufnahmehäuser und einer Landungsbrücke.

Ueber den Namen derselben haben wir bis jetzt noch nichts in Erfahrung gebracht. (Wahrscheinlich Villa Itajahy.)

In diesem Hafen dürfen sowie auf San Francisco Auswandererschiffe ihre Ladung an Menschen und Gepäck daselbst ohne viel Plackerei löschen. Vor Ankunft jedes am Itajahy erwarteten Schiffes, wird ein Zollbeamter von Desterro nach Itajahy bestellt, oder falls das Schiff erst den Hafen Sta. Catharina anläuft, von dort ein Zollbeamter an den Itajahy mitgenommen, welcher das Löschen der Ladung in zollamtlicher Hinsicht beaufsichtigt.

Die Kolonie Blumenau ist eine pure Ackerbaukolonie; sie ist mit unbedeutenden Geldmitteln, ohne andere Reklamen, als den Ruf ihres Gründers geschaffen worden; der Gründer selbst setzt eine Ehre darin, Ruder, Haxe und Axt führen zu können und um kein Paar besser zu leben, als seine Kolonisten. Es wandten sich ihr neben tüchtigen Arbeitskräften ein gutes Theil bemittelter und intelligenter Auswanderer zu und pulst in ihr mehr geistiges Leben als in einer der alten und neuen Kolonien des Südens, wenn auch Dona Francisca in dieser Beziehung begünstigter erscheint. Schon die vielseitige Bildung Blumenau's selbst ist Bürge hiefür und so wissen wir denn auch von Gesangsvereinen und sonstigen gemüthlichen, gebildeten Kreisen dortselbst, wenn sie auch zahlreicher sein könnten.

Noch folgen die Bedingungen, unter welchen der Einwanderer sich in der Kolonie Blumenau ankaufen kann. Der Gründer bemißt die Ausdehnung der an Kolonisten zu verkaufenden Grundstücke, je nach ihren Wünschen,

*) Im Laufe dieses Jahres 1857 ist bereits ein Pastor dort angestellt worden.

ihren Verhältnissen und nach der Lage des beanspruchten Landes. Dieses letztere zerfällt in Stadtland und Kolonieland.

Das Stadtland unterscheidet sich wieder in so fern, als in dem Mittelpunkt desselben die Loose durchschnittlich einen Morgen enthalten, während die entfernteren einen Flächenraum von 3—10 Morgen einnehmen. Der Preis desselben richtet sich je nach Lage und Güte, ob es schon abgeholzt oder nicht und beträgt bei der ersteren, deren nur mehr wenige vorhanden sind, 20—25 \$ und bei den letzteren 6—10 \$ pr. Morgen.

Stadtland erhält der Handwerker, der im Taglohn Arbeitende, der als Krämer sich Niederlassende, überhaupt alle, denen ihre Geschäfte den Aufenthalt im Centrum der Kolonie wünschenswerth machen, oder die, welche nicht mehr Land bearbeiten können oder wollen.

Das Kolonieland zerfällt wieder in zwei und zwar durch ihre Magismalausdehnung bestimmte Klassen:

Die erste Klasse, welche Grundstücke von 5—30 Morgen umfaßt, ist für Handwerker, kleine oder gänzlich unbemittelte Familien, die mehrere Jahre hindurch auf Tagelohnsarbeit angewiesen sind, berechnet.

Die zweite Klasse von 80—120 Morgen hingegen ist für alle jene bestimmt, welche wirklich dem Ackerbaue sich widmen und im Allgemeinen ein Kapital von 3—400 \$ aufzuweisen haben.

Der Preis dieser Ländereien wechselt von $\frac{1}{2}$ —2 \$ im Innern der Kolonie, zu $2\frac{1}{2}$ —5 \$ am Ufer des Stajahy pr. Morgen.

Die erste Klasse wird gewöhnlich auf dreijährigen Kredit an die bezeichneten Individuen vergeben, diese auch während der ersten Zeit unterstützt, um ihr Haus bauen und ihre Wirthschaft einrichten zu können.

b. Dona Francisca.

Diese Kolonie wurde mittelst einer Aktiengesellschaft gegründet, welche sich „Hamburger Kolonisationsverein von 1849“ nannte und an deren Spitze der Kaufmann und Senator, Herr Christian Mathias Schröder, sowie die Herren Wd. Schramm und G. W. Schröder in Hamburg standen.

Es ist die Bildung dieser Aktiengesellschaft ein günstiges Zeugniß von der richtigen Beurtheilung und Entschlossenheit der Herren Gründer, die in Hamburg sowohl als in Rio de Janeiro nicht allein als Kaufleute, sondern auch als Menschen geachtet und geschätzt sind.

Nachdem wir den Gründern von Dona Francisca unsere aufrichtige Anerkennung gezollt, können wir unser Urtheil über die Kolonie desto freier abgeben, als man hinter unsern Worten keine Tendenzjägerie zu suchen berechtigt sein wird.

Es ist außer allem Zweifel, daß Dona Francisca als Knotenpunkt deutscher Kolonisation, besonders als Ausgangspunkt einer vom Hochlande hieher und ans Meer führenden Straße von großer Wichtigkeit sein wird, ferner, daß, wie fast überall in Brasilien, der Einwanderer auch dort sein lohnendes Fortkommen findet.

Aber eben so wahr ist es, daß so glücklich die Idee ihrer Gründer, ebenso unglücklich deren Ausführung war.

Die Kolonie wurde auf den Ländereien gegründet, welche der Prinz von Joinville als einen Theil der Mitgift seiner Gemahlin, der Prinzessin Dona Francisca, besaß.

Es scheint also bei der Acquisition dem Vereine der Gedanke vor Augen geschwebt zu haben, daß der persönliche Einfluß des Prinzen am brasilianischen Hofe der Unternehmung von großem Nutzen sein dürfte. Indessen hat sich der Verein bis vor ca. 2 Jahren keiner größeren Begünstigungen zu erfreuen gehabt, als dem Privatmann Dr. Blumenau bewilligt wurden; erst in diesen letzten Jahren hat sich die Voraussetzung der Gründer als richtig bewiesen.

Der zweite und hauptsächlichste Fehler bestand darin, daß der Mehrzahl nach Kaufleute die Gründer und Leiter dieser Kolonie waren. Man mißverstehe uns nicht; der Kaufmann soll den ersten Impuls geben und die Mittel schaffen. Die Detailausführung aber muß Sachverständigen überlassen werden, die recht gut einmal Kaufleute gewesen sein können, aber seit langer Zeit Dinge von dieser Natur zu sehen und zu studieren Gelegenheit fanden.

Ein dritter Fehler, auf den wir im IX. Abschnitt zurückkommen werden, ist die Sucht von Europa aus Kolonien zu gründen und dirigiren zu wollen, was an den ehemaligen Wiener Hof-Kriegsrath erinnert, der aus seinem Sitzungszimmer den Generalen die Schlachtpläne vorschrieb.

Daher der Unterschied zwischen Blumenau und Dona Francisca. Diesem Fehler schließt sich der vierte an, mit der Auswahl der leitenden Organe sich zu überstürzen und die unzeitige Sparsamkeit in diesem Punkte.

Ein Uebel war es außerdem, daß statt tüchtiger Bauern und Holzfäller, Herren und Damen, ehemalige schleswig-holsteinische Offiziere, Advokaten und ihre Frauen u., sowie eine im Mißverhältnisse stehende Anzahl Handwerker sich nach der Kolonie begaben um dieselbe aus den Urzuständen herauszuarbeiten.

Dagegen besaß der Verein einen Vorzug, der jeder der andern Privatkolonien mangelte, bedeutendere, wenn auch für ein solches Unternehmen noch bei Weitem nicht zureichende Mittel, ein Vortheil, der gewichtig genug war, um fast alle anderen Fehler zu paralysiren und die junge Niederlassung durch die vielen Klippen, welche ihr Dasein bedrohten, auf den jetzigen durch die Munificenz der kaiserlichen Regierung und die Theiligung des Prinzen von Joinville gesicherten Stand der Dinge zu bringen.

Werfen wir einen Blick auf die Geschichte der Kolonie.

Im Jahre 1849 aquirirte der eben erst formirte Verein unter ziemlich günstigen Bedingungen von dem Prinzen von Joinville acht Quadrat Leguas Land, und besiedelte dasselbe im Jahre 1851 und zwar am 7. März mit 118 Kolonisten, Deutschen und Schweizern.

Diesen folgten in kurzer Zeit 74 Norweger, welche ihre Kalifornien-

reise in Rio de Janeiro erlittener Havarie wegen aufgaben, und nach Dona Francisca gingen.

Im Jahre 1851 kamen 292 Einwanderer, darunter unglücklicherweise viele Herren und Damen, 1852 fernere 409 Personen, während 1853 aus Anlaß der damals viel verbreiteten Warnungen nur 124 anlangten, welche Zahl sich jedoch 1854 wieder bis auf 495 Personen steigerte, so daß bis Ende desselben Jahres 1512 Personen eingewandert waren.

Im Laufe des Jahres 1855 gingen 208 weitere Einwanderer dahin ab.

Bis Ende 1854 hatten 252 Personen die Kolonie wieder verlassen und waren 111 Personen gestorben. Dagegen waren 45 geboren worden, so daß sich Ende 1856 folgendes Bevölkerungsverhältniß herausstellte:

Männliche Einwohner 793

Weibliche " 635

Zusammen 1428

Heirathen während 1856 18

Geburten " " 54

Sterbefälle " " 41.

Das männliche Geschlecht war überwiegend vertreten, ebenso die protestantische Religion.

Die Hauptbeschäftigung der Kolonisten ist der Ackerbau, die Hauptkultur der Reis, was nebenbei gesagt, kein besonderer Beweis für die Fruchtbarkeit des Landes ist.

Von Handelspflanzen wird ziemlich viel Zuckerrohr gepflanzt, auch etwas Taback gewonnen. Kaffeepflanzungen wurden viele, doch in kleinem Maßstabe für den Hausbedarf angelegt; indeß sind uns hierüber keine Resultate bekannt.

Sonst gedeihen alle gewöhnlichen Pflanzen, als Mais, Mandiot, Knollen- und Wurzelgewächse in genügender Ergiebigkeit.

Auch hier wurden und werden Versuche mit verschiedenen Kulturen gemacht, indeß geht dies mehr von den wohlhabenden Kolonisten, als von anderer Seite aus.

Der Boden ist Eingangs der Kolonie nicht gut zu nennen, wie denn die Wahl des Punktes eine sehr unglückliche war. Gegen die Hügel des Innern zu aber verbessert sich der Boden bedeutend und dürften besonders die neuacquirirten Ländereien nahe der Serra sich als vorzüglich ausweisen.

Die Viehzucht wird wegen gänzlichem Mangel an Weiden gar nicht betrieben, indem die Herstellung einer künstlichen Weide zu viel Mühe und Kosten verursacht. Nur wenige Kolonisten halten ein oder das andere Stück Rindvieh, und so wird denn in Dona Francisca trotz seiner drei Schlachtereien nicht viel und dann theures frisches Fleisch gegessen, meist aber nur carne secca.

Selbst Schweine und Geflügel werden wenig gehalten, dagegen einige Pferde und Maulthiere.

Ende 1856 zählte man: Pferde 68, Zuchschafen und Kühe 79, Kälber 26 und Schweine 262.

Die frühere Ungefundtheit des Kolonieplatzes hat sich in Folge der Kultur verloren, der sumpfige Boden bei Joinville ist trocken geworden und im Innern, wo die sanften Anhöhen von einem festen Boden und die Waldpracht von der Kraft der Vegetation zeugen, war schon vom Anfange an die Ueberzeugung von ihrer gesunden Lage feststehend.

Was die gewerblichen Anlagen betrifft, so ist Dona Francisca allen anderen Kolonien voraus, da sich Intelligenz und Kapital ihr in weit höherem Grade zugewendet haben.

So existirten Ende 1856 daselbst 10 Zuckermühlen sammt Sied- und Trockenhaus nebst Brennerei, wovon eine sogar mit Dampf betrieben ward oder wenigstens betrieben werden sollte; ferner 31 Mandiokmühlen sammt Pressen und Räder, 3 Maismühlen, 1 Del- und 5 Reiskampfen, 1 Dampfsägemühle mit Zirkelsäge, 2 Ziegeleien, 1 Löpferei, 1 Bierbrauerei, 1 Liqueurfabrik, 3 Cigarrenfabriken, 3 Bäckereien, 3 Schlachtereien.

Hiezu kommen noch mehr als genügende Zimmerleute, Tischler, Schuster und Schneider, welche sich schon dermaßen Konkurrenz machen, daß dieselbe Arbeit in jeder Stadt Brasiliens fast das dreifache kosten würde, als auf Dona Francisca.

Die Kolonie wird in das Landgebiet und in das Stadtgebiet eingetheilt. Dieses ist die Stadt Joinville, früher Schrödersort geheissen, welche Ende 1856 an 70 Häuser zählte.

Das Landgebiet zerfällt in 2 Distrikte, Cachoeira und Aguas Vermelhas, welche Ende 1854 bereits 160 bewohnte Häuser zählten.

Der Hafen und Markt der Kolonie ist die ungefähr 10 Leguas von ihr entfernte auf der gleichnamigen Insel belegene Stadt San Francisco. Die Verbindung geschieht zu Wasser, da die die Kolonie bespülenden kleinen Flüsse Cachoeira und Bucarein in einen See, Lagoa de Saguaçu, münden dessen Abfluß sich in die Bai von San Francisco ergießt. Diese Verbindung ist indeß höchstens für Küstenschiffe schiffbar. Der Hafen San Francisco ist sehr gut; die zollamtlichen Einrichtungen werden durch einen für jedes einlangende Schiff expref von Sta. Catharina herüber geholten Beamten gepflogen.

Was die daselbst herrschenden gesellschaftlichen Zustände betrifft, so sind sie ein kleines, aber ziemlich getreues Spiegelbild der europäischen Gesellschaft.

Bei dem Umstande, daß sehr wohlhabende und gebildete Männer hieher zogen, bildete sich zwischen diesen und den andern meist extrem armen Einwanderern, welche oft auf Kosten ihrer Gemeinden hierher befördert worden waren, bald eine Art Unterthänigkeitsverhältniß, indem viele ihren eigenen Feldbau ganz vernachlässigten, um im Lohn der Reichen deren Felder zu bestellen; auch die vielen Handwerker zogen es vor, die ungewohnte Art wieder mit ihrem Handwerkszeug zu vertauschen, um den Bedürfnissen ihrer wohlhabenden Mitbürger dienstbar zu werden.

Indeß wird dies überall in der Welt der Fall sein, während an-

derswo ein solches Unterthänigkeitsverhältniß selten in solche milde Formen gekleidet erscheinen dürfte. Andererseits arbeiten die Leute meist nur so lange bei den Wohlhabenden, bis sie sich so viel verdient haben, um sorgenfrei der Bearbeitung ihres eigenen Landes obliegen zu können, was indeß bei der Vorliebe des Deutschen für den Cachaça häufig gar nie zur Ausführung kommen mag.

Auf die Entfaltung der Industrie hingegen wirken die Geldkräfte einiger Kolonisten höchst wohlthätig; eben so läßt die unter ihnen herrschende Bildung einem geistiger Erholung bedürftigen Mann Dona Francisca jeder andern Niederlassung vorziehen, und übt besonders das weibliche Geschlecht einen um so wohlthätigeren Eindruck, je seltener in Brasilien Damen, besonders deutsche Damen, zu finden sind.

Ein sprechender Beweis für die dortige Intelligenz ist die Gründung eines Kulturvereines, sowie mehrerer Vereine zu gesellschaftlichen Vergnügungen.

Sind erst Handwerker, Industrielle und Ackerbauer ins richtige Verhältniß gebracht und bis auf die Serra vorgedrungen, so wird Dona Francisca eine günstige Zukunft zu prophezeien sein.

Indem wir zur Geschichte der Kolonie zurückkehren, übergehen wir die Regierung der ersten Direktoren, um so lieber, als wir sie im folgenden Abschnitte ohnehin bringen werden.

Im Jahre 1855 constituirte sich die Koloniebevölkerung, nachdem sie naturalisirt worden, als brasilianische Gemeinde und der bis dahin als Direktor fungirende Herr v. Frankenberg trat ab.

Der Verein hielt es nun für besser oder für weniger kostspielig, wenn er keinen Director mehr besoldete, er beauftragte daher zwei der ehemaligen Direktionsmitglieder mit der Ueberwachung seiner Interessen und der Erfüllung seiner Pflichten, und trieb den Konsens so weit, beide einander gleich zu stellen.

Natürlich zogen bei so bewandten Umständen die Beamten an verschiedenen Strängen, was A wollte, war B nicht recht und umgekehrt. Ihre Streitigkeiten brachten auch unter die Kolonisten Zwietracht, die es aus irgend einem Grunde mit dem Einen oder dem Andern hielten.

Dieser unerträgliche Zustand war gleichwohl von verhältnißmäßig langer Dauer und seine Folgen äußerten sich am empfindlichsten, durch den Verfall der Brücken und Wege, sowie durch das Stocken aller Arbeiten überhaupt, deren Ausführung oder Leitung dem Directorium oblagen.

Es ward daher von der Kolonie mit Jubel die Nachricht begrüßt, daß der Verein in Folge des günstigen Kontrakts, welchen er mit der kaiserlichen Regierung geschlossen, und eines gleichlautenden zwischen dieser und dem Prinzen von Joinville vereinbarten, die Sache der Kolonie wieder kräftigst zur Hand nehme und einen Direktor ernannt habe, welcher der direktorlosen, „schrecklichen Zeit“ ein Ende machte.

Die Wahl des Vereins war diesmal auf einen Mann gefallen, der 6 Jahre lang, als Bevollmächtigter des Prinzen, die Kolonie selbst bewohnt

und die Kolonisation praktisch betrieben hatte, nämlich auf Herrn Leonce Aubé, von Geburt ein Franzose, aber mit einer Deutschen verheirathet.

Die Nachrichten von der Kolonie lauten günstig für das neue Direktorium, der Landungsplatz ist hergestellt, die Wege gebessert, andere Wege in Angriff genommen, kurz es rührt sich wieder an allen Ecken, wohl hauptsächlich in Folge der dem Vereine neuerdings zugestandenen Begünstigungen. Diese sind in dem oft erwähnten Kontrakte enthalten, welcher im Wesentlichen folgende Bestimmungen festsetzt.

Die kaiserliche Regierung gewährt dem Verein als Deckung der Unkosten, welche derselbe bei der Ausführung des Kontraktes haben wird, eine Prämie von 30 \$ für jede einwandernde Person zwischen 10 und 45 Jahren und von 20 \$ für jede zwischen 5 und 10 Jahren. Dagegen verpflichtet sich der Verein, binnen 5 Jahren aus Europa oder den Vereinigten Staaten 2550 gut beleumdete Kolonisten, darunter 90 pCt. Ackerbauende einzuführen.

Zu deren vorläufigem Obdach hat der Verein Empfangshäuser herzustellen, welche mindestens 200 Kolonisten fassen können, sowie allen armen Einwanderern für acht Tage Lebensmittel zu geben und für 6 Monat lohnende Arbeit zuzuweisen.

Für Kirchen und Schulen, sowohl für Katholiken, als Protestanten, sowie für die Besoldung der Prediger und Lehrer sorgt die Regierung. *)

Die Straßen und Wege der Kolonie hat der Verein herzustellen und zu erhalten, während die Kosten für die Erhaltung der Brücken von der Regierung getragen werden.

Die Regierung verpflichtet sich in naher Zeit eine fahrbare Straße über das Gebirge in die Provinz Paraná zu bauen, wenn dies ohne große Kunstbauten geschehen kann.

Die Regierung verlängert auf neuerdings 3 Jahre die der Kolonie zugestandenen Begünstigungen des Dekretes vom 15. Mai 1850.

Es wird dem Verein weiters freigestellt nach Vollendung der berührten Gebirgsstraße 2 Quadrat Leguas Land auf der dahinter liegenden Hochebene zu dem Preise von $\frac{1}{2}$ Real die Quadrat-Brasse zu kaufen, welches Gebiet der Verein unter Gewährleistung der nämlichen Prämie mit 2000 Einwanderern zu bevölkern hätte.

Auch wird ihm das Vorkaufsrecht für weitere angrenzende 76 Quadrat Leguas nebst Begünstigungen für deren Kolonisation gesichert.

Für die Nichtausführung einer der genannten Bestimmungen zahlt der Verein eine Geldstrafe von 4 Contos.

Der vom Prinzen von Joinville abgeschlossene an den Verein übertragene Kontrakt, betrifft die Ansiedlung von 4000 Kolonisten binnen 5

*) Wir lesen eben mit Vergnügen, daß das Generallandamt zum Baue der protestantischen Kirche 10 Contos angewiesen hat.

Jahren auf den Privatländereien des Prinzen, wofür demselben ebenfalls die obgedachte Prämie gewährt wird.

Am Schlusse haben wir noch die Bedingungen anzuführen, welche der Verein den Ansiedlern stellt.

Der Preis eines preussischen Morgen Landes ursprünglich zu 2 $\mathfrak{R}$ berechnet, variirt jetzt nach der Güte des Bodens und beträgt auf den inneren Landplätzen $2\frac{1}{2}$ —3 $\mathfrak{R}$ pr. Morgen. Ist der Wald bereits gelichtet, so kostet der Morgen $6\frac{1}{2}$ —8 $\mathfrak{R}$. Ländereien, welche sich als Enklaven zwischen schon bebauten Grundstücken befinden oder Stadtloose, kommen indeß verhältnißmäßig höher.

Die Preise, welche wir hier anführten, werden bei baarer Zahlung berechnet. Käufe auf 3—4jährigen Kredit erhöhen den Preis um den vierten Theil und müssen sich die Kreditnehmer verpflichten, einen Theil im Dienste des Direktoriums bei den Wegbauten zc. abzarbeiten.

Die Vereinsdirektion übernimmt auch den Heimathsgemeinden gegenüber, welche den Auswanderern die Passage vorschießen, die Verpflichtung zur Eintreibung dieser Schuld.

Noch liegt den Kolonisten ob, 2 $\mathfrak{R}$ jährlich für Gemeindegewerke zu entrichten.

III. Die Kolonien in Paraná.

Die Kolonisation dieser Provinz, wie sie zur Zeit besteht, wäre mit wenigen Worten abgethan, wenn ihr nicht gerade hier eine reiche Zukunft in Aussicht stünde. Wir können nicht müde werden, es zu wiederholen, daß die Hochlande Paraná's, sobald die Straßen über das Gebirge vollendet sein werden, der für Deutsche, überhaupt Nordeuropäer geeignetste Ansiedlungspunkt sind.

Auch kommt hier eine besondere Spezialität zu besprechen, die einzige Halbpacht- oder *Parceria*-Kolonie Südbrasiens.

Unseres Wissens existiren in dieser Provinz nur drei Kolonien. Eine Staatskolonie am Rio Negro, eine Privatkolonie Dona Thereza, und die vorerwähnte Halbpachtkolonie Superaçuhy.

1. Rio Negro.

Dieselbe liegt am Flusse dieses Namens und wurde 1828 theils aus Einwanderern, theils aus entlassenen Soldaten, lauter Deutschen, gegründet.

Die Ländereien sind vorzüglich, allein die Feindseligkeiten der damals dort noch häufigen Indier, der Mangel an Kommunikationen, sowie die Leichtigkeit eines weniger beschwerlichen und doch einträglicheren Fortkommens, veranlaßte eine große Anzahl der Ansiedler die Kolonie zu verlassen und sich in der Provinz zu zerstreuen, wo sie als Handwerker, Krämer und Wirthse ansässig sind.

Auf der Kolonie selbst befanden sich im Jahre 1854 noch 351 Personen, unter welchen 102 von den aus Deutschland direkt hier eingewanderten ersten Kolonisten und zwar 50 Männer und 52 Weiber.

Ueber ihre sonstigen Verhältnisse wissen wir nur anzuführen, daß Rio

Negro schon längst eine brasilianische Gemeinde ist, und fast alle Kolonisten Katholiken sind und sich im Wohlstande befinden.

a. Dona Tereza.

Diese Kolonie war von Dr. Faivre, einem französischen Arzte und großen Menschenfreunde, der wohl ein ganzer Ehrenmann ist, aber nicht viel Talent zum oder Glück beim Colonisiren hat, unter dem Protektorat Ihrer Majestät der jetzigen Kaiserin gegründet. Die Kolonie führt deshalb auch den Namen ihrer erlauchten Beschützerin, welche den bedeutenden persönlichen Opfern des Dr. Faivre reiche Beiträge beifügte.

Dona Tereza liegt am Ivahy, eine Art vorgeschobenen Postens an der Straße von Coritiba nach nach den Campos von Guarapuava und Palma, den Niederlassungsorten der angesiedelten Indianer.

Die Kolonie hat leider nicht prosperirt; von den 80 Franzosen, welche Dr. Faivre, wie er uns selbst erzählt, in die Kolonie gebracht hatte, waren daselbst 1853 nur mehr 16, welche mit 74 Brasilianern, durchgehends Farbigen, den Bestand der Kolonie bildeten.

An und für sich hat die Kolonie keinerlei Wichtigkeit; nur ihre Lage inmitten der Indianer, so wie der Einfluß Dr. Faivre's auf dieselben, rechtfertigen die Unterstützung, welche die kaiserliche Regierung ihm neuerdings gewährte.

Diese Subvention besteht in 23 Contos de Reis, wovon 7 Contos nur vorgeschossen werden. Diese letztere Summe ist zur Anlage von noch zwei kleinen Kolonien und zur Vergrößerung von Dona Tereza bestimmt, während 10 Contos zur Eröffnung zweier Wege nach Guarapuava und Ponte Grossa, die übrigen 6 Contos endlich zur Civilisirung der Indier bestimmt sind, welche sich in der Nachbarschaft von Dona Tereza und den beiden noch zu gründenden Kolonien aufhalten.

Die kaiserliche Regierung sagt in ihrem diesfälligen Erlasse, daß sie sich zu dieser Unterstützung bewogen fühle, weil die Kolonie durch ihre Lage an einem schiffbaren Flusse, welche ihr die Verbindung mit Matto Grosso, Goyaz, Rio grande do Sul, Paraguay und den argentinischen Provinzen sichert, eine gedeihliche Zukunft verspreche, und auch weil sie den Ausgangspunkt einer Reihe von Ansiedlungen bilden soll, welche die Regierung längs der ganzen Linie zwischen Ponte Grossa und den Campos von Palma und mittelst dieser die Verbindung mit den Gränzdistrikten herzustellen beabsichtigt.

Diese letzte Anbeutung sowie die von Dr. Faivre ausgesprochene Absicht, womöglich Deutsche daselbst anzusiedeln, sind Ursache, daß wir diese Kolonie, obgleich sie bis jetzt keine deutschen Elemente enthält, in diesen Blättern angeführt haben.

Der Boden ist sehr fruchtbar und gedeihen auf der Kolonie der Tabak und Zuckerrohr vortrefflich, welch letzteres aber fast ausschließlich zu Branntwein verarbeitet wird. In Guarapuava, wie in Ponte Grossa finden die Kolonisten Märkte für den Uberschuß ihrer Ernten. Von gewerblichen Anlagen besitzt Dona Tereza eine Zuckersabrik, eine Mühle und eine Mandiokpresse.

Die Kolonisten sind alle Katholiken und wohnen in 22 Häusern.

b. *Supraguhy*.

Diese Kolonie ward 1854 vom schweizerischen General-Consul in Rio de Janeiro Herrn Karl Perrel-Gentil auf zwei Inseln der Bucht von Paranaguà, acht Stunden von diesem Hafen gegründet, und mit 13 schweizerischen Familien besiedelt. Obgleich der Platz fruchtbaren Boden und eine den Absatz seiner Produkte sehr fördernde Lage hat, so spricht sich doch das Relatorium des Generallandamts von 1856 ungünstig über den Fortgang der Kolonie aus und scheint deren Auflösung andeuten zu wollen.

Der Grund hiefür müßte in der Beschränktheit der Mittel des Unternehmers bestehen, da die Kolonisten selbst zufrieden waren, wie dies aus einem Briefe eines derselben erhellt, den die Nr. 32 des Jahrganges 1856 der Hamburger Ztg. für Auswand. und Colon. Angel. bringt.

Sonst ist uns nichts Näheres bekannt geworden.

Am Ende dieses Abschnittes sehen wir uns veranlaßt, als das Resumé unserer Anschauung die Ueberzeugung auszusprechen, daß unter allen Kolonien Südbrasiens die frühere Staatskolonie Sta. Cruz, wie die Privatkolonie Blumenau den in jenes Land Auswandernden in erster Reihe zu empfehlen sind. Wohlhabenden jedoch, welche ihr Geld besser anzulegen wünschen, ist ganz vorzugsweise der Ankauf und Betrieb von günstig situirten Privatländereien anzurathen.

Die Auswanderer, welche eine der Kolonien der Provinz Rio grande als Endziel ihrer Reise gewählt haben, müssen ihre Fahrt direkt nach Rio grande nehmen. Dort werden sie untergebracht, wofür der Consignatair des Schiffes Sorge trägt und später mit dem Regierungsdampfer nach Porto Alegre eingeschifft, von wo sie ebenfalls auf Provinzkosten in eine der Kolonien, oder auf Kosten Graf Montravel's, nach Sta. Maria da Soledade gebracht werden, wenn sie es nicht vorziehen, sich selbstständig zu etabliren.

Die Auswanderer nach einer der Kolonien der Provinz Sta. Catharina gehen mit einem der fast jeden Monat (December, Januar und Februar ausgenommen) von Hamburg abgehenden Schiffe nach Sta. Catharina, eigentlich Desterro, welche auch den Hafen des Itajahy anlaufen. Nach Dona Francisca gehen Schiffe direkt über San Francisco oder die Auswanderer können von Desterro per Küstenschiffer oder Dampfschiff dahin gelangen. Jedenfalls ist die direkte Fahrt dahin zu gelegener Zeit vorzuziehen.

Nach den Kolonien Paraná's zu gehen, würden wir jetzt, wo diese Provinz von Blumenau und Dona Francisca aus ohnehin kolonisirt wird, gar nicht rathen; Halbpächter für Supraguhy etwa ausgenommen, deren Marschroute aber ihr Gutsherr bestimmt. Solche, welche sich in der Provinz Paraná selbstständig niederzulassen gedenken, müssen nach Rio de Janeiro reisen, wohin von Hamburg aus am 20. ein Dampfer und am 10. und 25. jeden Monats Segelpaketschiffe abgehen. Von Rio aus müssen sie per Dampfer oder mit einem der vielen Küstenschiffer nach Paranaguà und von da über Antonnia ins Innere gehen; doch dürfte die Route über Sta. Catharina und von da per Dampfschiff nach Paranaguà ebenso zu empfehlen sein.

Die Deutschen in Südbrazilien sind im Durchschnitte genommen ein wohlhabendes, aber besonders, wo sie in größerer Anzahl vereinigt leben, rohes, trunks- und freitsüchtiges Völkchen. Sie zeigen viel Kolonisations-talent und arbeiten im Verhältniß zu den Brasilianern sehr fleißig. Sie haben eben mehr Bedürfnisse und mehr Vergnügen an den wachsenden Spar-pennigen, als jene und kommen daher vorwärts.

Wir selbst haben einheimische Arbeiter beschäftigt und müssen gestehen, daß sie ihr Tagewerk mit einer Thätigkeit und Geschicklichkeit verrichteten, welche den besten deutschen Arbeiter weit hinter sich ließ. Hatten sie aber erst wieder so viel verdient, daß sie sich ein gewünschtes Pferd oder einen Poncho kaufen konnten, oder als ihren sonstigen sehr einfachen Bedürfnissen genügte, so war Niemand im Stande, sie länger bei der Arbeit zurückzuhalten; daß Pferd ward gefattelt und fort gings, bis Alles verjubelt war.

Anders die Deutschen; sie lieben einen Sonntagsstaat zu haben, gute Pferde mit möglichst reichem Sattelzeuge paradiren zu lassen, einen guten Tisch zu führen, die Fensterladen des Hauses durch Glasfenster zu ersetzen, vor allen aber ein hübsches rundes Stümchen im Schranke liegen zu haben; wie kostspielig ist auch ihre Liebhaberei, das Prozeßiren!

Wir haben schon oben erwähnt, daß es mit einigen auch namhaft gemachten Ausnahmen um die Bildung der Deutschen sehr kümmerlich bestellt sei. Hier fügen wir noch bei, daß sie auch gern im Ackerbau stagniren. Dort wo sie unter Brasilianern zerstreut sind, haben sie den ganzen Schlen-drian der Brasilianer angenommen, je nachdem sie Viehzucht oder Ackerbau treiben.

Sind sie irgendwo in größerer Anzahl, so hängen sie noch lange Jahre an der ackerbaulichen Tradition ihres Heimathlandes und ihre Sehnsucht geht nach Kartoffeln und Sauerkohl.

Doch bedarf es nur des Anstoßes gelungener Versuche, um häufige Nachahmer zu finden, und läßt sich z. B. die Agrikultur San Leopoldo's, so manches auch noch zu ändern wäre, als Muster empfehlen.

Daß in St. Cruz, Blumenau, Dona Francisca nur wenige portugiesisch sprechen, ist bei der Jugend dieser Kolonien begreiflich; aber erstaunlich ist dies San Leopoldo, wo manche Leute zwanzig und mehr Jahre wohnen, ohne ein Wort der Landessprache zu kennen. Desto weniger Deutsch kann die junge Generation jener Ansiedler, welche mit Brasilianern vermischt leben und verleugnet sie das deutsche Blut auch hierin nicht, daß sie auf alle „Deutschländer“ verachtet herabsieht, so ist sie doch sonst in Allem und Jedem zum Brasilianer geworden.

Indeß erfordert es die Gerechtigkeit zu gestehen, daß dieser junge in Freiheit und Wohlstand erzogene Nachwuchs eine Fülle körperlicher Vorzüge und selbst geistiger Intelligenz aufzuweisen hat, die er wahrlich zum geringsten Theile von ihren Eltern überkommen hat. Besonders gilt dies vom weiblichen Geschlechte.

Diese Schilderung möge genügen, und uns den Abschnitt zu schließen erlauben.

IX. Abschnitt.

Die bis jetzt in Brasilien bestandenen Systeme der Kolonisation, nebst einem Vorschlag zu einem neuen.

Man hat in Brasilien bis jetzt verschiedene Systeme befolgt, zuerst um die Einwanderung dorthin zu ziehen, und dann um selbe zahlreicher und massenhafter zu machen, ohne anfangs dabei einen besonders geordneten Plan vor Augen zu haben.

Der Beginn der Kolonisation durch Deutsche und Schweizer, mit deren Hilfe der damalige Königshof zu Rio de Janeiro eine Musterwirthschaft für Central- und Südbrasilien herstellen wollte, war die Gründung von Neu-Freiburg oder Nova-Friburgo in der Provinz Rio de Janeiro. Diesem mit königlicher Munizipalverwaltung unternommenen, durch schurkische Agenten erfolglos gemachten Versuche folgten andere kleinere, welche ebenfalls und zwar größtentheils aus denselben Gründen scheiterten.

Für Südbrasilien begann die Kolonisation durch Deutsche erst unter dem Kaiser Don Pedro I. durch die mit weit glücklicherem Erfolge gesegnete Gründung der Kolonie San Leopoldo.

Auf die Ansiedlungsversuche des Monarchen folgten die der Erben ihrer Machtvollkommenheit, der Staats- und Provinzial-Versammlungen und endlich die von Privaten.

Die dabei befolgten Systeme lassen sich in jetziger Zeit auf 3 reduciren:

- 1) Staatskolonien,
- 2) Privatkolonien und
- 3) Halbpachtkolonien.

Während die beiden ersten dieser Systeme direkt die Schaffung kleiner unabhängiger Grundbesitzer anstreben, dient das Halbpachtssystem vorerst zur Beschaffung der dem Lande so nöthigen Arbeitskräfte und stellt erst in zweiter Reihe den freien Grundbesitz in Aussicht.

Wir wollen diesen drei Systemen, welche sich gleichmäßig der eifrigsten

Unterstützung der Regierung und der Volksrepräsentation erfreuen, eine nähere Betrachtung widmen.

Die Staatskolonien waren darauf basirt, daß die Reichs- oder Provinzial-Regierung den Ansiedlern unentgeltlich eine größere oder kleinere Strecke Landes anwies und ihnen durch größer oder kleinere pekuniäre und sonstige Unterstützungen die Niederlassungen erleichterte. Solche Kolonien für Deutsche giebt es, wie bereits im vorhergehenden Abschnitte erwähnt, in Südbraßilien mehrere, als: San Leopoldo, Torres, Tres Forquilhaß und Santa Cruz in Rio grande; San Pedro d'Alcantara in Sta. Catharina und Rio Negro in Paraná.

Obwohl nun bei Anlegung dieser Kolonien mit einer in der Geschichte jedes andern Landes beispiellosen Großmuth vorgegangen wurde, so fand doch wohl kein anderes System so wenig Anhänger und Vertheidiger als dieses, eine Thatfache, welche übrigens leicht zu erklären ist. Die Kolonisten, welche die Regierung auf solchen Ländereien ansiedelte, waren entlassene Soldaten, Leute der niedersten Klassen in Deutschland, durchgängig ohne alle Mittel, häufig auch von sehr zweifelhafter Moralität, und meist dem Trunke ergeben. Die brasiliianischen Nachbarn dieser ersten Kolonisten konnten daher keine gute Meinung von ihnen erhalten, jezt, wo selbst der Wohlstand und das Gefühl des Besizes aus den zweifelhaften Subjekten behäbige und ehrliche Bürger gemacht hat, wirkt der erste Eindruck noch nach. Beweis dessen die in brasiliianischen Gesetzen zur Begünstigung der Einwanderung stets wiederkehrende Klausel von der Moralität der Ansiedler. Diese Leute nun, in ein neues, arbeitsvolles Leben getreten, brauchten lange Jahre, bis sie sich soweit darin eingewohnt hatten, um nur für sich den nöthigen Unterhalt zu beschaffen und es gingen mehr als ein Duzend Jahre nach der Gründung dieser Kolonien vorüber, bevor sie irgendwie Einfluß auf ihre Nachbarn oder wenigstens auf Handel und Wandel mit ihnen erlangten.

Man vergeße hierbei nicht, daß sie erst nach unzähligen mißglückten Versuchen sich eine eigene Theorie des Landbaues bilden mußten, wobei die Erfahrung ihr einziger und sehr kostspieliger Lehrmeister war. Wie es mit der Arbeitslust der ersten Ansiedler z. B. von San Leopoldo bestellt gewesen sein muß, mag man aus dem faktischen Umstand schließen, daß nur wenige unter ihnen vor Ablauf des zweiten Subsidiarjahres irgend Arbeiten von Belang begannen und daß also erst nachdem die Regierung keine weitere Unterstützung gab, so recht eigentlich die bittere Noth sie Axt und Messer handhaben ließ.

Die Regierung fand dann zu ihrem Mißbehagen, daß die von ihr gebrachten großen pekuniären Opfer keinesweges im Gleichgewichte mit dem nur allzulangsamem Aufblühen der Ansiedelungen stünden und obgleich sie fortfuhr, ihre Schöpfungen wenigstens gegen den Ruin zu schützen, so war ihr doch die Lust vergangen, dergleichen Experimente zu erneuern.

Dem Lande, besonders der aderbautreibenden Klasse, waren diese Kolonien schon deßhalb ein Dorn im Auge, als sie dazu bestimmt waren, ihr Konkurrenz zu machen, noch mehr aber, weil bis dahin die Feld- wie

jede andere Arbeit ausschließlich Sache der Sklaven und für jeden Weißen erniedrigend war. Eine so gefährliche Neuerung erweckte ihren Zorn um so stärker, als diese Kolonisten zu ihrem eigenen Vortheile und nicht als Tagelöhner der Fagendeiros arbeiteten.

Gründe genug, welche dieses System bei allen Partheien in solch üblen Ruf brachten, daß in Südbraßilien durch mehr als zwanzig Jahre feindähnlicher Versuch mehr gewagt wurde. Als aber nach langjährigem Bürgerkriege in Rio Grande, bei der geringen Vermehrung der Population, dem Schwinden der Viehzucht, die bis dahin den Ackerbau auf eine sehr geringe Stufe herabgedrückt hatte, nach Erlaß und strenger Ausübung des Sklaveneinfuhrverbotes der Schrei nach Einwanderung im Lande allgemein wurde, als Sta. Catharina mit verschiedenen Privatkolonien vorangegangen war und in Rio Grande solche sogar Mode zu werden schienen, als der nunmehrige Wohlstand San Leopoldo's immer auffälliger hervortrat, entschloß man sich von Seite der Provinzialregierung zur Anlage der Kolonie Santa Cruz, wobei man die Erfahrungen, welche man bei früheren Kolonisierungen gemacht, wenigstens insoweit zu benutzen verstand, daß mit einem verhältnißmäßig geringen Aufwand in kurzer Zeit bedeutende Resultate erzielt wurden.

Aber auch bei Anlage dieser Kolonie herrschte kein ausgesprochener Plan vor. Erst der neuesten Zeit war es vorbehalten, den Staatsmännern Braßiliens klar zu machen wie derlei Regierungs-Etablissemments nur an solchen Stellen anzulegen seien, welche als Knoten- oder Ausgangspunkte für eine größere Einwanderung dienen können, sowie daß das System der Landschenkung und der Subsidien das Heranziehen der kleinen Kapitalien, sowie die gänzliche Mittellofigkeit von dergleichen Ansiedlern den Aufschwung der Kolonie sehr hemmen und erschweren müsse.

Das neue Kolonisationsgesetz von Rio Grande 1854, das wir im VII. Abschnitt nachzulesen bitten, ist ein schlagender Beweis für die gereifere Erkenntniß der Braßilianer.

Die Privatkolonien unterscheiden sich von denen des Staates dadurch, daß der Ansiedler das Land kaufen muß. Im Beginne sind auch solche Kolonien oft gendthigt, den ersten Ansiedlern sowohl den Kaufpreis als auch einige Vorschüsse zu kreditiren: Sobald sie aber zu prosperiren beginnen, wendet sich ihnen Intelligenz so wie Kapital in weit höherem Grade als den Staatskolonien zu, wohl schon aus dem Grunde, weil sie dort einem von der Regierung aufgestellten Direktor gehorchen und deshalb manchen, wenn auch unbedeutenden Belästigungen sich unterwerfen mußten.

Daß nun solche Kolonien, wenn einigermaßen vernünftig geleitet und auf günstigem in Braßilien wohl leicht anzutreffenden Boden angelegt, in Kürze erfreuliche Resultate erlangen, ist bei den dreifachen Faktoren: Intelligenz, Kapital und Kraft, dem einzigen der Staatskolonien, der rohen Kraft gegenüber, nur natürlich.

Es giebt unseres Wissens nicht zwei Privatkolonien, welche genau dieselben Bedingungen für den Ansiedler aufgestellt hätten. Indessen lassen sie sich doch in 2 Hauptgruppen theilen, in solche, wo die Unternehmer

nur den Landbesitz verwerthen, ohne sich weiter um den Kolonisten oder die Kolonie zu kümmern und in jene, deren Gründer außerdem noch mehr oder minder beträchtliche Kapitalien zur Förderung ihrer Anlagen verwenden.

Daß die zweite dieser Klassen, die bei weitem zahlreichere, immer unter Voraussetzung einer vernünftigen Leitung, den Ansiedlern viele Vortheile vor der ersten bietet, ist ganz richtig. Diese Vortheile bestehen indeß hauptsächlich in Dingen, welche für den wohlhabenden Einwanderer mehr Anziehungskraft haben, als für den Armen. Er findet daselbst sein Bethaus oder seine Kirche, seine Schenke, den Arzt, die Hebamme, den Schullehrer, bessere Wege und Verbindungen, kurz die Wohlthaten, welche das Kapital zu spenden vermag.

Der wenig bemittelte Einwanderer hingegen berechnet, daß er den Morgen Landes um den dreifachen Preis bezahlen soll, den er auf andern Kolonien dafür entrichtet; er berechnet, daß er bei den Direktionen gemachte Vorschüsse durch Straßens- und andere Arbeit tilgen soll, während er sie anderwärts nach gemachter guter Ernte abträgt und braucht nicht bange zu sein, allwärts eben so viel und lohnende Arbeit zu finden, wenn er einmal tagelöhnern will. Hieraus geht hervor, daß ärmere Auswanderer der Ackerbau treibenden Klasse, wir sagen mit Bedacht nicht arme, ein schnelleres aber auch für's Erste entbehrungsvolleres Fortkommen in einer der kleinen Privatkolonien wie: *Rincão d'el-rey*, *Mundo novo*, *San Lourenço* &c. finden.

Wir gehen indeß bei aller Unparteilichkeit nicht so weit, deshalb diese Klasse von Auswanderern nur eben diesen zuweisen zu wollen. —

Auch kann dies keinen Bezug auf *Sta. Catharina* haben, da hieselbst keine Staatskolonien mehr bestehen und der Einwanderer also wohl daran thut, sich einer der größeren deutschen Kolonien daselbst anzuschließen.

Für solche Auswanderer schließlich, deren gänzliche Armuth ihnen nicht einmal die Bestreitung der Ueberfahrt gestattet, existirt endlich das dritte System, das der Halbpacht- oder, wie man auch sagt, der *Parcerie*-Kolonien.

Wir betreten hier schlüpfriges Terrain; allgemein erhebt sich in Deutschland die Stimme der Verdammung dagegen und es wird somit äußerst schwer, unsern Standpunkt als unparteiischer, ruhiger Beurtheiler innezuhalten.

Die Halbpachtkolonien beruhen auf dem Grundsatz, freie Arbeiter, Ackerbauer, welche gänzlich mittellos in Europa nur die Aussicht ewiger Armuth und Knechtschaft vor sich haben, speziell zur Betrauung der großen Kaffeepflanzungen der Centralprovinzen, in ein mehrjähriges Dienstverhältniß bei brasilianischen Grundbesitzern zu bringen. Statt des Lohnes hiefür werden sie Pächter der Kaffeepflanzung, welche ihnen zugewiesen wird, und der Pachtschilling, den sie zu entrichten haben, beträgt die Hälfte der jedesmaligen Rohernte.

Um den Antritt der Pacht zu ermöglichen, schießt der Grundherr dem Pächter und dessen Familie die Kosten der Ueberfahrt, der ersten Einrichtung

und Lebensbedürfnisse, hie und da auch Vieh vor, die er jedoch von der dem Pächter zukommenden Hälfte des Erntevertrags in Abzug bringt.

Weitere Begünstigungen des Halbpächters bestehen darin, daß ihm der Gutsbesitzer unentgeltlich ein hinreichendes Stück Land zu Feld und Garten, zur Erzeugung seiner nothwendigen Lebensmittel anweist, daß unentgeltliche ärztliche Hülfe zur Hand ist u. dgl. m.

Wie der erste Blick auf diese Bedingungen zeigt, ist der Plan zu utopisch; er ist für eine Welt voll Ehrlichkeit und Manneswort berechnet und in unserer leider so sehr im Argen liegenden Zeit mindestens unpraktisch.

Der Halbpächter wird stets fürchten, bei Schätzung der gemachten Natural-Vorschüsse, so wie bei der des Erntewerthes, bei der Buchführung betrogen zu werden und dies um so mehr, wenn er zu den Deutschen gehört, deren Mißtrauen sprichwörtlich ist.

Hält der Guts herr streng auf Erfüllung seiner übernommenen Verpflichtungen, so wird die Mehrzahl der Leute murren und sagen, sie seien keine Sklaven, wenn sie auch gleich zu Hause in Deutschland oft weit schlechter als solche daran waren.

Ist der Fajendeiro gutmüthig und nachsichtig, so wird ärgster Mißbrauch seiner Schwäche die Folge sein. So haben wir selbst erfahren, daß die Halbpächter auf Vorschuß englisches Bier, portugiesische Weine und für ihre Weiber Seidenkleider beanspruchten.

Auch wird der Grundherr nur zu häufig von gewissenlosen Agenten betrogen. In den betreffenden Contracten ist ausdrücklich die Klausel aufgenommen, daß der Pächter Landmann sein müsse. Indessen kam der Fall vor, daß eine ganze Kolonie nicht einen einzigen Bauer, sondern nur Weber &c. aus den sächsischen und thüringischen Gebirgen umfaste.

Wie soll der Grundherr da zu seinen beträchtlichen Kosten kommen?

Andererseits liegt unehrlichen Gemüthern unter den Fajendeiros die Versuchung zu nahe, die Hilfslosigkeit und Unwissenheit seiner Pächter willkürlich und desto schamloser auszubeuten, als diese ihm schon von vorne herein alles Ueble zutrauen.

Wenn wir hier auch zur Steuer der Wahrheit öffentlich erklären müssen, daß die große Mehrzahl der brasilianischen an solchen Kolonien theiligten Grundherren völlig vorwurfsfrei dastehen, so kommen wir doch aus angeführten Gründen zu dem Schlusse, daß diese Versuche wohl schwerlich mehre Nachahmer finden dürften, und daß selbst die in Aussicht stehenden das Verhältniß der Halbpächter gesetzlich regelnden Bestimmungen kaum im Stande sein werden, diesem obwohl im Gedanken schönen, aber sich als so unpraktisch erweisenden Systeme eine größere Lebenskraft zu geben. — Wir müssen uns daher darauf beschränken, die Existenz dieses Systems zu notiren und von jeder Anempfehlung insofern abzusehen, als nicht notorisch als ehrenwerth bekannte Männer selbes in Anwendung bringen und wirkliche, ehrliche Landleute davon Gewinn ziehen wollen.

Diese drei Systeme, von denen heutzutage eigentlich nur die zwei letzteren in Berechnung zu ziehen wären, sind demnach für die rohen Bedürfnisse derjenigen sowohl, welche kleine Grundbesitzer zu werden beabsich-

tigen, so wie für jene, welche mittelst einiger Jahre nicht zu schwerer Dienstleistung ihres Glendes in Europa los und lebzig zu werden und sich und ihrer Familie eine unabhängige Stellung zu sichern wünschen, vollkommen genügend und sind, was das weniger beschwerliche Erreichen ihres Zieles betrifft, die Halbpächter im Vorzug vor den Kolonisten auf Privatland, besonders auf solchem, wo die Kolonie-Unternehmer nicht die nöthigen Geldmittel besitzen, um jene Bequemlichkeit herzustellen, welche eine mit genügenden Mitteln versehene und von einsichtsvollen Männern geleitete Unternehmung zum großen Gewinne für sich wie für ihre Kolonisten beschaffen könnte.

Wir werden zuerst die Mängel der Staats- und Privat-Kolonien näher erörtern und an diese Betrachtung den Plan zu einem neuen System knüpfen, das wir nach reiflicher Ueberlegung für das Beste halten, das von irgend einem einzelnen Kapitalisten oder einer Aktiengesellschaft zum Zwecke der Kolonisirung eines Punktes in Brasilien adoptirt zu werden vermag.

Staats- wie Privatkolonien, natürlich letztere nur in geringerem Maße, leiden gemeinsam an der Härte der Entbehrungen, welche sie Jahre hindurch ihren ersten Ansiedlern auferlegen. Freilich sind diese Entbehrungen in Vergleich mit denen der Backwoodsmen in Nordamerika wegen der Milde des Klimas und der Ueppigkeit des Bodens gering zu nennen, aber sie sind gerade herbe genug, um dem durch die europäischen Verhältnisse verweichlichten Einwanderer die erste Zeit seiner Niederlassung empfindlich zu verbittern. Der Aufenthalt unter einer Reisighütte hat zu keiner Jahreszeit viel Anziehendes und dürfte doch kaum weniger als 6 Wochen dauern, und genügt auch dann eine der im IV. Abschnitt beschriebenen Hütten zum Schutze gegen Regen und Wind, so ist sie doch noch immer weit entfernt dem ähnlich zu sehen, was ein selbst armseliges deutsches Bauernhaus vorstellt. Da die meisten der Kolonien im Urwalde angelegt werden, so ist es für den Ansiedler Jahre lang unmöglich, Rindvieh zu halten, da das Herstellen einer Weide viel Zeit und Mühe erfordert, welche in den ersten Jahren aufzuwenden er wahrlich nicht vermag.

Die Folge davon ist, daß frisches Fleisch zu den größten Seltenheiten im brasilianischen Urwalde gehört, da die Kolonisten überdies meist schlechte Schützen und noch schlechtere Jäger sind, wenn auch ihre Zeit die Jagd ihnen gestatten würde.

Selbst Schweine vermag er erst nach der ersten Maisernte zu halten und das wenige Rohrgas der Wälder reicht eben zum dürftigsten Unterhalt für sein Pferd oder Maulthier aus, eines der ersten Erfordernisse eines Ansiedlers.

Er ist daher in seiner Kost auf gedörrtes Fleisch, schwarze Bohnen und Farinha beschränkt, die einem Europäer lange Zeit nicht munden wollen.

In Krankheiten ist er, wenige Privatkolonien ausgenommen, gänzlich von ärztlicher Hilfe entblößt, was zwar häufig ein Glüd für den Patienten sein mag, indeß nicht immer dafür gehalten wird. Bei Geburten ist selbstverständlich nur die Hälfte einer Nachbarin in Anspruch zu nehmen. Pos-

pitäler für ledige Personen, welche sonst entweder in ihrer Hütte dahinstrecken oder der allerdings dortlands nicht geringen Mildthätigkeit ihrer Nachbarn zur Last fallen müssen, können ebenfalls nicht existiren.

Zum Glücke ist das Klima so vortreflich.

Endlich ist der Ansiedler zu einer oder mehreren Ernten gelangt; reich, ja überreich hat der jungfräuliche Boden seine Mühe gelohnt und er steht inmitten seiner Reichthümer rathlos da und muß wegen Mangels an guten Wegen, welche ihm erlauben würden, in gewohnter deutscher Weise seine Waare hoch zu Wagen selbst zu Markte zu bringen, sie um einen Spottpreis an Besitzer von Saumthierherden verschleudern, welche überall die Aufkäufer machen und die Preise in ihrer Hand haben.

Außer diesen pekuniären und körperlichen Bedrängnissen haben die Kolonisten auch noch die geistigen zu bekämpfen. Wohl sind überall Plätze für Schulhaus und Kirche reservirt, wohl bewilligt der Staat die Erbauung beider, sowie die Besoldung von Pfarrern und Lehrern, wohl sorgen auch die Privatkolonien hiefür, ebenfalls vom Staate unterstützt. Aber es ist weder dem Staate noch einer Kolonie-Unternehmung beigefallen, Kirche, Schule, Pfarrer und Lehrer eher zu besorgen, als bis eine hinlängliche Anzahl von Kolonisten versammelt war, welche eine derlei Auslage wünschenswerth erscheinen ließen. Ueberdies stellt der Staat für Katholiken nur brasilianische Priester an, die dem Deutschen wegen Unkenntniß der Sprache nicht genügen können. Die Schulen besetzt er ohne Ausnahme mit heimischen Lehrern, welche die deutsche Jugend aus demselben Grunde nichts lehren können. Nur zu protestantischen Predigern wurden vom Staate Deutsche ernannt aus naheliegenden Gründen. Will daher der Kolonist eine Schule oder einen Geistlichen seiner Sprache und Nation, so muß er die Kosten selbst tragen, was ihm erst in mehren Jahren möglich ist, binnen welcher Zeit er gezwungen ist, auf geistige Nahrung gänzlich zu verzichten.

Sowohl in geistiger als körperlicher Hinsicht, besser gegen die genannten Entbehrungen geschützt, sind die Halbpächter, wie wir weiter oben des Näheren dargehan. Aber für sie bringt das System den Nachtheil hervor, daß sie nach bezahlter Schuld erst neuerdings die Wanderung beginnen müssen, da die Grundherrschaft, ohne ihr Besitzthum ganz zu zerstückeln, nichts davon an ihre Pächter käuflich überlassen können.

Allen diesen Uebelständen gründlich vorzubeugen, ist eine allerdings erschreckliche Summe nöthig, doch keine höhere als jene war, über welche der Colonisationsverein von 1849 in Hamburg als Stammkapital verfügte. Es würden 80—100,000 Thaler um so eher hiezu genügen, als man der pekuniären Unterstützung von 30 Millreis für jeden Einwanderer von 10—45 Jahren und von 20 \$ für jeden von 5—10 Jahren Seitens der brasilianischen Regierung sicher wäre, welche Summe zum Theil einen Factor des Calculs bilden müßte.

Vorerst mußte sich die Unternehmung einer nach unserm Plan zu gestaltenden Colonie der Mitwirkung eines Mannes zu versichern suchen, der Brasilien und zwar besonders das Land, sowie die Autoritäten des Landes und die verschiedenen Kolonisationsysteme aus eigener Anschauung kennt.

Es ist dies eine der wichtigsten Grundbedingungen des Gelingens und der unzeitigen Sparsamkeit des „Kolonisationsvereines von 1849“ in dieser Richtung ist der größte Theil der vielen und großen Uebel zuzuschreiben, welche die Kolonie Dona Francisca bei ihrem Entstehen trafen und ihr schnelles Emporkommen verkümmerten.

Wir sind überzeugt, daß die sonst so klugen Gründer dieses Vereines uns gern gestatten, ihre Mißgriffe zu erwähnen, da die Geschichte derselben äußerst lehrreich für ähnliche Unternehmungen sein dürfte; wir erkennen allerdings an, daß diese Mißgriffe wegen Mangel eines Präcedenzfalles der Neuzeit und der nöthigen Erfahrungen zu entschuldigen sind.

Fürs Erste wurde in Deutschland ein Ingenieur engagirt in der Person eines preussischen Feuerwerfers, um die Kolonie in einem Lande zu begründen, das er nie gesehen hatte; es war aber gar zu lockend einen solchen Mann um 600 $\mathfrak{M}$ preuß. Cour. jährlichen Gehalts zu bekommen. Man sandte ihn dann nach Rio de Janeiro und von da nach Neu-Freiburg, damit er daselbst Land und Leute kennen lerne und gab ihm hiezu mehrere Monate Zeit. Auf diese wohlfeile Weise suchte man die Landeskenntniß zu ersetzen. Diesen Mann bevollmächtigte man dann zur Auswahl des Ortes, wo die Kolonie zu begründen sei. Jemand, der noch nie einen brasilianischen Urwald betreten hat, wird schwerlich besondere Lust haben tief in ihn zu dringen und mühevoll wochenlanges Suchen nicht zu scheuen, bis ein passender Ort ermittelt worden; er wird daher, wie jener Ingenieur den ersten einigermaßen günstig erscheinenden Platz zum Gründungs-orte auswählen, um so eher als ein Gehalt von 600 $\mathfrak{M}$ preuß. Cour. weit unter dem steht, was selbst die letzten Commis in den fremden Handlungshäusern in Rio de Janeiro beziehen, und nicht im Stande ist, einen besonderen Dienstfeiser zu erwecken.

Der vom temporären Direktor erwählte Platz war denn auch wirklich der unfruchtbare und ungesundeste, den man an der ganzen lachenden und reichen Küste von Sta. Catharina aufzutreiben vermochte und Mißernten, tödtliche Seuchen und in ihrem Gefolge Verzweiflung für die Ansiebler, so wie der gänzliche Ausfall an Dividenden für die Aktionaire des Vereines waren die natürliche Consequenz hievon, während kaum 1000 Schritte weiter ein reicher gesunder Boden alle Calamitäten verhütet hätte. Allein die Vereinsdirektion hatte an diesem Lehrgelbe nicht genug; nachdem man den temporären Koloniedirektor angeblich wegen Unterschleifs von seinem Posten entfernt hatte, trat ein angesehenener deutscher Kaufmann momentan an die Spitze der Kolonie, voll des besten Willens, mit Energie und den nöthigen Mitteln aber nicht mit den hiezu nöthigen Kenntnissen genügend ausgerüstet; bis dann ein ehemals schleswig-holsteinischer Hauptmann definitiv zum Direktor ernannt ward. Auch dieser kannte Brasilien ganz und gar nicht und war trotz vieler Eigenschaften nichts weniger als das, was ein Direktor einer Kolonie sein muß.

Dabei dekretirte die Vereinsdirektion in Hamburg eine Maßregel nach der andern, ohne daß der Direktor oder der Direktions-Ausschuß der Kolonie selbst den mindesten berechtigten Einfluß gehabt und wie lebenskräftig

Dona Francisca sein muß, davon ist ihr Bestehen und Blühen trotz aller bei einer speciellen Leitung von Europa aus unvermeidlichen Mißgriffe der deutlichste Beweis.

Unser Vorschlag geht deshalb dahin, zuerst eine tüchtige Lokaldirektion zu begründen, die alle Elemente in sich faßt, welche zum Gedeihen einer Kolonie in Südbrasilien nöthig sind. Wir verstehen außer dem Lokaldirektor, dessen nöthigste Eigenschaften wir bereits oben bezeichnet, hier noch den Ingenieur, den Arzt und den geistlichen Vorstand der künftigen Kolonie, welche nebst dem Rechnungsführer Sitz und Stimme im Kolonialrathe, welchen sie bilden und der dem Direktor jedoch nur rathend zur Seite steht, haben. Welche Mitglieder der Gemeinde später diesem Kolonialrathe beigezogen werden sollen, ist Sache näherer Bestimmung. Dem Lokaldirektor ist in Sachen der Kolonie diskretionaire Vollmacht zu erteilen.

Der Lokaldirektor und ein von Seiten der Unternehmung Bevollmächtigter haben dann an Ort und Stelle der vorgeschlagenen Kolonisation den günstigsten Ansiedlungspunkt zu erforschen und dann den Ankauf des benötigten Landstrichs, je nach der Vollmacht zu bewerkstelligen, oder bloß über denselben zu referiren.

Hierauf beginnen die Vorarbeiten. Es wird eine zu den vorhandenen Mitteln im Verhältniß stehende Anzahl Arbeiterfamilien auf eine Reihe von Jahren kontraktlich in Dienst genommen. Holz- und Erdarbeiter haben den Vorzug, die nothwendigsten Handwerker werden im richtigen Verhältniß ihnen beigelegt. Sie erhalten außer der freien Ueberrfahrt einen verhältnißmäßig reichlichen Lohn und Natural-Verpflegung. Mit ihrer Hülfe und im Verlaufe der kontraktlichen Zeit werden die nöthigen Richtigungen vorgenommen, die Direktionsgebäude, das Schulhaus, die Kirche, das Krankenhaus, das Gefängniß und vorerst die Arbeiterhütten, endlich die Empfangshäuser für die zu erwartenden Kolonisten, alles in Form eines großen Dorfes hergestellt, ein Theil des Landes in größere oder kleinere Parzellen vermessen, die nothwendigsten Brücken und Wege gebaut, eine Gemeindeviehweide, eine Pflanz- und Baumschule eingerichtet, und nebenbei wenigstens so viel Feldbau getrieben, um den Konsum der Dienstleute zu decken. Vieh muß in nöthiger Menge beschafft, Kaufläden eingerichtet werden, damit die nachkommenden Kolonisten wenigstens das Nothwendige nicht vermissen.

Daß endlich auch alle nothwendigen Werkstätten der Handwerker eingerichtet werden, verlangt schon der Dienst der Kolonie. Ebenso wird die Lokaldirektion nicht anstehen, Land- und Wasserfuhrwerke, wie Mühlen, Oel- und Reiskampfen, Baumwollenmaschinen, Zuckermühlen und Kaffeefabriken u., je nach der Fertlichkeit und ihren Bedürfnissen einzurichten, deren Benützung den Kolonisten gegen billiges Endgeld gestattet wird.

Während dieser Zeit hat nun der europäische Theil der Direktion der Unternehmung durch die Agenten, sowie durch Zeitungen und Brochüren dahin zu wirken, daß die Vortheile, welche einen Einwanderer in dieser Kolonie erwarten, in gehöriges Licht gestellt werden. Doch wären in kei-

nem Falle eher und eine größere Anzahl Kolonisten dahin zu spediren, als es der Lokaldirektor ausdrücklich verlangt.

Daß die Kosten der ersten Jahre natürlicherweise zu dem Verkaufspreise der Ländereien geschlagen werden, daß ferner die Späterkommenden höhere Preise zu zahlen haben werden, als die Erstanlangenden, daß endlich Güte des Bodens, vorhandene Wasserkraft zc. ebenfalls auf die Preise influiren müssen, sind Dinge, welche Angesichts der Vortheile, die eine solche Kolonie vor allen andern bietet, dem Einwanderer um so billiger erscheinen werden, als ein solches Grundstück dennoch niedrig genug zu stehen kommen wird.

Die Mitglieder des Kolonialrathes, sind höchstens um ein Jahr länger als die Arbeiter kontraktlich zu engagiren, mit alleiniger Ausnahme des geistlichen Vorstandes und des Schullehrers, welche dann von den Gemeinden, sobald sie sich konstituiert haben, übernommen werden müßten.

Der Vortheil, welchen die Unternehmung aus diesem Plane zieht, besteht darin, daß sie trotz der größeren Vorauslagen durch den höheren Preis der Grundstücke ihre Rentabilität sichert; daß ferner die wohlhabenden Auswanderer sich ihr mit Vorliebe zuwenden werden, daß sie durch das Verhältniß des Herrn zum Diener, in welchem sie zu den gedungenen Arbeitern steht, im Stande ist, Großes in kurzer Zeit zu leisten, ohne alle jene Verdrießlichkeiten, welche eine Direktion mit Auswanderern hat, welche ihre Schuld abarbeiten und ihr Land bebauen sollen. Ferners, daß sie nach Ablauf des Dienstkontraktes sich nur mehr mit dem Verkauf der Ländereien und der Empfangnahme der anlangenden Kolonisten zu beschäftigen hat, wobei ihr das Gute erwächst, daß ihre bisherigen Dienstleute die ersten Käufer ihrer Ländereien werden, sie also gleich anfangs einen großen Absatz zu erwarten hat.

Dies die Umriffe des Planes. Sollte sich Jemand finden, dessen Mittel ihm hierauf näher einzugehen gestatten, so sind wir gerne bereit uns mit ihm über die Details desselben zu verständigen.

Jedenfalls vereint unser Plan vortheilhaftest die beiden Systeme des besoldeten Proletariats und des kleinen Grundbesitzes, die er harmonisch in einander verschmilzt.

X. Abschnitt.

Die Gegner Brasiliens.

Wir waren leider in fast jedem der vorhergehenden Abschnitte genöthigt, auf die in Deutschland im Schwange gehenden, von den Gegnern Brasiliens in Umlauf gesetzten falschen Ansichten über jenes Land hinzuweisen, daß es dem Leser nur erwünscht sein kann, etwas des Näheren über diese Herren und die von ihnen vertretenen Ansichten zu vernehmen.

Die Gegner Brasiliens zerfallen in mehrere Arten, unter denen wir zuerst der thätigen, aggressiv vorgehenden Feinde gedenken, deren Triebfedern in ziemlich unlauteren Motiven bestehen.

Die einen, und dieß sind die weniger niedrigen, treibt der Groll über einst erfahrene Unbill, getäuschte Hoffnungen gerechter Art; diese macht die Konsequenz ihrer Leidenschaft, Brasilien überall und um jeden Preis zu schaden, blind gegen allen Fortschritt, alle Ameliorationen, welche dritthalb Jahrzehnte in einem aufgeschalteten, neuen Lande hervorbringen mußten, blind gegen alle Garantien des Gedeihens, welche dem deutschen Auswanderer dort geboten werden, und mithin auch blind gegen die wahrlich nicht zu verachtenden Vortheile, welche dem deutschen Mutterlande aus so nahen Beziehungen mit dem von ihm kolonisirten Brasilien erwachsen müssen.

Eine zweite, nicht minder thätige, aber in ihren Motiven unsaubere Klasse von Gegnern bilden jene, welche in chimärischer Erwartung den brasilianischen Boden betraten, aber zur Erreichung ihres Zieles weder Geschick noch sonst eine der nöthigen Vorbedingungen besaßen und nun auf deutschen Boden zurückgekehrt, die Ursache ihres Mißlingens auf die brasilianischen Zustände zu wälzen bemüht sind, während sie selbst in Wahrheit in sich selbst finden würden. Solche Leute sind die größten Schreier und brauchen deshalb nie um Zuhörer verlegen zu sein. Zu dieser Klasse gehört ein großer Theil der ehemaligen deutschen Truppe in Brasilien, dieses verunglückten Experiments, und das Heer der Schwindler aus allen Klassen der Gesellschaft.

Eine dritte Art eifriger Gegner bildet, man sollte es wahrlich nicht glauben, ein großer Theil der deutschen, in Brasilien etablirten Kaufleute. Es sind dieß im Ganzen recht ehrenwerthe Leute, die ihren Kredit und ihr Geschäft aufrecht zu erhalten wissen und die Schärfe ihres Blicks in kaufmännischen Dingen hinreichend bewährt haben. Dieß macht sie vorerst ganz des alten Spruches: „nec sutor ultra crepidam!“ vergessen und zu der Ueberschätzung ihrer Urtheilskraft gesellt sich der Neid gegen die den Engländern und Franzosen in Brasilien nothgedrungen gewährte, hervorragende Ausnahmstellung.

So lange aber Deutschland keine Flotte hat, die bereit ist, jedes Krämers Waarenlager, sobald es unter deutscher Flagge aufgeschlagen, bis zum Aeußersten zu vertreten, werden weder die deutschen Kaufleute noch sonst ein Deutscher, weder in Brasilien noch in irgend einem andern Lande, den europäischen Kontinent vielleicht ausgenommen, sich einer besondern Berücksichtigung erfreuen.

Aber die Herren gehen weiter; zwar haben die wenigsten unter ihnen von Brasilien mehr gesehen, als gerade den Ort ihres Etablissements oder dessen nächste Umgebung auf kleinen Excursionen; sehr wenige sprechen das Portugiesische besser, als sie nothwendig für das Geschäft brauchen und viele sprechen es ganz und gar nicht; trotz zwanzigjährigem Aufenhalts im Lande haben gar Manche von ihnen noch keinen Fuß über die Schwelle eines brasilianischen Hauses gesetzt, geschweige einen Blick in das brasilianische Familien- und Staatsleben gethan; — dieß alles hindert die Herren nicht, über Brasilien, das sie bereichert, die gehässigsten Ansichten zu verbreiten und, wir sprechen aus Erfahrung, die Neuankommenden können nirgends ungeheuerliche Mittheilungen über Land und Leute hören, als eben an der gastlichen Tafel solcher Herren.

Leider sind eben diese drei Klassen von Widersachern dem Kaiserreiche um so gefährlicher, als sie das Faktum für sich haben, selbst in Brasilien gewesen zu sein, was meist genügt, jeden unverschämten Zweifler an der Unfehlbarkeit ihrer Aussprüche verstummen zu machen. Ueberdieß besitzt ja jedes Ding in dieser Welt wenigstens zwei Seiten, und wir wollen gewiß nicht behaupten, daß Brasilien keine Schattenseite habe. Eben durch manchmal geschickte Benutzung derselben erlangen die Gegner Brasiliens genug Wahrscheinlichkeit in den Augen ihrer Zuhörer, um die nöthige Dosis Uebertreibung und Erfindung darunter zu mischen. Besteht ja doch die Kunst der Verläumdung nicht in der Erfindung falscher Anschuldigungen, sondern in Geschicklichkeit der Mischung des Falschen mit dem Wahren in möglichst überzeugender Weise.

Die vierte, letzte und zahlreichste Gattung von aktiv thätigen Gegnern sind die Agenten für die Auswanderung nach andern Ländern, namentlich jene für Nordamerika thätigen. Die Auswanderung nach den Vereinigten Staaten giebt so vielen Leuten in Deutschland Brod und Verdienst, vom stolzen Rheder an bis zur bescheidenen Botenfrau, und ist so tief in das Volksleben gedrungen, daß die Propaganda zur Kolonisirung Brasiliens

nothwendigerweise eine Aufregung und einen Widerstand hervorruft, der sich am leichtesten und natürlichsten in Verleumdungen und Anfeindungen Brasiliens Luft macht. Sie fühlen sich eben in ihrem Erwerb, in ihrer Existenz bedroht ohne zu bedenken, daß dieser Erwerb jedenfalls der gleiche bliebe, wenn sie Auswanderer für Brasilien, statt für Nordamerika werben. Diese Klasse wird mit der Zeit nicht nur ihre Gefährlichkeit verlieren, sondern auch Brasilien gute Dienste natürlich gegen entsprechenden Gewinn erweisen.

Eine weit gefährlichere Art von Gegnern, wir möchten sie die ignorirende nennen, sind die Schriftsteller und Gelehrten Deutschlands. Wir haben uns vergebens bemüht, den Grund der Animosität zu erforschen, welche fast alle die deutsche Auswanderungsfrage behandelnden Schriftsteller Brasilien gegenüber an den Tag legen. Es scheint wahrhaftig, als ob sie sich das Wort gegeben hätten, Brasiliens gar nicht oder nur mit literarischem Aufselzucken zu gedenken, d. h. es, als ob sich dieß von selbst verkünde und gar nicht anders sein könne, mit einigen vornehm verdammen Worten abzuthun.

Nicht einer unserer bekannten National-Ökonomen oder einer der modernen Reisenden hat das so interessante Land in Bezug auf Auswanderung zum Vorwurfe seines Studiums gemacht, während sie in der Nähe und Ferne nach allen möglichen und unmöglichen Auswanderungszielen umhertasteten und nur zuviel dazu beitrugen, ihre unwissenden, ihnen vertrauenden Landsleute irre zu führen. Schade, daß die Herren Naturforscher, deren eine erkleckliche Zahl Brasilien besuchte, es für unerläßlich halten, nur einseitige Beobachtungen anzustellen.

In dieser ignorirenden Art Feindseligkeit thun sich besonders die Zeitschriften hervor; nur Brasilien vermochte das Wunder ihrer Einigung zu bewirken. Denn in der stillschweigenden, nur dann und wann in boshaften und lügnereischen Notizen aufklackernden Verachtung und Verdamnung sind sie wirklich einig, ebenfalls ohne sichtbaren Grund.

Aus dieser Masse von Feinden wollen wir nur die Augsburger Allgemeine Zeitung nennen, eine durch ihre geachtete Stellung und große Verbreitung würdige Repräsentantin ihrer Collegeninnen.

Man sollte meinen, ein Blatt von dieser Bedeutung, dessen Existenz durch reiche Mittel gesichert, das auf eine lange ehrenvolle Vergangenheit mit Stolz zurückblicken kann, dessen Werth in dem Maße anerkannt ist, daß nicht bloß allmächtige Minister und berühmte Staatsmänner, sondern auch die Coryphäen jeglichen deutschen Wissens zu ihren Mitarbeitern gehören, daß solch ein Blatt, sagen wir, seinen schönsten Ruhm in der Unparteilichkeit suchen sollte, welche außer jeder Beziehung zu gewissen mitteleuropäischen Combinationen stehen.

Und doch überwiegt auch hier die Voreingenommenheit gegen Brasilien. Wir würden dies am Ende begreifen, wenn die A. A. Ztg. konsequent gegen jedes andere Auswanderungsprojekt, das sich sein Ziel außerhalb Ungarns oder der Donauländer überhaupt steckt, ihr Damnatür aus-

sprache. Ihre Beziehungen zu Oesterreich und das wirkliche Gedeihen der dort angehebelten Deutschen würden dies entschuldigen. Aber mit demselben Athem, mittelst welchem sie ihr Anathema gegen das südamerikanische Kaiserreich ausspricht, vertheidigt und bevordert sie die Besiedelung von Costarica und der Laplatastaaten, von denen sie in sonderbarer Verwirrung geographischer Begriffe Brasilien ausgeschlossen wissen will.

Den Grund hiefür vermögen wir bloß in dem Umstande zu erkennen, daß der Vertheidiger Costarica's und der Lobpreiser und (in Verbindung mit Kerß) Erfinder des Namens Laplatastaaten, zugleich ständige Mitarbeiter der A. A. Ztg. sind oder vulgär gesprochen zu deren Clique gehören, daß mithin die Camaraderie die einzige Veranlassung zu jener Inkonsequenz gibt.

So ist es denn leicht erklärlich, wie es kommt, daß Brasilien, dem wohl Alexander von Humboldt, aber noch keiner der berühmten Collaboratoren der A. A. Ztg. sein mildes Antlitz zugewendet, diesem Blatte nur als Ausgusswinkel für seine souveräne Verachtung dient und Berichtigungen wie Erklärungen, wenn sie von so namenlosen Leuten, wie z. B. dem Verfasser dieses Buches, herrühren, nicht der geringsten Berücksichtigung, geschweige denn der Aufnahme gewürdigt werden.

Heißt dies nun, zur Aufklärung des Publikums beitragen, oder es irre leiten? Und ist dies letztere vielleicht die Pflicht der Presse im Allgemeinen oder nur die eines sonst so achtbaren Blattes, wie die A. A. Ztg.?

Die leidige Camaraderie! Oder wäre an der Ungnade Brasiliens in den Augen der A. A. Ztg. der Umstand schuld, daß dies Reich, wie es jetzt ist, keine Hoffnung gibt, eine deutsche Lieblingsschimäre dort in Ausführung zu bringen, ein Neudeutschland nach nordamerikanischem Muster, eine Art Staat, wo alle utopischen Pläne für Volksverbesserung und Staatenwohl, denen im alten Deutschland unbeflegliche Hindernisse im Wege stehen, zur praktischen Berechtigung kommen sollen?

Der letzte, in seiner passiven Haltung der allergefährlichste Feind ist das verehrliche große Publikum selbst mit seiner Ignoranz in Allem, was zur Länder- und Völkerkunde gehört und nicht sein nächstes Domicil angeht. Kennt man doch in Hamburg Preußen nicht und ist Oesterreich den Preußen eine terra incognita; wie sollte Brasilien, ja selbst nur dem Namen nach, dem deutschen Binnenländer bekannt sein, und kann man solchen Leuten wohl zumuthen, die Vortheile eines Landes zu würdigen, von dessen Existenz sie gar keine oder doch nur höchst nebelhafte Begriffe haben?

Und hat auch Michel wirklich etwas von Brasilien gehört, so ist hundert gegen Eins zu wetten, daß es eine jener ungeheuerlichen Ungereimtheiten gewesen, wie man sie auch in gebildeten Kreisen aufzutischen pflegt; nur daß man in beiden Fällen das Verdauungsvermögen in Anschlag bringt und dem Einen Hamburger Rundbrode servirt, während man dem Andern westphälischen Pumpernickel vorsetzt.

Nachdem wir nun die Gegner Brasiliens betrachtet und unter ihren Triebfedern Haß, Rache, Habsucht, Camaraderie und Ignoranz gefunden,

was auf den denkenden Leser einen hinreichenden Eindruck hervorzubringen nicht verfehlt haben dürfte, wollen wir auch ihre Angriffe einer näheren Prüfung und Widerlegung unterziehen. Es wäre aber wirklich uns zu viel zugemuthet, sollten wir sämmtlichen Anschuldigungen, deren Zahl Legion ist, diese Ehre wiederfahren lassen und wir heben daher nur jene hervor, die am meisten Curs und einige Wahrscheinlichkeit für sich haben. Dies sind folgende:

1. Die klimatischen Beschwerden und die in neuester Zeit so verheerend auftretenden Epidemien.
2. Die Unsicherheit des Besizes u. oder, wie das beliebte Schlagwort heißt, die mangelnden Garantien.
3. Das weiße Sclaventhum.
4. Die Treulosigkeit, Contractbrüchigkeit und Undankbarkeit der brasilianischen Regierung.

Ad I. haben wir weiter nichts zu bemerken, als daß wir auf den Abschnitt II. hinweisen, der wohl jeden Vernünftigen überzeugen wird, wie der deutsche Einwanderer trotz der eingebildeten brasilianischen Sonnengluth ganz ruhig ohne seine Gesundheit zu gefährden arbeiten, ja diese Arbeit mit Nutzen und Erfolg auch den Winter hindurch fortsetzen kann, ohne daß er in seinem Fleiße oder seine Felder, deren Fruchtbarkeit das einzige ist was die Feinde Brasiliens nicht bestritten haben, in ihrem Ertragniß durch Eis und Schnee gehemmt würden. Er wird ferner einsehen, daß Tiger Schlangen, Alligatoren und anderes Ungeziefer mehr in der Phantasie des Reisenden, als im täglichen Leben des Colonisten vorkommen; daß ferner keine von jenen dem Auswanderer allein zu allen Zeiten gefährlichen Klimatränkheiten, als Wechsel- und andere Fieber in Südbrasilien vorkommen und daß, was Epidemien betrifft, wir überall in Gottes Hand stehen und in Glaucho so gut als in Rio de Janeiro von der Cholera befallen werden können. Weiß doch Jedermann, daß die Epidemien nur an starkbevölkerten Orten auftreten und selten oder nie in ländliche Niederlassungen bringen, welche doch vorerst das Ziel der meisten Auswanderer sind. Es scheint uns wahrlich überflüssig, hierüber noch ein Wort mehr zu sagen.

Was über die mangelnden Garantien in gegnerischen Schriften gesagt wird, streift an Blödsinn; das Gesetz, wie wir im Abschnitt VII. ziemlich erschöpfend dargehan haben, sichert und schützt den Besitz wie das Recht des Einwanderers, mag er nun naturalisirt sein oder nicht, ebenso wie das jedes Brasilianers, sowie jedes Uebereinkommen, wenn es den gesetzlichen Anforderungen und Vorschriften entspricht, so gut, wie in jedem andern civilisirten Lande. Größere Garantien gibt es nirgends. Gegen Dummheit, Nachlässigkeit und Unkenntniß giebt es hier so wenig als anderswo Affekuranz und trotzdem werden diese wohl nirgends so wenig ausbeutet, als in Brasilien, wo noch Platz und Erwerb genug für Jedermann ist. —

Wir haben uns wohl in den Abschnitten VIII. und IX. Mühe genug gegeben, die dritte Anschuldigung, oder wie unsere Gegner pompös sagen, das weiße Sclaventhum auf sein Nichts zurückzuführen, müssen aber ge-

sehen, daß dies eine jener Beschuldigungen ist, die dem Publikum am schicklichsten erscheinen. Es scheint ihm zu sehr auf der Hand zu liegen, daß zur Zeit, als Brasilien noch Neger nach Belieben einführen konnte, wenig Nachfrage nach deutschen Einwanderern war; mit der Unterdrückung des Sklavenhandels stieg der Begehr nach fremder Einwanderung; konnte also ein Schluß mehr Wahrscheinlichkeit für sich haben, als daß Brasilien nun nach weißen Substituten für die entbehrten suche und solche im deutschen Proletariat zu finden glaube? Wir wollen hier nicht läugnen, daß dies allerdings die theilweise Ansicht gar vieler Privaten war und ist, besonders vieler Plantagenbesitzer, deren Eigenthum durch das allmälige Erlöschen der Sklavenbevölkerung einer vollständigen Entwerthung entgegengeht. Wir sagen, daß es theilweise ihre Ansicht sei, nämlich in Betreff des Suchens nach Ersatz für den Neger; Deutsche sind ihnen jedoch nicht erwünscht, ihrer geringen Fügsamkeit und ihrer Ansprüche wegen und sie ziehen Leute des Nordens von Portugal, von den Açoren und Madeira oder auch Coolies aus China vor. Diese Partei ist sogar so stark vertreten, daß die Regierung genöthigt war, wenigstens versuchsweise eine Ladung Coolies kommen zu lassen. Wer indessen Absichten und Handlungen der Regierung mit jenen der Privaten identifiziren wollte, beginge an ersterer ein großes Unrecht.

Die Regierung, wie alle ihre Maßnahmen bezeugen, befolgt ein vollkommen staatsmännisches Princip, indem sie die Schaffung des kleinen freien Grundbesitzes unabänderlich im Auge behält; sie führt mit Consequenz eine vollkommene Revolution in den Verhältnissen, Gewohnheiten und Anschauungen Brasiliens durch und achtet der Kalamitäten nur, um durch weise Maßregeln eine solche für spätere Zeiten unmöglich, für die gegenwärtige aber möglichst wenig gefährlich zu machen. Daß Brasiliens Bevölkerung dies anerkennt, dafür zeugen endlich auch die Bestrebungen einzelner zwar, aber auch der hervorragenden Glieder der durch den gegenwärtigen Zustand am härtesten betroffenen Klasse der Plantagenbesitzer, welche dahin gingen, ein Uebergangssystem von der Sklavenarbeit zur Verwendung Freier zu suchen. Wir meinen die Halbpachtkolonien, die so hart angegriffen. Die Idee an und für sich ist gut und schön und der beredteste Protest der Intelligenz und des Reichthums in Brasilien gegen die Sklaverei. Was für Mängel, Irrthümer und Schwachheiten sich auch bei deren Ausführung gezeigt haben mögen, und wir haben deren manche namhaft gemacht, so berechtigen sie doch nicht im Entferntesten zu der Bezeichnung des „weißen Sklaventhums“, besonders wenn, wie wir hier wiederholen, böser Wille und Unverstand weit mehr, wo nicht ganz auf Seite der sogenannten Sklaven waren.

Die bis jetzt abgethanen Anschuldigungen konnten wir alle hier um so kürzer erwähnen, als wir ihnen an andern Orten dieses Buches ein gründlicheres Eingehen bereits gewidmet hatten. Nicht so verhält es sich mit dem Vorwurfe der Treulosigkeit, Kontraktbrüchigkeit und des Undanks, welchen man der brasilianischen Regierung zu machen beliebt. Die Quelle, aus der dieser Vorwurf hervorgeht, ist leicht zu erkennen.

Wir hoffen indeß nicht zu diesen Herren gezählt zu werden, noch für einen Mann des Umsturzes zu gelten, wenn wir, auf geschichtliche Baß gestützt, sagen, daß Regierungen wie Individuen die Dankbarkeit zu ihren seltensten Tugenden rechnen dürfen. Inwiefern nun die kaiserliche Regierung zu den Ausnahmen von dieser Regel gehört, maßen wir uns nicht an zu beurtheilen; auch wollen wir sie nicht zu lebhaft vertheidigen, wo wir leicht in die Gelegenheit kommen dürften, die Erfahrung vom Gegentheil zu machen, wenn wir auch durchaus auf keinen Dank spekuliren.

Ernsthaft gesprochen, das Vergehen des Undanks ist so relativ, daß wir uns jeder näheren Besprechung enthalten müssen, bis wir präcisirte Fälle vor Augen haben.

Was ferner die berührte Treulosigkeit und Kontraktbrüchigkeit betrifft, so ist die Beschuldigung schon direkter und setzt gewisse Fälle voraus, deren Vorkommen wir leicht den Schriften unserer Gegner entnehmen können. Als solche werden gewisse Versprechungen namhaft gemacht, welche sowohl in Betreff von Ansiedelungen, als auch in Placirung von Individuen von Seite der Regierung, als von der ihrer Agenten, was in den Augen der Gegner Brasiliens als dasselbe gilt, geleistet und nicht gehalten worden wären; und hauptsächlich wird das Benehmen der Regierung den lektangeworbenen deutschen Truppen gegenüber auf das heftigste angegriffen. Wir wollen jener Angriffe nicht gedenken, welche auf wahren oder falschen Thatfachen aus den Zeiten Dom Pedro I. beruhen, da man in Wahrheit das heutige Brasilien wohl schwerlich für jene Vorgänge verantwortlich machen kann; liegt doch zwischen heute und damals ein Zeitraum von 30 Jahren, einem Jahrhundert in der alten Welt vergleichbar.

Was zuvörderst falsche Versprechungen in Betreff von Ansiedelungen betrifft, so muß vollständig in Abrede gestellt werden, daß jemals solche, weder von der kaiserlichen noch den Provinzial-Regierungen gemacht worden seien, da nur die Reichs- oder Provinzialstände mittelst bindendster gesetzlicher Form ohne mögliche *arrière-pensées* Kolonien creiren konnten.

Hier halten wir es für unsere Pflicht und im Interesse unserer Landsleute wie Brasiliens zu erklären, daß die untergeordneten Agenten der Regierung in Europa sich oft Ausschreitungen, als Verheißungen mancherlei Art, besonders im mündlichen Verkehr erlauben, die von Leichtgläubigen buchstäblich genommen, die brasilianische Regierung in die unangenehme Lage bringen, ihre Agenten *desavouiren* zu müssen. Das wohlwollende Bestreben der Regierung durch einen Ausweg beiden Theilen nicht zu wehe zu thun, läßt in den Augen der Betroffenen als eine Falschheit erscheinen, was nur Schwäche und Wohlwollen ist. Es ist daher keineswegs wunderbar, daß solchergestalt zu Schaden Gekommene über Treulosigkeit der Regierung klagen und es wäre daher im Interesse des Kredits der Regierung und des Landes zu wünschen, wenn sie mit größerer Strenge als bisher auf die Vermeidung solcher ihre Glaubwürdigkeit so compromittiren Handlungsweise ihrer Organe hinarbeiten würde.

Was schließlich die Kontraktbrüchigkeit der kaiserlichen Regierung den im Jahre 1851 geworbenen deutschen Truppen gegenüber betrifft, so

glauben wir, als Theil derselben, zu einem Urtheile kompetent zu sein. Wir wären hier eigentlich dem Publikum eine nähere Schilderung jener wenigen Jahre des Bestandes der brasilianisch-deutschen Truppen schuldig; aber wir waren nie zufriedener über die Beschränktheit unseres Raumes, als bei dieser Gelegenheit, weil uns dadurch das Waschen vieler schmutziger Wäsche entgeht. Auch sind wir der Letzte, der seine Kameraden vor allem Publikum mit Roth bewürfe, noch könnten wir die so nöthige Ruhe in Besprechung von Dingen beobachten, die uns so nahe angingen. Wir begnügen uns also, zu erklären, daß die Regierung nicht allein den Kontrakt in seinem ganzen Umfange gehalten, sondern absonderlich in pekuniärer Hinsicht weit mehr gethan hat, als wozu sie nach dem Buchstaben der Uebereinkunft verpflichtet war. Der einzige, allerdings große Fehler, welchen die Regierung dabei beging, war ihre Konsequenz in Ermangelung der, besonders Fremdenlegionen gegenüber, so nöthigen Energie. Aber auch hievon fällt viel auf die durch Hunderte von Meilen in einem Lande ohne Telegraphen, Eisenbahnen und Straßen von der Regierung getrennten Lokalbehörden, sowie jede Ausschreitung und Kontraktverletzung, die Einzelnen gegenüber stattfanden, nur diesen zur Last fielen und seiner Zeit von der Regierung glänzend gesühnt wurden. Daß aber ein Corps keinen Bestand haben konnte, in welchem die Offiziere und Chef und Mannschaft konspirirten und intriguirten, um Diesen oder Jenen zu Falle zu bringen, wo Desertionen vor und zu dem Feinde, Insubordination, ja Meuterei zur Tagesordnung gehörten, und wo endlich offene Empörung das Schlußtableau bildete, dürfte selbst dem Laien verständlich sein.

Daß jedoch die Regierung meuterische Offiziere, kontraktbrüchige Chefs nicht allein ruhig ziehen ließ, sondern ihnen noch Reisegeld gab, ja ihnen Stellen anderer Natur anvertraute, daß sie die Deserteure im Lande nicht nur nicht belästigte, sondern diesen Kontraktbrüchigen gegenüber noch den die Bewilligung eines reichlich bemessenen Reisegeldes enthaltenden Artikel des Kontrakts erfüllte, daß sie endlich in allen Strassfällen, so viel an ihr lag, die mildere Seite hervorsuchte, wird Jeder, der in der Gelegenheit war, ihrem Vorgehen zu folgen, mit Bewunderung und Achtung vor ihrer Loyalität und — Geduld erfüllen. Ebenso gewiß aber wird er auch begreifen, daß die brasilianische Regierung durch den erlittenen heilsamen Schrecken auf ein halbes Jahrhundert hinaus vor der Wiederholung ähnlicher Experimente bewahrt werden dürfte.

Der geneigte Leser sieht aus dem Vorliegenden, was für eine Bewandniß es mit den Unschuldigungen hat, die man so freigebig gegen Brasilien ausstreut. Reduciren sich schon diejenigen fast auf Nichts, die wenigstens ein Körnchen Wahrheit enthalten und stets als Reserveregeschieß auf dem Schlachtfelde der Diskussion auftreten, wie muß es sich erst mit dem übrigen leichten Geplänkel verhalten!

Alle Gegner Brasiliens sind, wie es die Natur der Sache erheischt, Befürworter der Auswanderung; über ihr Ziel sind sie divergirender Ansicht und nur darin einig, daß es Brasilien nicht sein dürfe. Werfen wir denn einen vergleichenden Blick auf jene gepriesenen Länder und lassen wir

uns dabei von der Wahrheit leiten, wie sie Geschichte und Wissenschaft der Neuzeit konstatiren, wobei wir aber gänzlich von jenen Staaten abstrahiren, welche in Europa selbst liegen oder dem strengen Regiment eines Continentalstaates unterstehen. Wir beginnen.

Australien, Canada und das Cap der guten Hoffnung bilden zwar eine ziemlich sonderbare Reihenfolge, da sie aber sämmtlich englische Kolonien sind, so ist es verzeihlich, daß wir unsere Betrachtungen über selbe an einander reihen.

Ueber Australien läßt sich viel Günstiges sagen, sei nun von Sidnehy, Victoria oder den Ansiedlungen am Murray die Rede. Tausende von wohlhabenden Deutschen bewohnen jene Striche, die in ihrem Klima sich wenig von Deutschland unterscheiden. Obgleich die Goldergiebigkeit der australischen Gruben abgenommen hat, so ist der Markt doch noch immer sehr günstig für den Produzenten. Schade nur, daß wohl wenige Deutsche die Mittel zu dem Pacht der Ländereien, noch weniger jene zum Ankauf derselben haben; der verhältnißmäßig unfruchtbare australische Boden kostet das Hundertfache des besten brasilianischen Landes. Darum finden wir die Deutschen mit wenigen Ausnahmen nur als Handwerker in den verschiedenen Ortschaften. Ferner wirken die außerordentliche Trockenheit des Sommers, sowie die schneidend kalten Winde des Winters gleich ungünstig auf die Gesundheit, wie auf das Gedeihen der Saaten, und selbst der Sinn für Naturschönheiten, der jedem Menschen eigen ist, findet in den öden, einförmigen Landschaften des fünften Continents keinerlei Befriedigung. Schließlich genießt der Deutsche als Fremder keineswegs gleiche Rechte mit dem Engländer. Auch, und dies mag so ziemlich unter die Hauptfachen zählen, kostet die Reise nach einem australischen Hafen wohl das Doppelte an Zeit sowohl, als Geld, als jene nach einem der Häfen Sta. Catharina's oder Rio grande's.

Canada ist gegen Südbrasilien in Betreff der Reisedauer und Kosten im Vortheile, wenn gleich dieser nicht so bedeutend ist, um die größeren Beschwerden und Mühseligkeiten einer Reise in jenem stürmischen und gefahrvollen Meere aufzuwiegen. Der Preis des Bodens ist so ziemlich derselbe, wie der in den Vereinigten Staaten. Indes fehlen auch dort die Landspekulanten nicht, welche das bessere Regierungsland aufkaufen, um es dem Einwanderer zu bedeutend höheren Preisen zu verhandeln. Der Boden ist im Allgemeinen gut, das Klima, wenn auch der außerordentlichen Strenge seiner Winter wegen bekannt, dem Deutschen nicht zu fremdartig und bildet somit Canada für Jene, welche eine Vorliebe für einmalige Ernten, für die Winterruhe und die englische Herrschaft haben, einen geeigneten Ansiedlungspunkt, obgleich wir nie recht begreifen konnten, warum solche Leute nicht lieber nach den angrenzenden Staaten der Union auswandern.

Vom Cap der guten Hoffnung endlich sprechen wir nur aus Anlaß der Ansiedlung der englisch-deutschen Legion, da sonst unseres Wissens wohl wenig deutsche Ansiedler daselbst sein dürften. Die Nähe der Kaffern, welche wir uns übrigens nicht übertrieben gefährlich denken, genügt, um den Landwirth in ewiger Unruhe wenigstens seines Viehes wegen zu erhalten.

Wirklich mag die Gefahr nicht gar groß sein, da die holländischen Boers in der nächsten Nähe der gefürchteten Gasse so wohl gedeihen; die Mehrzahl der Auswanderer wird indeß ruhigere Gegenden vorziehen. Reisefdauer und Kosten werden zu Gunsten Südbraisiens sprechen, da der Südostpassat die Fahrt sehr aufhält.

Die Vereinigten Staaten von Nordamerika so im Allgemeinen mit Südbraisiens vergleichen zu wollen, wäre ungerecht, da dieses Land bei ähnlicher Ausdehnung weit größere klimatische und lokale Unterschiede aufzuweisen hat, als irgend ein anderes. Es läßt sich daher im Allgemeinen nur sagen, daß Nordamerika des großen Vorzugs vor Südbraisiens und jedem anderen zur Ansiedelung geeigneten Lande genießt, schon Millionen Deutsche auf seinem Territorium zu zählen. Mit jeder einzelnen Familie, welche dorthin auswanderte, hängen durch Bande der Verwandtschaft, der Freundschaft, ja der bloßen Nachbarschaft wieder mehrere andere zusammen, welche ein Netz über ganz Deutschland bilden, so daß man in den ärmsten Dörfern des Speffarts, wie in den reichen Bauerhöfen der Marsch kein anderes Land so genau kennt, als Amerika, oder wenigstens zu kennen glaubt. Die Briefe der Vorausgegangenen ermuntern fast immer zur Nachfolge und, wohlgemerkt, nur wenige Auswanderer sind stark genug, die falsche Schaam über die Neue ihres Entschlusses zu unterbrücken und ehrlich und aufrichtig darüber in die Heimath zu berichten. Indessen vor 20, ja selbst noch vor 15 Jahren konnte man getrost die Auswanderungslustigen einladen, ihr Joch abzuwerfen und an den Segnungen freier Arbeit auf wohlfeilem Boden oder im goldenen Handwerk im gesegneten Amerika Theil zu nehmen.

Das hat sich nun trübselig verändert. In jenen Staaten der Ost- und Südküste, welche dem Einwanderer zunächst liegen, hat sich durch achtzigjährige, stets steigende Einwanderung und die sprüchwörtliche Fruchtbarkeit der germanischen Stämme die Bevölkerung der Quadratmeile auf eine den Zahlen europäischer Statistik nicht zu ferne stehende Ziffer erhoben. In ihrem Gefolge kamen Armuth, physische und sittliche Verkommenheit, und so finden wir in den Seestädten Amerika's eine Demoralisation und Verderbtheit der untern Klassen, gegen welche der Wschäum des Londoner, Pariser und selbst Konstantinopler Böbels in den Hintergrund tritt. Der anlangende Fremdling gilt als gute Brise für den schlauen Geldjäger, wenn er ihn nur überlistet oder übertölpeln kann.

Der Boden in diesen Staaten ist schon längst in Privatbesitz übergegangen und steht in unverhältnißmäßig hohem Preise, der einem Neuankommenden gegenüber noch mehr in die Höhe geschraubt wird. Das Handwerk ist an allen Orten überfüllt mit Leuten, die nach amerikanischer Art schlecht und schleuderisch arbeiten, da es nur ihnen darum zu thun ist, den Kunden gut aussehende Waar in der verlangten kurzen Frist zu anscheinend sehr billigem Preise zu liefern. Bei solchen Verhältnissen ist es nicht besonders merkwürdig, wenn der Einwanderer, der oft knapp die Passage nach einem der Häfen bestreiten konnte, um seine wenigen Habseligkeiten durch einen nichtswürdigen Loaser geprellt, sich schließlich der Bande von

Gefindel beigeſellt, welche die Straßen New-Yorks durch Garrottiren unſicher macht; wenn er mit ſeinen Plünderern Gemeinſchaft macht, um neu anlangende Opfer ebenfalls zu plündern, wenn ſein Weib oder ſeine Töchter in Bordellen und Kellervirthſchaften den viehiſchen Lüſten der höhern und niedern Klaſſen der Bevölkerung anheimfallen und das Delirium tremens, das Armenhaus, das Spital, das Gefängniß oder gar der Galgen, abgesehen von den Wirkungen des Bowiemessers und Revolvers, die Summe ſeiner Ausſichten für die Zukunft bilden.

Wer da glaubt, wir trügen zu grelle Farben auf, der leſe die Berichte der deutſchen Geſellſchaften, die amerikaniſchen Journale, die Erzählungen gewöhnlicher Reiſender ſowohl, als die Mittheilung bewährter Beobachter.

Aber es genügt das Faktum, daß im letzten Jahre über 12000 Einwanderer zurückgekehrt ſind voll Entſetzen über das Erlebte. Wie viele unter den dort gelandeten Hunderttauſenden mögen ihre Armuth bitterlich beweinen die ihnen eine gleiche Rückkehr unerbittlich verſagt?

Von den Städten und Staaten des Ostens und Südens wenden wir uns dem Innern zu, dem Westen, wie man es dort nennt. Wohl führen Eisenbahnen und Dampſſchiffe ſchnell in dieſe weitentlegenen Lande; aber der Transport auf ihnen, mag er noch ſo billig ſein, überſteigt, zu dem Preise der Seepaſſage hinzugerechnet, die Koſten einer Ueberfahrt von Deutschland nach Südbrasilien.

Er kömmt nun in ein Land, wo der urſprüngliche Minimalpreis für Regierungsland das Vierfache des gleichen Sazes in Brasilien beträgt. Aber überall, Kanſas vielleicht ausgenommen, haben Landſpekulanten die beſten Ländereien aufgekoſt und iſt dadurch der Preis für Land ein illuſoriſcher Poſten im Koſtenanſchlag des Einwanderers. Dort wo Grund und Boden wohlfeil ſind, mangelt es an Mitteln zum Abſatz der Produkte und die Strenge des Winters thut den Feldern bedeutenden Abbruch.

Während der Anſiedler in Südbrasilien eigentlich nur zwei Jahreszeiten trifft, Sommer und Frühling, die ihm geſtatten, von ſeinen Feldern in keinerlei unterbrochener Reihe immer neue Ernten zu ziehen, gefährdet der Froſt der Winter in der gemäßigten Zone oder die Glühhize amerikaniſcher Sommer den Ertrag der einzigen Pflanzung des Jahres.

Zu den klimatiſchen Beſchwerlichkeiten der Vereinigten Staaten, wo man das gelbe Fieber und die Cholera ebenfalls kennt, zählen aber in erſter Reihe die zahlreichen Fieber erſchöpfendſter Art, welche den Anſiedler in friſchgeklärtem Walde, an den Ufern der Flüſſe ſelten verſchonen und gehen wir auch trotz namhafter Zeugen nicht ſo weit, zu behaupten, daß der Einwanderer nie die Früchte ſeiner Arbeit zu genießen im Stande ſein wird, ſo ſprechen doch viele traurige Beweiſe für die annähernde Wahrſcheinlichkeit dieſer Annahme.

Zu all dieſen Annehmlichkeiten, welche Amerika dem Einwanderer in Ausſicht ſtellt, geſellt ſich der Umſtand, daß der Deutſche faſt mehr als jeder andere Fremde ein beinahe verachtetes Element der Geſellſchaft iſt, um welches der hochmüthige Native ſich nur zur Zeit der Wahlen bekümmert.

Auch dies wird sich ändern; denn schon jetzt sind die Englischredenden in Besorgniß, sich die Herrschaft aus den Händen gewunden zu sehen und Maßregeln, wie die Verleihung der Naturalisation erst nach 21jährigem Aufenthalte in der Union, mögen wohl noch manchmal im Congresse abgelehnt, aber müssen nach wenigen Jahren angenommen werden, wenn man nicht den freiwilligen Verzicht auf die Oberhand von Seiten des angelsächsischen Elementes voraussetzen will.

Daß solche und noch weit ärgere Dinge, als Katholikenverfolgungen und politische Nordbrennereien in unseren Tagen im bis dahin gefeierten Amerika und zwar unter der Hegide des Nativismus vor sich gehen konnten, hat gar manchem blinden Verehrer der Vereinigten Staaten die Augen geöffnet und glücklich diejenigen, welche die Zeichen der Zeit nicht unbeachtet lassen!

Nach dieser gedrängten, allerdings nicht schmeichelhaften, aber auf die besten Quellen basirten Schilderung der Union resumiren wir die Vorzüge Nordamerikas und finden nur zwei relative:

1. Findet der Einwanderer Millionen Landsleute und speziell einige Verwandte oder Bekannte aus seinem Heimathsdorfe, die ihm überdies schon lange vorher über Amerika berichtet hatten.

2. Ist die Passage nach einem der Seehäfen Nordamerikas um ein Viertel bis ein Drittel geringer, als nach einem südbrasilianischen Hafen.

Dagegen führen wir an, daß es eben kein Glück zu nennen sei, Millionen von Landsleuten zu begegnen, deren größerer Theil sich seiner Rationalität geradezu schämt. Der Einwanderer hat sich heutzutage vor Niemandem mehr als vor Deutschen zu hüten, da Viele von ihnen es zum Gewerbe machen, die Treuherzigkeit und Unerfahrenheit ihrer Landsleute auf die schändlichste Weise auszubenten. Endlich wird er am häufigsten die schriftlichen Mittheilungen seiner vorausgegangenen Freunde unwahr und diese selbst nur zu oft im Glende finden.

Wie illusorisch endlich die Wohlfeilheit der Passage, haben wir bereits dargethan, da die Reisekosten ins Innere, wo allein dem ackerbauenden Deutschen eine Zukunft blüht, den Unterschied in den Ueberfahrtspreisen nach Südbrazilien ausgleichen, wo in den Küstenstrichen noch reichlich für Hunderttausende unserer Landsleute herrliches Land zu finden ist.

Wir kommen jetzt zu den Ländern der spanisch-indischen Race. Bei der inneren Zerrissenheit Mexico's, so wie bei seiner klimatischen Unangemessenheit haben sich diesem Lande fast gar keine Auswanderer zugewandt, ebensowenig als den übrigen centralamerikanischen Staaten, mit alleiniger Ausnahme von Costa Rica.

Diese kleine Musterrepublik, das Schooskind der Herren von Bülow, G. Scherzer und der A. A. Ztg. hat besonders durch die Bestrebungen des Ersteren einige Auswanderer anzuziehen vermocht. Die Colonie von Angostura ist der Beweis hiefür. Nach allem, was wir darüber hören konnten, erfreut sich Costa Rica allerdings lebenswürdiger Einwohner, eines ungemein fruchtbaren Bodens und eines köstlichen Klimas. Indessen leidet es so sehr an Mangel aller wohlfeilen Transportmittel, daß der Ansiedler nur sehr beschränkte Märkte für seinen Absatz findet.

Der Lage der Dinge nach mögen noch manche Familien all dort sich ansiedeln und ein bescheidenes Wohlleben in köstlicher Abgeschlossenheit hinführen, aber zum Ziele einer einigermaßen ausgedehnten Einwanderung paßt das Ländchen schon aus räumlichen Gründen nicht.

Je weniger gesucht die mittelamerikanischen Republiken sind, desto eifriger treten die südamerikanischen auf den Auswanderermarkt, um zu werben.

Peru hat neuerer Zeit mehrmals die Aufmerksamkeit der deutschen Auswanderer auf sich gezogen; zuerst durch die Anwerbung von Rutschern, Bedienten, Gärtnern u. durch Herrn Ridolfo und dann durch die Kolonisationsprojekte des Herrn Damian von Schütz. Peru in seiner Gesamtheit betrachtet dürfte bei seiner ganz innerhalb der Tropen befindlichen Lage und der großen Trockenheit seines Klimas für deutsche Einwanderer wenig Günstiges bieten. Dies hat Herr Schütz sehr richtig eingesehen und deshalb zur Gründung einer Kolonie die Gebirgsplateaus im Quellengebiet des Amazonenstromes gewählt, die bei ihrer bedeutenden Erhebung über das Niveau des Meeres, reichlichen Bewaldung und Ueberfluß an Wasser allerdings für eine Niederlassung besonders eignen. Auch beabsichtigt die Regierung für's Erste keineswegs den Strom der deutschen Auswanderung dahin zu ziehen, da sie sehr wohl weiß, daß die Auswanderer schwerlich geneigt sein dürften, eine so langwierige und kostspielige Reise aus eigenen Mitteln zu unternehmen. Sie sucht vorerst einen Stamm für künftige weiße Bevölkerungen mit großen Geldopfern zu gründen und jene Gegenden in den Kreis der Zivilisation zu ziehen, indem sie gänzlich unbemittelten arbeitsfähigen Leuten die Mittel zur Land- und Seereise, wie zur Niederlassung auf lange Zahlungsstermine hin vorschießt, allerdings die einzig mögliche Art überhaupt Jemanden zu bewegen, sich in diesen Gegenden, fern von jedem Absage, anzusiedeln. Jedenfalls wird dieses sehr kostspielige Experiment Peru's Südbrafilien keine irgendwie gefährliche Konkurrenz machen.

Ein weit gefährlicherer Nebenbuhler hingegen wäre Chile, besonders dessen Provinzen Valdivia und Chiloë. Ein reiches gut bewässertes Land, günstige Bodenbeschaffenheit, schiffbare Ströme, wohlfeile Kaufbedingungen, angenehmes Klima erwarten den Einwanderer in diesem Staate, der sehr viel Aehnlichkeit mit Südbrafilien aufzuweisen hat. Selbst die manchmal verheerend auftretenden Erdbeben würden kaum im Stande sein, besondere Abneigung gegen Chile hervorzurufen, nur die wenigstens doppelt so lange und kostspielige Reise ist es, weshalb Chile für's Erste, so lange es ein ebenso günstig gestelltes und um so viel näher gelegenes Land, wie Südbrafilien gibt, noch wenig Einwanderer anziehen dürfte.

Die argentinischen Republiken endlich, par excellence die Platastaaten genannt, ist man nur zu geneigt, so darzustellen, als ob sie Südbrafilien bedeutend vorzuziehen wären. Man spricht von ihrem Reichtum an fruchtbarem Boden und schiffbaren Flüssen, die im Gegensatz zu den brafilianischen Strömen Hunderte von Meilen aufwärts von den größten Seeschiffen befahren werden können. Man preist ihr gemäßigtes Klima und noch eine Menge Dinge, welche nur beweisen, daß der Lobspender

weder jene Länder selbst, ja auch nur eine Karte derselben studirt hat. Es sind in den Laplapastaaten, besonders in jenen an dem Fuße der Anden reiche Ländereien im Ueberflusse vorhanden und kommen solche auch hie und da an einzelnen Flüssen vor.

Im Allgemeinen aber herrschen die Pampas vor, eine baum- und wasserlose Graswüste, welche schon Alexander v. Humboldt so treffend als abschreckend gezeichnet hat. Diese Pampas beginnen bereits in den Küstendistricten und die Ufer des La Plata sind so weit das Auge reicht, weite, weite Strecken hindurch traurige Sandebenen mit fahlem Graswuchs, hie und da Distelwälder tragend. Wollten also Einwanderer fruchtbares, ihnen zusagendes Land erreichen, so haben sie eine Flußreise durchzumachen, welche an Dauer der Seereise wenig nachgeben dürfte; die Kosten ihrer Reise würden sich also verhältnißmäßig erhöhen, abgesehen davon, daß Sta. Catharina ohnehin schon früher zu erreichen ist, als die 150 Meilen südlicher liegende Mündung des La Plata.

Daß wir von der Debe der Pampas nicht zu wenig sagen, mag daraus einleuchten, daß in jenen Gegenden, ja sogar in den ärmeren Häusern der Städte Montevideo und Buenos Ayres die getrockneten Excremente des Viehs als einziges Feuermaterial vorkommen.

Was das Klima der argentinischen Republiken betrifft, so wird man uns wohl auf das Wort glauben, daß die Sonnengluth auf den weiten schattenlosen Ebenen der Pampas weit empfindlicher sei, als in den schattigen, quellenreichen Waldbergen Südbrasilien und wer je die Macht und Wuth eines Pamperosturmes erfahren, wird nicht viel von den klimatischen Annehmlichkeiten jener Gegenden zu rühmen wissen.

Ueberdies müssen wir eingestehen, daß weder Eigenthum noch Leben der Ansiedler in beneidenswerther Sicherheit sich befinde. Außer den niemals endenden Revolutionen und Bürgerkriegen, um derentwillen die spanisch-indische-Race einen fatalen Auferrungen, leben in den Pampas genug Storden und unabhängige Ganz- und Halb-Indianer, die gleich den Comanches in Texas und Mexiko Tag und Nacht zu Pferde nach allen Richtungen hin Plünderung, Raub und Mord verbreiten.

Wer wollte solche Zustände den geordneten Südbrasilien vorziehen.

Nun zum Schlusse noch die Bemerkung: Wir wollen mit unseren Urtheilen über alle im Vorhergehenden besprochenen Länder nicht sagen, daß wir selbe für unfähig hielten, dem Einwanderer Gedeihen zu verbürgen. Im Gegentheil überall, wo der Boden einigermaßen fruchtbar ist und wo die Bevölkerung so dünn gesäet ist, kann jedem thätigen, fleißigen Manne sein Fortkommen verbürgt werden. Was wir bezwecken, ist einzig und allein der Beweis, daß Südbrasilien unter allen diesen Ländern und Staaten die meisten Garantien für das Gedeihen des Einwanderers, so wie die wenigsten Schattenseiten bietet und haben wir dieses Ziel erreicht, unsere eigene feste Ueberzeugung in die Brust Anderer übertragen, so erachten wir unsere Arbeit für eine segensreiche und unsere Mühe für belohnt.

XI. Abschnitt.

Rathgeber für Auswanderer.

Auswandern! — Ein inhaltsschweres Wort, eine noch gewichtigere That. Sich trennen für ewig von Allem, was man lieb gewonnen hat in der ganzen Zeit des Daseins, durch die ganze Vergangenheit einen Strich machen und das Leben von neuem beginnen; neue, fremde, der Zunge ungewohnte Töne sich aneignen müssen; statt der altgewohnten Regelmäßigkeit der Jahres- und Tageszeiten eine neue umgekehrte Ordnung, fremdartig schmeckende Gewächse statt der heimischen Gerichte; andere Pflanzen, andere Aernten, andere Häuser, andere Gebräuche und Sitten; sich den Unannehmlichkeiten einer langen Reise zur See aussetzen, auf derselben See, welche die meisten Auswanderer nie gesehen haben und nur zu oft für ein Märchen zu halten geneigt waren; — führt man all dies prüfend an seinem Geiste vorüber, würde es wohl Jemand Wunder nehmen, wenn Niemand auswandern wollte und Amerika bis zur Stunde ein ödes Land wäre, getheilt zwischen Indianerstämmen der rohesten Gattung? —

Aber dem ist nicht so; der Norden Amerikas wetteifert an Glanz und Reichthum, in Industrie, Ackerbau und Literatur mit dem alten Europa. Selbst in den heißesten Tropenländern, wie im milderen Süden finden wir die unvertilgbaren Spuren europäischer Kultur, dahingetragen von Millionen Auswanderern, die alle ungewisserem Schicksale entgegengingen, als die Auswanderer von heutzutage.

Und noch jetzt strömen unabsehbare Züge von Emigranten den fernen und fernsten Küsten zu, die Abschiedsthräne im Auge, die Hoffnung, nur zu häufig Illusionen, im Herzen; und es sind nicht die vollstädtige, thatenlustige Jugend, oder die von Glücksgütern gänzlich Entblößten allein mehr, sondern das sorgliche Alter mit den reichen Erinnerungen, der im mäßigen Wohlstand Lebende, ja die so sehr an der Scholle klebenden Frauen selbst wenden den fremden Gestaden sich zu.

Es ist hier nicht der Ort, die Gründe zu untersuchen, welche eine

anscheinend so widernatürliche Erscheinung hervorrufen; wir haben nur die Thatsache zu constatiren, mag sie nun von Druck verschiedener Art, Meinungsverschiedenheiten in Politik oder Glauben, Erschwerung des Lebensunterhaltes, verunglückten Speculationen oder von was sonst immer herühren.

Die Thatsache nun ist, daß jährlich Tausende und Tausende aller Nationen ihr Vaterland verlassen, um sich anderswo eine neue Heimath zu gründen.

Zu dieser Anzahl stellt Deutschland nächst Irland das reichste Contingent und zwar wächst die Lust hiezu von Jahr zu Jahr. Wir haben schon in der Vorrede uns gegen die Meinung verwahrt, als forderten wir zum Auswandern auf; wir halten im Gegentheil die Auswanderung für ein großes Uebel, wozu nur ein noch größeres drohendes oder schon eingetretenes Uebel sollte bewegen können. Ist aber dieser Fall wirklich vorhanden, so wünschen wir vor allem, daß die Auswanderer zu ihrem eigenen Heile Südbrazilien zum Ziele ihrer Unternehmung wählen. Solchergehalt Entschlossene in ihrem Vorhaben möglichst zu unterstützen, möge dieser Abschnitt dienen. Wir besprechen darin zuvörderst, wer eigentlich auswandern soll und knüpfen dann hieran unsere Rathschläge für den Auswanderer in Betreff seiner Vorbereitungen vor und zu der Reise, so wie seines Verhaltens während derselben und nach seiner Ankunft.

1. Wer soll nach Südbrazilien auswandern?

Abgesehen von allen Veranlassungen politischer Natur oder aus drohender oder bereits eingetretener Verarmung, beantworten wir diese Frage dahin, daß jeder gesunde, rüstige, arbeitslustige Mensch, der noch nicht 30 Jahre überschritten, gleichviel männlichen oder weiblichen Geschlechts, gestrost dahin auswandern kann, da es im weiten Lande nicht an Arbeit und reichlichem Verdienst, wohl aber an Arbeitslustigen mangelt.

Älteren Personen ist diese Auswanderung nur anzurathen, wenn sie Familie haben, da sie in solchem Alter sonst zu viel an Heimweh und daher an Mißmuth und Unzufriedenheit leiden würden. Wir machen dabei jeden Auswanderer gewissenhaft aufmerksam, wie er, den Fall angenommen, daß er in ganz jungen Jahren ins Land gekommen, sich selbst im höchsten Wohlstand und materieller Glückseligkeit doch selten ganz heimlich in fremden Lande fühlen wird. —

Jeder Auswanderer, der in welcher Branche immer sich in Brazilien einen bleibenden Hausstand zu gründen beabsichtigt, sollte sich ein Weib aus Deutschland mitbringen; das wird ihm seine Niederlassung wesentlich erleichtern, ihn schneller über die erste ungewohnte Zeit der Mühseligkeit, Entbehrungen und Acclimatisirung hinwegbringen und ihm ein treuerer, thätigerer und unentbehrlicherer Gehülfe sein, als zwanzig bezahlte Tagelöhner.

Darum mögen jene Bursche, welchen die Gemeinden der Heimath die

Heirath aus Armuthsgründen verweigern, getrost ihre Mädchen mit sich nach Brasilien führen, wo beide statt als Last, von jeder Gemeinde freudig als werthvoller Zuschuß begrüßt werden. Wer nicht Mittel genug zur Bezahlung des Passagiergeldes hat, der kann von dem einen oder anderen Kolonisations-Unternehmer Vorschüsse erhalten.

Ueberhaupt ist für den Auswanderer eine zahlreiche Familie ein großes Glück; je mehr Hände, desto reicher der Verdienst und selbst das sechsjährige Kind, wie die 70jährige Großmutter sind im Stande verhältnißmäßig bedeutend zum Wohlstande der Familie beizutragen. Deshalb suche der Auswanderer alle Mitglieder seines Hauses mitzunehmen und sollte ihm nach bezahlter Ueberfahrt auch wenig oder nichts in der Tasche bleiben, so hat er doch alle seine Lieben um sich, denen es keinen Tag an Arbeit, also auch nicht an Brod gebrechen wird.

Den hauptsächlichsten Vortheil von der Auswanderung hat natürlich erst die folgende Generation, d. h. die im Lande geborenen Kinder der Emigranten; sie sind dann Kinder des Landes, an dem ihr Herz ungetheilt hängt, Erben der fruchtbaren Bemühungen ihrer Eltern, welche sie noch tausendfach in ihren Gräbern ihres Entschlusses zur Auswanderung wegen zu segnen alle Ursache haben werden.

Kränkliche, verkrüppelte Leute, oder solche von zerrüttetem Geiste sollten aber in keinem Falle je zur Auswanderung veranlaßt werden; ausgenommen sie sind Mitglieder einer im Ganzen auswandernden Familie, die sich gerne ihrer Pflege unterzieht.

Ebensowenig ist Brasilien ein Land, wo moralisch verkommene Leute gebessert werden könnten. Die große Freiheit in den Bewegungen, die Leichtigkeit des Gewinnstes, sowie andere Gründe mehr lassen dem Betrug und ähnlichen Verbrechen freieren Spielraum und bald wird aus dem moralisch bloß Verkommenen ein hartgesottener Verbrecher.

Unter Denen, welchen wir die Auswanderung unbedingt anrathen, nimmt der Bauer den ersten Rang unbestritten ein; noch auf viele Jahrzehnte hinaus wird er diesen Rang behaupten, denn auf seinen Schultern fast ganz allein beruht des Landes Wohlfahrt und künftige Größe. Die Wohlfeilheit und unerschöpfliche Fruchtbarkeit des Bodens verheißen ihm nicht bloß Wohlstand, sondern im wörtlichsten Sinne Reichthümer, insofern ein Baarbesitz von 30,000—40,000 Thalern nebst einem schönen Gute, binnen 20 Jahren erworben, bei einem Menschen Reichthum genannt werden kann, dessen ganzes Anlage-Kapital in zwei gesunden Häuten bestand. Die Beweise hiefür liefert San Leopoldo.

Dem Bauer zunächst stehen Holz- und Erdarbeiter, da diese den zwei ersten Erfordernissen eines Landmannes in Brasilien entsprechen, indem das Ausrotten des Waldes, sowie das Umgraben der Erde die ganze Weisheit des Ackerbaues, deren derselbe für die erste Zeit bedarf, dort zu Lande bildet. Die Arbeiten der Bauern und Holzfäller, sowie Dammgräber sind darin einander gleich, daß man die von der europäischen so verschiedene brasilianische Landwirthschaft ganz neu erlernen muß.

Dem sei, wie immer, auf Staats-, Privat- und Barcerie-Kolonien sind diese Klassen Leute die gesuchtesten, und jeder Grundbesitzer wird ihnen, wenn sie sich keiner der bestehenden Kolonien anschließen wollen und nicht die Mittel zu einer selbstständigen Niederlassung besitzen, gerne reichlich lohnende Arbeit zuweisen.

Der gewöhnliche Lohn für Feldarbeiter, welche die brasilianische Art der Arbeit bereits inne haben, beträgt in San Leopoldo und Santa Cruz außer der Kost von Fleisch dreimal des Tages durchschnittlich 2 Patakas = 16 Sgr. pr. Tag oder 12—13 \$ rs. pr. Monat; halbgewachsene Knaben verdienen 1—1½ Patakas täglich; Mägde, welche aber für die Feldarbeit sehr selten zu haben sind, bei 10—12 \$ rs. monatlich. In Sta. Catharina, laut Dr. Blumenau, verdient schon ein Junge 6—8 \$ rs., ein erwachsener Arbeiter bis 24 \$ rs. Die Arbeiter essen am Tische der Herrschaft und bekommen außer der erwähnten kräftigen Kost Morgens und Abends Kaffee oder Maté.

Zur Kategorie der Bauern und aller dahin einschlagenden Arbeiter zählen wir aber auch alle Jene, welche den ernstlichen Willen und die nöthige Kraft sammt der Ausdauer besitzen, in Brasilien Bauer zu werden. Man stelle sich indeß dies nicht so leicht vor. Die Bäume sind gar harten Holzes und mächtiger Dicke und der Arm wird gar oft unter der ungewohnten Wucht der Art erlahmen. Besitzt aber ein solcher Anfänger im Bäuerlichen genug Kraft der Seele, so wird sie bald den Arm stärken und sein Muth mit jedem stürzenden Walddriesen bedeutend wachsen.

Was wir bis jetzt sagten, gilt nur von den gänzlich Unbemittelten. Der mit Mitteln gesegnete Auswanderer wird sich jeden seiner Schritte durch die Macht des Geldes wesentlich erleichtern, doch soll auch er immerhin mehr auf seine eigenen kräftigen Arme rechnen, als auf die von Tagelöhnern, welche oft selten genug zu haben sind.

Nach den Landleuten haben Handwerker den meisten Erfolg in Brasilien zu hoffen, und zwar, wenn sie nicht von besonderer Geschicklichkeit in ihrem Fache sind, je tiefer sie in das Innere des Landes ziehen, da die Hauptstädte und die Niederlassungen an den Seeküsten meist schon eine genügende Anzahl der nothwendigsten Handwerker besitzen.

Indeß wollen wir die wichtigeren Fächer mehr im Einzelnen besprechen.

1. Anstreicher, Zimmermaler oder, wie man in manchen Gegenden Deutschlands zu sagen pflegt, Weißbinder finden in den größeren Städten reichlichen Verdienst; man verlangt von ihnen Mannigfaltigkeit der Schablonen und liebt besonders das Marmoriren. Lackiren und mit Oelfarben umzugehen muß er verstehen, da in Brasilien besonders die Landhäuser von außen bemalt werden und die Malerei allen Unbilden der Witterung preisgegeben ist. Ein guter und geschickter Arbeiter kann wohl einen spanischen Thaler oder zwei Milreis pr. Tag und im Afforde noch mehr verdienen.

2. Bäcker finden in allen Städten, selbst des Innern, lohnende Beschäftigung. Der Brasilianer ist zwar an den Gebrauch des Mandioccamehls an Brodes statt gewöhnt, indeß zieht er letzteres doch vor, wenn er

es gut und nicht zu theuer bekommen kann. Indessen wird nur Weizenmehl zu Brod backen. Die Deutschen in San Leopoldo und Porto Alegre jedoch backen auch Roggenbrot, Maishbrot, Brod aus Mais und Weizen und in Dona Francisca und Blumenau auch Brod aus Mais, Mandioca = und etwas Weizenmehl. Des Bäckers Aufgabe bei der freien Concurrenz ist daher, das bestmögliche Gebäck zu liefern, sich mehr mit dem Luxusbackwerk zu beschäftigen und dem Conditor in's Handwerk zu pfuschen, was bei der großen Genähsigkeit der Brasilianer sehr einträglich ist. Da Hefe im Lande nicht zu haben ist, muß der Bäcker auf möglichst wirksame Surrogate bedacht sein. Der Bäcker braucht kein größeres Kapital, als er zur Erbauung eines leidlichen Backofens und zur Beschaffung einiger Fässer Mehl, die man ihm übrigens auch kreditiren würde, bedarf.

Das Bäckergewerbe ist auch hier im Lande, wo jeder Zunftzwang mangelt, ein ganz gedeihliches.

3. Barbieri. Es werden zwar wenig Barbieri aus Deutschland auswandern; indeß werden diese Wenigen, wenn sie nothdürftig Wundärzte sind, aber auch nur dann, ihr gutes Auskommen finden.

4. Bierbrauer dürften unserer Meinung nach in Rio grande gute Geschäfte machen, da die Gerste hier sehr schön gedeiht und von den Deutschen in Ermangelung guten heimischen Bieres viel englisches Ale und auch Porter trotz des hohen Preises von 960 rs. bis 1 \$ rs. consumirt wird. Der Brauer müßte jedoch ein kleines Kapital mitbringen, um einen Keller und die nöthigsten Brauerei-Einrichtungen herstellen zu können. Wir müssen aber ganz besonders bemerken, daß wir hierunter keine Anlage, wie sie selbst in den kleinsten deutschen Brauereien besteht, meinen, sondern in Südbrasilien, beim Mangel einer gewichtigen Konkurrenz, thun es für's Erste Nothbehelfe. Dies gilt aber nicht allein vom Bierbrauen, sondern von jeder gewerblichen Anlage im Allgemeinen.

5. Böttcher oder Küfer. Der Faßbedarf des Landes ist bei den vielen Spirituosen, welche daselbst, besonders beim Zuckerrohrbau, erzeugt werden, ziemlich bedeutend. Bis jetzt hat man in Ermangelung von Böttchern die aus Portugal kommenden Weinfässer hiezu verwendet. Indes hat seit der großen Traubenkrankheit die Einfuhr von Wein, also auch von Fässern, aus Portugal abgenommen. Ferner wünscht jedes anständige Haus die Kürbisflaschen und Gamellen durch ordentliche Gefäße zu ersetzen, so daß Böttcher, wie Küfer reichlichen Verdienst erzielen müssen.

Wir bemerken hiezu, daß man verschiedener Ursachen wegen genöthigt ist, bei allen gebundenen Gefäßen statt der hölzernen eiserne oder kupferne Reife anzuwenden.

6. Branntweinbrenner und Destillateure. Diesen ist ein weites Feld des Gewinnstes und der Arbeit geöffnet. Außer den verschiedensten Obst- und anderen Fruchtforten, worunter das Zuckerrohr für ihn den ersten Rang hat, welche dem Brenner vorzüglichen Stoff liefern, findet besonders der Destillateur zur Gewinnung aller Gattungen ätherischer Oele die reichsten Elemente. Bedenkt man nur die Millionen Orangen, Limas und Citronen, welche alljährlich in kleinen Fazendas unbenutzt verfaulen,

die wohlriechendsten Blumen aller Art u., so wird das Jedermann klar. — Der Branntweinbrenner muß sich mit einem Vorrathe von Wein- und Wachholderöl versehen, um dem jungen Rum den Geschmack von Genever oder Cognac verleihen zu können, die, zumal in den Hafenstädten, gesucht und bezahlt sind.

7. Bürstenbinder müssen ihr gutes Fortkommen finden, da Reisstroh und Schweineborsten sehr wohlfeil sind, während die Bürsten hoch im Preise stehen.

8. Cigarrenmacher. In der Provinz Rio grande bestehen oder bestanden mehrere derlei Fabriken, wo nach dem Tausend bezahlt wird, so daß ein guter und ziemlich fleißiger Arbeiter außer Kost und Wohnung wöchentlich 5—6 spanische Thaler verdienen konnte. Der Taback ist jedoch noch zu theuer, um das Cigarrenmachen auf eigene Faust ohne einiges Kapital anzurathen. Wer aber den Taback selbst baut, sollte versuchen, Cigarrenmacher zu engagiren, was sicherlich rentabel wäre. Außer den gewöhnlichen Cigarren, welche Charutos heißen, hat man noch Cigarren aus fein geschnittenem Rollen- oder rohem Taback, welcher in die feinen innern Blätter der Maiskolben in Form der Papiercigarritos eingerollt wird; diese heißen Cigarritos.

9. Conditoren oder Zuckerbäcker. Diese müssen besonders Bliqueur zu bereiten verstehen. Wir machen sie aufmerksam, daß in Brasilien nur Schweinefett zu dem Backwerk verwandt wird. Theegebäck wird sehr gesucht. Verstehen sie zugleich die Chocoladefabrikation, so werden sie noch bessere Geschäfte machen. In den Hauptstädten dürfte die Eisbereitung sich sehr lohnen, obgleich das Eis hiezu aus Nordamerika bezogen werden muß, was übrigens um so leichter ist, als der nordische Winter mit dem brasilianischen Sommer zusammenfällt.

10. Drechsler finden im Ganzen wenig Beschäftigung, und müssen überdies sowohl in Holz, als in Knochen und Metall zu arbeiten verstehen.

11. Färber. Diese machen vorzügliche Geschäfte, was der Wohlfeilheit des Indigo und vieler anderer einheimischer Färbestoffe, sowie der geringen Konkurrenz zuzuschreiben ist.

12. Fleischer müssen zu gleicher Zeit Viehhändler oder Viehzüchter sein und können der Natur der Sache nach nur an Orten großen Fleischconsums prosperiren. Bis vor Kurzem wurden in den Sübprovinzen Schweine nicht ausgeschlachtet und nur wenige und schlechte Würste zum Verkauf gebracht. Die vielen Schlachter der deutschen Truppe haben in Rio grande wenigstens diesen Erwerbszweig in Flor und Geltung gebracht. Indes hat man das Einsalzen, wie Räuchern des Fleisches noch nicht ermöglicht. Bei Schinken z. B. müssen, bevor sie in den Rauch kommen, vorerst alle Knochen ausgelöst werden.

13. Gerber. Obgleich es deren in Rio grande, wie auf dem Hochlande eine große Anzahl giebt, wird doch bei der Menge von jährlich auf den Markt gebrachten Häuten, den schlechten Produkten der bis jetzt beschäftigten Gerbereien und der großen Nachfrage tüchtigen Gerbern noch reichlicher Lohn zu verheißen sein. Indessen werden Nothgerber mehr ge-

sucht, als Weißgerber. Gerbestoff liefern die Mangabüsch, der Cabriuba, Carvalho, Pinheiro, Araça zc. Der Kalk ist sehr theuer und schlecht. Mit jeder Gerberei sollte wo möglich ein Sattlergewerbe oder eine Lederlacksfabrik im Kleinen vereinigt sein.

14. Glaser sind sehr wenige im Lande, Glashütten gar keine, obgleich die Fichtenwäldungen mit dem Kiegsandboden und ihrem reichen Holzbestande die besten Elemente hiezu liefern und der auf Glas gesetzte hohe Eingangszoll als wirksamer Schutz gegen ausländische Konkurrenz dienen würde. Auch verschwinden in den Städten mit großer Schnelligkeit die hölzernen Fensterläden und Thürgitter, um ordentlichen Glasscheiben Platz zu machen, gleichwie die Blechgefäße gläsernen weichen. Es beginnt also jetzt für Glasfabrikanten, wie für Glaser eine goldene Aera.

15. Hutmacher erzielen in den größeren Städten reichlichen Verdienst. Indes machen in den drei Provinzen die breitrandigen, niedrigen Hüte, Sombreros, den Hauptartikel aus, obgleich Cylinder ebenfalls viel getragen werden. Das Material, wenigstens für die erste Zeit, wäre aber mitzubringen, was um so leichter geschehen kann, als es kein besonderes Volumen einnimmt.

16. Klempner. Dieses Gewerbe verlangt sehr geringes Kapital und ist sehr einträglich, da man der vielen fressenden Insekten, sowie des Seetransportes wegen die Gefäße von Blech allen anderen Gefäßen vorzieht. So hat man Koffer, Badewannen, Küchengeräthe zc. alles von Blech. Ist der Mann in feinerer Arbeit geschickt und versteht er sich auf das Lackiren oder gar auf die Konstruktion feinerer Lampen, so ist ihm ein schnelles Gedeihen mit Gewißheit zu prophezeien.

17. Kupferschmiede müßten zugleich Roth- und Gelbgießer sein und außer dem vollständigen Handwerkszeug auch noch Kupferplatten zur Anfertigung von Blasen und Kesseln mitbringen, da es sonst nur über Rio de Janeiro und von da bedeutend theurer zu beziehen wäre. Es ist gar nicht zu zweifeln an der Prosperität dieses Handwerks, besonders in Sta. Catharina und Paraná, wo die vielen Zuckerrohranlagen eine bedeutende Consumtion in den Kupferartikeln herbeiführen. Nach Dr. Blumenau wird in Sta. Catharina das Pfund Kupfer in einfachen Kesseln 800—900 Reis = 20—22½ Sgr. kosten.

Auch wäre es gut, wenn der Auswanderer sich mit einem Kupferhammer in Deutschland, nahe einem Nordseehafen, in Geschäftsverbindung setzte.

18. Mühlenbauer, wie überhaupt praktisch durchgebildete Techniker sind in ganz Brasilien noch selten und dürfen eines sehr guten Fortkommens sich versichert halten. Getraidemühlen hat man noch wenige, da, wie unsern Lesern noch aus dem III. Abschnitt erinnerlich sein wird, wenig anderes Getreide als Mais gebaut wird. Indessen auf dem Hochlande von Coritiba und in Rio grande bei Sta. Cruz dürfte man solcher Mühlen bereits benöthigt sein. Im Flachlande und an der Küste werden besonders Zuckermühlen, Sägemühlen, Reis- und Oelstampfen außer den Maismühlen gebaut, und zwar in solcher Menge, daß noch tüchtige Mühlenbauer genug

ihr reichliches Brod dabei finden werden. Es ist indeß gut, wenn der Mühlenbauer die Art selbst zu führen versteht; von sonstigen Kenntnissen wollen wir das Vortelliren hervorheben, sowie die Kenntniß der Einrichtung von Windmühlen.

Der Mühlenbauer wird gut daran thun, sein Handwerkszeug mitzubringen, sowie eine Maschine zum Abdrehen der Zuckerquetschwalzen, welche meist aus dem härtesten Holze, Eibe, und in der Dicke von 1 bis 2 Fuß hergestellt werden.

19. Müller und Kaminfeger, man verzeihe uns diese Zusammenstellung, sind gleich unnütz dort zu Lande. Wer sich eine Mühle bauen läßt, betreibt sie selbst, und nur wenn der Müller zugleich Mühlenbauer ist, kann er in doppelter Eigenschaft zur Geltung kommen. Die Kaminfeger aber sind unnütz, weil im ganzen Lande kein Kamin, geschweige denn ein Rauchfang anzutreffen ist.

20. Papiermüller und Papierfärber. Auf diese kann in ihrer Eigenschaft als Handwerker keine Rücksicht genommen werden; als Fabrikanten aber findet auf sie das Folgende über Fabrikanten seine volle Anwendung.

21. Sattler, Taschner oder Beutler, Riemer sind in Sta Catharina und Paraná bereits einige, in Rio grande ziemlich viele, die alle ihr gutes Brod finden. Gesellen finden daher leicht Arbeit. Uebrigens sind diese Gewerbe zu Einem und außerdem gewöhnlich noch mit einer Gerberei verbunden. Aber nur in den größeren Orten sind Sattler etablirt.

22. Schmiede, Schlosser und Maschinenbauer, auch meist zu Einem Gewerbe vereinigt, erzielen recht guten Verdienst; hier können Gesellen immer Unterkommen finden, da Sklaven sehr selten zu diesen Arbeiten verwendet werden. Dies Gewerbe hat aber eine starke Konkurrenz zu bestehen, welche die deutschen und englischen Fabrikwaaren ihm machen.

23. Schneider, wie Schuster kommen überall fort und mit einiger Sparsamkeit vermögen sie sich bald etwas zurückzulegen. Der Macherlohn bei den Schneidern ist oft unerschwinglich theuer und das Schuhzeug, besonders das lackirte, in den Städten trägt man kaum anderes, spottschlecht. Es sind dies die Haupthandwerke, nächst Maurern, Zimmerleuten und Tischlern, wozu Sklaven verwendet werden, weshalb Gesellen wenig Unterkommen finden oder vielmehr fänden.

24. Seifensieder und Lichtzieher, wenn sie bloß diesem Geschäfte sich widmen wollen, finden in ordinären Seifen und Lichtern starke Concurrenz durch die Charqueaden; dort aber werden tüchtige Arbeiter leicht Unterkommen finden. Um sich als Seifensieder zu setzen, müßte man feinere Artikel fabriziren können und dazu ist einiges Vermögen nothwendig. Wer indeß dies Geschäft nebenbei betreibt, wird es nicht bereuen einen Formentisch zu besitzen und wäre es nur, um die Lichter für den Hausgebrauch besser und wohlfeiler herzustellen.

Asche bekömmt man sehr billig, eigentlich umsonst, dagegen ist Kalk theuer. —

25. Stellmacher oder Wagner; auf San Leopoldo können noch

manche ihr reichliches Brot verdienen, noch mehr aber, wenn einmal die Straßen von dem Hochlande nach Blumenau und Dona Francisca geöffnet sein werden.

26. Tischler giebt es in den Städten Rio grande's die schwere Menge, auch in Sta. Catharina genügend. Jedoch darf man annehmen, daß sie ihr Auskommen haben. Wie schon erwähnt, werden in diesem Handwerk viele Sklaven beschäftigt. Ein großer Nachtheil für den Tischler ist, daß es keine Fourniermühlen giebt.

27. Töpfer, welche Steingutwaaren, dann die großen thönernen Wasserkrüge von 1—2 Eimern Gehalt so wie Dachpfannen zu brennen verstehen, werden gute, ja sehr gute Geschäfte machen.

28. Uhrmacher machen hauptsächlich durch Reparaturen sowie durch den Verkauf einfacher, silberner Uhren gutes Geschäft.

29. Ziegelbrenner, wenn selbe hinreichende Mittel besitzen ein eigenes Geschäft einzurichten, werden unfehlbar prosperiren. Die Ziegel sind von sehr schlechter Beschaffenheit und doch zahlt man für die hierländigen Dachpfannen pr. Tausend 35—40 \$ rs.; für gewöhnliche Backsteine 22—25 \$ rs. Ziegelarbeiter, besonders geschickte, finden leicht ein Unterkommen.

30. Zimmerleute und Maurer. Bei beiden Handwerken pfuschen die Sklaven stark hinein. Dessenungeachtet ist das Zimmerhandwerk weitaus das nützlichste und für den Ausüber das beste, weil es ihn in einem solchen Waldlande, wie Brasilien, unentbehrlich macht.

Zimmerer wie Maurer verdienen im Taglohne wohl 6 Bataccas bis 2 \$ rs.

Soviel über die Handwerker, wenigstens jene, welche am gewöhnlichsten vorkommen. Noch wäre über Künstler, Gelehrte, Fabrikanten und Kaufleute etwas zu sagen.

Brasilien ist bis jetzt noch ein reines Agrikulturland, das neben den Interessen des Ackerbaues höchstens noch jene für einheimische Politik kennt. Ist auch der Kaiser Kunstkenner und Verehrer, so ist der Brasilianer doch viel zu unabhängig, um deshalb Kunstsin zu heucheln, der ihm in allem, was Skulptur und Malerei betrifft, gänzlich zu mangeln scheint. Selbst in den Häusern der Reichsten sieht man außer den Portraits des Familienvaters höchstens einige elende Kupferstiche, und die Statuen, womit man die Gärten ziert, sind so komisch ungeschlacht, daß sie kein deutscher Steinmetz als seine Arbeit anerkennen würde. Selbst auf den Begräbnißplätzen fehlen solche Verzierungen. Darum rathen wir weder Bildhauern noch Malern nach Brasilien zu gehen, um dort ihre Kunst für Brot zu verwerthen. Höchstens Porträtmaler, Photographen, Daguerrothypen finden noch ihr Fortkommen.

Die Musik dagegen, besonders die dramatische, findet viele Verehrer; indeß beherrschen Verdi und Donizetti unbedingt das Repertoire. Piano- und Gesanglehrer, überhaupt Musiklehrer finden sehr gutes Fortkommen, und bedarf es dazu in Südbrasilien keines besondern Fonds von Kennt-

nissen. Es gehört in brasilianischen Häusern zum guten Ton, ein Piano, und wäre es ein erbärmliches Spinett, zu haben. Folge davon ist, daß Klavierstimmen sehr gesucht und gut bezahlt sind.

Schauspieler endlich finden gar kein Fortkommen, da natürlich nur von portugiesischen, höchstens französischen Theatern in Brasilien die Rede sein kann; desto besseres jedoch Jongleurs, Taschenpieler, Fantasmagoristen 2c. 2c.

So reiche Ausbeute das Land mit seinen wundervollen Naturschätzen dem gelehrten Forscher bietet, so wenig kann es andererseits Gelehrte zur Ansiedlung locken und wäre dies auch ein sehr unnützes Augment der Bevölkerung in einem solchen Lande. Vom ganzen gelehrten Stande finden nur die Jünger der Themis und die des Aeskulap ihr gutes Fortkommen. Es versteht sich übrigens bei dem Umstande, daß die portugiesische Sprache Amts- also auch Gerichtssprache ist, ganz von selbst, daß nur Eingeborne wirkliche Advokaten sein können. Bei der Prozeßsucht der Deutschen auch in Brasilien und der Unkenntniß derselben in allem, was Landesgesetz und Sprache betrifft, kann mancher schlaue Bursche den Winkeladvokaten mit reichem Erfolge spielen, obgleich wir damit nicht andeuten wollen, als gewänne das Land oder dessen Bewohner durch die Anwesenheit solcher Subjekte. Indessen dürfte sich der eine oder der andere rechtliche, gesetzkundige, der Sprache mächtige Deutsche auch im rechtlichen Wege eine zahlreiche Clientèle zu schaffen vermögen, da die brasilianischen Gesetze nicht unbedingt Advokaten als Vertreter bei Gerichte fordern.

Was die Aerzte betrifft, so haben in den Hafenstädten die fremden Aerzte unbestritten den Vorzug vor den einheimischen, da selbe nur zu sehr nach Dr. Sangrado's Manier verfahren. Ueberdies dominiren an diesen Orten die fremden Handlungshäuser und von diesen wird gewiß keines einen brasilianischen Arzt rufen lassen. Da unter allen fremden Häusern die englischen am besten honoriren, auch am liebsten Hausärzte bestellen und am meisten dazu beitragen, einen Arzt en vogue zu bringen, so ist jedem auswandernden Arzt die Erlernung der englischen Sprache wohlmeinendst zu empfehlen. Neben der englischen Sprache muß er noch der französischen oder portugiesischen mächtig sein, um in den einheimischen Häusern praktizieren zu können. Dasselbe gilt von den Wund- und Zahnärzten, bei jenen im geringeren, bei diesen in weit höherem Grade, da sie mehr der Euade als wahrer Kenntnisse bedürfen.

Apotheker, wenn sie Droguisten und zugleich tüchtige Chemiker sind, werden in wenigen Jahren wohlhabend sein, besonders wenn sie einiges Kapital mitbringen.

Der in Brasilien praktiziren wollende Arzt muß sich einem meist praktischen Examen vor dem medizinischen Collegium in Rio de Janeiro oder Bahia unterziehen.

Dieses Gesetz kann in den deutschen Kolonien sehr leicht umgangen werden; es ist indeß immer gut, dieser Formalität zu genügen, denn über diese hinaus geht es nicht, da der Examinator häufiger in Verlegenheit kommen dürfte, als der Examinand.

Von Theologen könnte noch mancher als Pastor unterkommen, ebenso einige tüchtige Schulmeister.

Zu dem gelehrten Stande endlich rechnen wir noch die Ingenieure und Techniker, für die durch den Bau der Eisenbahnen und Straßen eine goldene Zeit in Brasilien anbricht. Indes ist es auch für diese sehr empfehlenswerth, die englische Sprache zu erlernen, da fast alle solche Unternehmungen von englischen Gesellschaften ausgeführt werden.

Concurrenz ist hier wenig zu fürchten und wir könnten ergötzliche Dinge erzählen, welche Leute in Brasilien den Ingenieur zu spielen wohl die Frechheit, aber keineswegs die Kenntnisse besitzen. — Ueberdies findet schon ein gewöhnlicher Landmesser reichlichen Verdienst und Beschäftigung. —

Daß die Industrie in Brasilien sehr unbedeutend ist, haben wir öfters zu erwähnen Gelegenheit gefunden. Die Industriezweige, deren in Brasilien zu erwähnen wäre, sind die Fabrication des Zuckers, die Bereitung des Kaffees, endlich die Charqueaden-Industrie, welche alle des Näheren im III. Abschnitte abgehandelt wurden. Und doch fanden Papier-Fabriken, Glashütten, Tuchfabriken und ähnliche industrielle Etablissements nicht allein einen gegen äußere Concurrenz durch hohe Zölle geschützten inneren Markt, der bedeutend genug wäre, sondern dürften selbst der liberalsten pekuniären Unterstützung seitens der Regierung gewiß sein, vorausgesetzt die Unternehmer verwendeten genug eigene Mittel auf das Etablissement, um den Verdacht zu vermeiden, sie spekulirten bloß auf den Beutel der Regierung. Wir wissen von einem Papierfabrikanten, dem die Regierung 40 Contos de Reis auf 20 Jahre zinsfrei vorstreckte und der trotzdem nie anderes als blaues Papier erzeugte. Für Südbrasilien wären Wollmanufakturen und Glaswaaren am rentabelsten zu erzeugen, da das Material an Ort und Stelle in genügender Quantität und entsprechender Qualität zu finden.

Je weniger nun Kunst, Gelehrsamkeit und Industrie in diesem Lande floriren, desto besser gedeiht der Handel natürlich mit Rohprodukten nach außen und mit Erzeugnissen der Welt-Industrie nach innen.

Der Importhandel geschieht meist auf Consignation; die Fabrikanten senden ihre Waaren auf eigenes Risiko und gewöhnlich 2 Jahre Frist. Der Consignatär verkauft wieder in der Stadt auf 3, auf dem Lande auf 6 und 9 Monate Frist und remittirt nach abgelaufenem Termine Waare oder Geld.

Der Handel im Innern des Landes ist sehr gewinnbringend, aber mühselig und gefährlich. Der Kaufmann muß, um seine Einkäufe in den Hafenstädten zu machen, mit einer ganzen Caravane ziehen. Maulesel zum Lasttragen und als Reserve, Reitpferde für den Kaufmann und sein Gefolge; Maulthiertreiber, bewaffnete Knechte &c. &c. Auf diesen Zügen, welche gewöhnlich zweimal des Jahres gemacht werden, kommt er oft in die Lage unter Zelten zu schlafen und muß deshalb eine vollständige Einrichtung mit sich führen. Solche Kaufleute haben oft Tausende in Gold und Silber bei sich. Sie laufen daher stets Gefahr geplündert zu werden. Nach der Größe der Gefahr möge man die des Gewinnes messen.

Commis werden wohl nicht in den Handlungshäusern, welche sich

ihren Bedarf verschreiben, aber bei den vielen deutschen Landkaufleuten, welche häufig weder lesen noch schreiben können, oft sehr vortheilhaft unterkommen.

Das Nähere über den Handel ist im XII. Abschnitte darüber zu lesen. Wir können hier um so eher davon abbrechen, als wir die letztgenannten Classen mit den wenigen angedeuteten Ausnahmen zur Auswanderung weder wünschen noch hoffen, und unsere Ansicht darin besteht, daß Südbrasilien für's Erste fast nur Bauern und Handwerker bedarf. —

2. Vorbereitungen des Auswanderers zur Reise.

Wie wir bereits weiter oben gesagt, möge der zur Auswanderung fest Entschlossene mitnehmen, was zu seiner Familie gehört und nicht Eins oder das Andere aus zu ängstlicher Besorgniß über dessen Arbeitsfähigkeit zurücklassen; das Späternachkommen, womit man sich zu trösten pflegt, hat mehr Schwierigkeiten, als man glaubt, und auch vom Handeln heißt es besser: ich habe, als ich hätte gethan.

Ist der Auswanderer ledig und will Landbauer werden, so sehe er sich um nach einer Gefährtin; aber er treffe seine Wahl gut; denn die Waldeinsamkeit, die gleichen Mähen und Hoffnungen machen ein halbwegs gutes Weib zum Segen des Mannes und die Ehe zum Paradies, während ein böses Weib sie gerade in Brasilien zur vollendeten Hölle umgestaltet, da man dort sich nicht zerstreuen kann, wie anderwärts. Dann mache man so vorerst nach und nach sein Besitzthum zu Gelde und verliere lieber etwas daran, um es nur gleich baar zu haben, als daß man das Eintreiben von Schulden selbst dem nächsten Blutsfreunde überlasse oder warte einige Zeit zu, kurz man hinterlasse nichts derart in Deutschland.

Sind dann die Auswanderungspapiere in Ordnung, so wende man sich an einen der zahlreichen Auswanderungs-Expeditoren in Hamburg, um über die Ueberfahrt Preis und Zeit zu bedingen. Wir sagen Hamburg, da unter allen deutschen Seestädten keine in so häufiger Beziehung zu Brasilien steht, als eben diese. Von den Auswanderungsexpeditoren ist unstreitig Wilhelm Fühn & Comp. das empfehlenswerthe Haus, da es durch die Person seines Chefs in enger Verbindung mit den hervorragendsten deutschen Kolonien der Provinzen Santa Catharina und Rio Grande steht und die besten Reise-Gelegenheiten dahin bietet. Auch ist dieses Haus in den Stand gesetzt, den Auswanderungslustigen die genauesten Auskünfte über etwaige Zweifel und Bedenlichkeiten zu ertheilen und hat dies stets in zuvorkommendster Weise gethan, wenn diesfalls briefliche Anfragen an dasselbe gestellt wurden.

Nun handelt es sich noch darum, was mitzunehmen sei. In Bezug auf Landwirthschaft wie Handwerk haben wir bereits unsere Rathschläge in dem Verzeichnisse am Ende des III. Abschnittes niedergelegt. Sonst gilt im Allgemeinen die Regel, daß sich das Mitzunehmende nach den Vermögensverhältnissen des Einzelnen richten müsse. Für die Hauswirthschaft möge folgendes gelten:

Eiserne Töpfe und Pfannen, der Waschkessel sind mitzunehmen. Gläser und Flaschen, sowie thönerne Töpfe und Blechgeschirr bestimmt man in jeder brasilianischen Stadt nicht allzu theuer.

Wohlhabendere, denen ihre Mittel auch mehr Frachtspefen zu zahlen erlauben, können auch ihr Porzellangeschirr, Gläsern 2c. die einen besondern Werth aus irgend einem Grund für sie haben, mitnehmen. Man lasse jedoch altes Gerümpel zurück, da die Fracht zur See nicht nach dem Gewichte, sondern nach dem Raume, den sie einnimmt, berechnet wird. —

Es bedürfte in der nöthigen Anzahl, gute Dellampen mit einer ziemlichen Menge von Oelochten, Messingmörser, Lichtpuzen, Plätteisen, selbst Spinnrocken wären mitzunehmen.

Kaffeebrenner und Maschine ebenfalls, jedoch keine Kaffeemühle, da man die amerikanischen wohlfeil genug in jedem brasilianischen Orte bekommt. Ueberhaupt lasse man nichts Brauchbares von Metall zurück. Selbst Eimer und Schaffe, wenn sie anders mit Eisens- oder Messing-Reifen versehen sind, nehme man wegen des herrschenden Mangels an Böttchern mit.

In Rio Grande oder nach dem Hochlande Parana's Einwandernden, werden sehr wohl thun, einen eisernen Kochofen mitzunehmen, wenn er auch noch so klein ist. Versteht sich mit einem Stück Röhre, das übrigens nicht sehr lang zu sein braucht.

Alle diese hohlen Gegenstände kann man zur Verpackung von andern Sachen benutzen und weiß man sonst nichts, so fülle man die Zwischenräume mit Graupen, Hülsenfrüchten 2c. an, die dem Ansiedler in der ersten Zeit wohl zu Statten kommen dürften. Ferner Kleider-, Wäsche- und Bahndürften, endlich auch Kämme. Zur Vervollkommenung der Toilette ist gute Seife von der besseren Art nothwendig.

Von sonstigen Bedürfnissen nehme man mit, eine Haus- oder Stubenuhr, welche aber, um gegen das Einnisten der Varatten geschützt zu sein, in ein vollkommen schließendes Gehäuse oder unter einen Glassturz gestellt werden muß.

Eine gute Taschenuhr, dazu Schnüre und Reservegläser.

Ein englischer Sattel, sorgfältig und hoch ausgepolstert; die Steigbügelriemen von Schweinsleder; wo möglich ein Paar Reserveriemen und Reservegurten.

Eine grobe Wolldecke für's Pferd, ein Quersack aus Drill. Die Steigbügel schwer, was bei Regenwetter und dem Fluß-Passiren für die naßgewordenen Riemen sehr vortheilhaft ist, da sie nicht zusammenkriechen können. Der Ansiedler, den wir im Auge haben, der Landbauer, sollte überdies ein gutes Doppelgewehr haben. Wir haben jedoch Gewehre anlangen sehen, die für den Schützen selbst am gefährlichsten waren. Einige Pfund gutes, trockenes, grobes Jagdpulver in Blech sorgfältig verwahrt; Pulverhorn, Zündhütchen, Berg, Bogeldunst, mittleres und grobes Schrot, Blei, Kugelmodel, endlich Schraubenzieher, Federhacken, wie alles zum Gewehrpuzen Nöthige. Ein tüchtiges ungefähr 16 Zoll langes $\frac{1}{2}$ Zoll starkes und 3—4 Zoll breites spitziges Messer in Lederscheide, einen breiten Leder-

gurt um den Leib mit Patronenhülse, Geldbörse zc. worin man Messer und nöthigenfalls bei Reisen auch Pistolen steckt.

Korb: noch besser Lederflasche, einen ledernen oder Gutta-Percha Becher.

Wer kurzichtig oder sonst an Brillen gewöhnt ist, bringe sich deren einen Vorrath nebst Reservegläsern mit.

Verstählte Reile zum Holzspalten, Thürschlösser mit Klinken oder Schnallen, ein kleiner ordinärer Kompaß zum Waldblichten, endlich starke eiserne Achsen mit Büchsen und Räder für später zu machende Karren.

Ferner rastrirte Rechnungs- und Notizbücher, Schiefer- oder Ledertasfeln, nebst Stiften, einen immerwährenden Kalender. Zur Toilette ein kleines Besteck, Kohlenpulver für Zähne, Rasirmesser, Rauchrequisiten, Korzgieher.

Einige Hausmittel, als: Glieder- oder Hollunderthee, Kamillen gut eingestampft in Blechbüchsen, Arnicatinktur, Spiritus zu deren Verdünnung, Lagirpillen in einem verpichtem Glase, dito Wurmsamen für Kinder, etwas Opodeldoc, englisches und anderes Heftpflaster. Ferner wohl verpackt Wiesner Reibzündhölzchen, ein Schreibzeug.

Einen großen starken Regenschirm sammt Futteral. Nähzeug, wobei in Betreff der Stahlachsen das Verpacken derselben mit zerstoßenem ungelöschten Kalk zu empfehlen ist. Ein Leibriemen.

An Kleidung mitzunehmen ist natürlich Sommerzeug mehr als Wollstoff zu empfehlen. Wer seiner Stellung nach genöthigt ist, viel in den Städten und mit Brasilianern zu verkehren vergesse ja nicht den schwarzen Frack, Hose und Weste, sowie feines, weißes Leinenzeug. Dem Bauer genügt für solche Gelegenheiten eine blaue Tuchjacke, am besten mit Messingknöpfen. Ein guter langer Mantel, der beim Reiten auch über der Pferdecroupe ausgebreitet werden kann, ist auf Reisen und hiezu ist wohl jeder Kolonist genöthigt, unentbehrlich. Für das Haus ist ferner für den Wohlhabenden in Winterszeit ein wattirter Schlafrock sehr zu empfehlen, auch wollene Strümpfe. Eine Anzahl gut verpackten Schuhzeugs, kalbs- oder rindslederner Stiefel, wozu für die Stadt noch lakirte Schuhe und für die Reise hohe bis zur Mitte des Oberschenkels hinaufreichende, wasserdichte Stiefel kommen.

Sommerzeug nehme man so viel mit, daß man für einige Jahre genug habe und lasse sich alles sehr weit und bequem machen. Am besten wäre hiezu ungebleichter Drill oder starkes, dunkelblaues Leinen, wie in vielen Gegenden Deutschlands üblich, zu verwenden.

Was Wäsche betrifft, so ist zur Arbeit gedrucktes Baumwollzeug hiezu am besten geeignet, doch habe man immer weiße Wäsche, wenn man sich unter Brasilianer begiebt, welche hierauf einen außerordentlichen Werth legen; Leinwandwäsche indeß möge man sich nicht kaufen, da in warmem Ländern die Baumwolle unbedingt vorzuziehen ist.

Ferner breitrandrige Strohhüte und einen dito grauen Filzhut. Wollene und baumwollene Strümpfe, Hals- und Taschentücher.

Auch die Frauen müssen sich im selben Verhältnisse mit allem Nöthigen versehen für 1—2 Jahre. Beim Nähzeug mögen sie ja nicht ver-

geffen, guten gebleichten, auch ungebleichten Zwirn mitzunehmen; ebenso Strickgarns und Wolle, welche man in Brasilien sehr selten bekommt.

Wer Geld genug besitzt, muß Damensattel und Reitkleid mitbringen.

Endlich wäre den Frauen folgende Tracht anzurathen, da sie die landesübliche ist; langer Rock, eine Tappe, oder Polskajacke, runder Filzhut mit einer Feder zu Pferde, sonst einen Strohhut oder barhäuptig. Wer es erschwingen kann, muß ein schwarzseidenes Kleid, sowie seidene Tücher haben. Zum Reiten bedarf man übrigens kein Reitkleid, sondern bindet über die gewöhnliche Tracht einen langen in Form des Reitkleides geschnittenen Rock, was zweckmäßiger ist, da man bei Besuchen zc. durch das Reitkleid im Gehen, Tanzen zc. gehemmt ist, indeß man jenen nur abzubinden braucht.

Hierbei erinnern wir die Auswanderer, daß sie auf echte Farben sehen mögen, weil die andern durch die starke Sonne schnell ausgehen.

An Bettzeug nehme man für den Winter Wollsteppedecken, für den Sommer solche von Piqué mit. Eine Koffhaarmatratze noch besser aber bloß den Ueberzug, und fülle diesen mit Maisblättern im Lande selbst. Lange große Latten um sie über Matratze und die Decke zu schlagen. Koffhaarkopfstiften sammt Ueberzügen. Indesß gebe man sich nicht der falschen Ansicht hin, die Matratze, welche man für den Schiffsgebrauch angeschafft, noch benutzen zu können.

Handtücher und Tischzeug nach Bedürfniß. —

Wer musikalisch ist, sollte ja nicht versäumen, Instrumente wie Noten mitzubringen; ist er arm, so macht er sich damit einen Verdienst, und wenn wohlhabend, sich und andern angenehme Stunden. Pianos sollten aber nur sehr Wohlhabende mitbringen und dann in gut verlötheten Blechkisten, (Kisten, welche mit Blech gefüttert sind), sammt einem Vorrath von Saiten.

Indesß ist es notwendig, sich von dem brasilianischen Consul in Hamburg die Bescheinigung ausstellen zu lassen, daß man Einwanderer ist, da man sonst 180 \$ rs. Eingangszoll für das Piano entrichten müßte. Zur Vorsicht, um den hohen Zöllen zu entgehen, gebe man allen Kleidungsstücken den Anschein von Gebrauch.

Zum Schluß vergesse man besonders in Familien nicht die Lehrbücher für die Kinder mitzunehmen; auch den Erwachsenen kann gute Lektüre über die einzelnen Handwerksfächer, besonders über Feldbau, Bienenzucht zc. nicht schaden.

Alle diese Sachen verpackt man je nach ihren Eigenschaften.

Die Verpackung der einzelnen Dinge haben wir ohnehin zumeist gleich bei Aufzählung derselben mit erwähnt. Jene Dinge, wo dieselbe nicht besprochen wurde, verschleße man in gute starke Kisten, welche nicht gar zu groß sind und an den Ecken sowohl, als sonst an passenden Stellen Beschläge von Eisenblech haben. Der Deckel muß nicht zum Aufnageln, sondern zum Aufklappen und Verschließen eingerichtet sein. Wer vielerlei mitnimmt, kann auch alte brauchbare Schränke und Commoden zum Packen verwenden. Mit übergenagelten Strohseilen oder Sackleinwand kann man diese genügend gegen gar zu grobe Behandlung schützen. Dies gilt be-

greiflicher Weise nur von alten Möbeln. Wer in der Lage ist, schönes neues Ameublement mitzunehmen, muß dieses wieder in eigene Kisten verpacken. Es ist am Ende nothwendig, bei jeder Verpackung sorgfältig zu verfahren, damit die Sachen durch das Rütteln auf den Eisenbahnen, sowie die nicht allzu zarte Behandlung beim Anbordhissen, Stauen und Löschten leichter zu ertragen vermögen. Alle Kisten endlich sind von Außen durch Verklebung ihrer Rißen mittelst Papierstreifen und Tischlerkitt (frischer Käse mit Kalk gemischt) gegen die penetrante Feuchtigkeit des Schiffsraumes zu schützen. —

Zur Reise nach Brasilien wähle man die Monate März, April, Mai, längstens Juny. Am geeignetsten ist der April; dann sind die Aequinoctialstürme bereits vorüber, das Wetter ist selbst in den nördlichen Breiten erträglich gut und man langt Anfangs Juni, im Beginne des brasilianischen Winters dort an. Die Reise dürfte selten unter 8 Wochen dauern, doch eben so selten die Zeit von 9 Wochen überschreiten. Man richtet sich daher hiernach ein. Die Monate Juli, August und September gehören nicht zu der besten Reisezeit, während erfahrungsgemäß die Monate October und November zur directen Fahrt nach Südbrasilien, jedoch nicht zur Reise über Rio de Janeiro empfohlen werden können.

Der erste Punkt ist ohne Frage das Geld, wobei wir erinnern wollen, daß wir hier nur von Auswanderern auf eigene Kosten und Gefahr sprechen. Was die Auswanderer für Parcerie-Kolonien betrifft, so haben sie nach ihrer Anwerbung die nähere Entscheidung von Seite ihrer künftigen Brodherrn abzuwarten, deren diesfälligen Bestimmungen sie sich natürlich zu fügen haben.

Was nun die Auswanderer auf eigene Kosten betrifft, so müssen selbe vorerst den Ueberschlag ihrer ganzen zu Baargeld gemachten Habe machen und es an Ort und Stelle, wo nöthig, gleich in preussische Thaler umsetzen. Den Expedienten muß bei der Anmeldung ein Angeld von 20 $\mathfrak{R}$ Pr. Ort. pr. volle Person eingesandt werden.

Die Passagepreise, Kost einbegriffen, wechseln; im Durchschnitt wird man zahlen müssen:

	Zwischendeck	2te Caj.	1ste Caj.
Nach S. Francisco für die Kolonie Dona Francisca	50	75	130
Nach der Barre des Itajahy für d. Colonie Blumenau	60	80	130-40
Nach Desterro in San Catharina	65	100	130-40
Nach R. grande do Sul f. d. deutsch. Kol. in R. grande	68	100	150

Kinder unter 8 Jahren zahlen die Hälfte. Säuglinge sind frei. Es steht in Aussicht, daß die Passagepreise nach den letzteren Plätzen im nächsten Frühjahr von den Herren Wilh. Hühn & Comp. ermäßigt werden.

Unter erster Cajüte begreift man, daß jeder Reisende für sich eine Koje (Lagerstatt) und höchstens ihrer zwei eine Kabine haben, an der Kapitänstafel speisen und das Hinterdeck betreten dürfen. Für Wein und andere Spirituosen muß er selbst Sorge tragen. Dieser Platz ist nur wohlhabenden, also vermöhten Reisenden, die jedenfalls nicht die Mehrzahl der Auswanderer bilden, anzurathen.

Unter zweiter Kajüte versteht man meist bei großen Schiffen die Steuermannscabinen, wo jeder Passagier seine eigene mit Vorhängen versehene Koje hat, wenn auch alle zusammen dieselbe Kabine bewohnen; indeß ist dies auch meist bei den ersten Kajüten auf solchen Auswandererschiffen der Fall, welche eine Deckkajüte besitzen. Auf anderen Schiffen hingegen wird hiezu im Zwischendeck ein eigener, gewöhnlich unter den Luken, des Lichtes wegen, belegener Raum in einen Verschlag verwandelt und mit einzelnen Kojen versehen. Nach der jeweiligen Bequemlichkeit richtet sich dann auch der Preis. Diese Kajütenpassagiere sind sonst den übrigen Zwischendeckspassagieren, was die Kost betrifft, vollkommen gleich gestellt; nur dürfen sie das Hinterdeck betreten und werden bei honesten Kapitänen gewöhnlich der Reihe nach an Sonntagen zu deren Tafel gezogen. Der Hauptvorzug der zweiten Kajüte besteht in der eigenen Koje und sollte Jedermann, der mit Frauen und Töchtern auswandert, und auf Zucht und Ehrbarkeit hält, für selbe Plätze wenigstens in der 2. Kajüte nehmen, da im Zwischendeck deren Schamhaftigkeit oft aufs Empörendste verletzt wird.

Das Zwischendeck endlich ist der Raum zwischen dem Verdeck und den Waarenräumen; er ist meist dunkel und nur bei ganz stillem Wetter werden die Seitenluken geöffnet, um Luft und Licht eindringen zu lassen. Dieser Raum ist so eingetheilt, daß längs der Bordwände zwei übereinander befindliche Reihen, so wie längs einer Mittelwand die doppelte Anzahl Kojen angebracht sind; in jeder dieser Kojen müssen 4 Passagiere schlafen. Daß dieser Ort nun für Frauen fast unerträglich sein muß, und selbst den Männern keine besondere Annehmlichkeit zu bieten vermag, liegt auf der Hand. Indesß muß ein Auswanderer auf dem Schiffe kein Wohlleben erwarten und sich an Entbehrungen gewöhnen, die ihn in der ersten Zeit seines Siedlerlebens häufig genug betreffen werden. Es ist durchaus abzurathen, daß ein Auswanderer nach Hamburg gehe, ohne vorher schriftlich und durch Einfindung von Haftgeld sich bei einem empfehlenswerthen Expedienten angemeldet zu haben, weil er sonst Gefahr läuft, irre geleitet zu werden, oder doch die gewünschten Schiffsplätze nicht mehr erhalten zu können.

Ist der Tag endlich bestimmt, wenn sie in Hamburg einzutreffen haben, so reisen sie dahin ab, wobei wir nicht zu vergessen bitten, daß die meisten Dampf- und Eisenbahn-Directionen den Auswanderern, wenn sie sich als solche legitimiren, bedeutende Ermäßigungen in dem Fahr- und Frachtpreisen zugestehen.

So zahlen auf den hannoverschen nach Hamburg führenden Bahnen erwachsene Auswanderer nur zwei Drittel und Kinder unter 10 Jahren ein Drittel der gewöhnlichen Lage. Das Gepäck der Erwachsenen bis 100 A, das der Kinder bis zu 50 A ist frei. Uebergewicht wird um die Lage für pressante Kaufmannsgüter befördert. Es giebt übrigens Spezialzüge für Auswanderer. Auf der Berlin-Hamburger Bahn werden die Kinder von Auswanderern unter 12 Jahren und 100 A Gewicht pr. Person gratis befördert. Magdeburg-Wittenberger, ingleichen die thüringische Bahn

befördern auch die Erwachsenen etwas billiger, 2 Kinder unter 14 Jahren zahlen für Einen Passagier und jede Person hat 100 R Freigepäd.

Die Dampfschiffahrts-Gesellschaften zu Köln und Düsseldorf gewähren den Auswanderern ebenfalls erhebliche Vortheile, auch 100 R Freigepäd und nehmen pr. Centner Ueberfracht nur 4—6 Sgr. Endlich befördert die Main-Dampfschiffahrts-Gesellschaft von Frankfurt nach Mainz alles Auswanderergepäd von was immer für einem Gewicht zu 12 Sgr., Kindergepäd um die Hälfte.

Dies sind indeß nur Andeutungen, da uns natürlicher Weise nicht alle Vortheile bekannt sein können, welche jede der vielen Gesellschaften zur Beförderung von Reisenden den Auswanderern gewähren, weshalb selbe sich selbst zu informiren suchen sollten.

In Hamburg endlich angekommen, suche das Familienhaupt das Logis auf, dessen Adresse ihm durch die Herren W. Hühn & Comp. oder den betreffenden Expedienten bekannt gegeben worden, ohne sich durch die vielen Leute irre machen zu lassen, welche sich bei seiner Ankunft daselbst um ihn drängen und ihn seiner ersten Absicht untreu zu machen suchen werden.

Hat er seine Familie untergebracht und das Passagegeld bezahlt, so schaffe er die kleinen, für die Reise unumgänglich nothwendigen Utensilien an. Diese bestehen in einer oder mehreren Schiffslisten, wie man sie in Hamburg schon fertig kauft, worein man die während der Ueberfahrt nöthige Wäsche und sonstigen Bedürfnisse unterbringt und welche so eingerichtet sind, daß sie gerade unter die Kojen passen. Dabei bedenke man wohl, was man zu bedürfen glaubt, da man während der Reise zu den übrigen, in den Schiffsraum gestauten Sachen nicht zu gelangen vermag.

Die Passagiere der ersten Kajüte bedürfen für die Reise weniger Dinge. Die Kost ist meist so gut, als auf einer Seereise möglich; Ess- und anderes Geschirr bedarf er gar nicht, so, daß ihm nur zu bedenken bleibt, wie den größten Uebeln zur See, der Langeweile und der Seekrankheit zu wehren. Gegen letztere hilft nun einmal nichts, wenn der Reisende hiezu disponirt ist; indeß sind die liegende Stellung, leichte Leibesöffnung wie kühlende Getränke doch Linderungsmittel. Wir für unsern Theil sind dieser Plage sehr unterworfen und fanden unsere größte Erleichterung bei einer guten Flasche haitrischen Bieres oder alten Ales, und durch ein Glas Himbeerast mit Wasser verdünnt. Gegen Langeweile helfen Bücher, Karten, Musik, Strick- und Nähzeug, Spazierengehen auf Deck. Als Kleidung empfehlen wir Sommerkleider, dunkelfarbig und wo möglich schon ältere, da die besseren Kleider durch die Reise sehr leiden. Bis zur Höhe von Lissabon kann man im April auch noch einen guten Mantel ertragen.

Ein paar Stiefel und ein paar Schuhe, sowie ein Strohhut genügen zur Bedeckung der Extremitäten. Farbige Hemden sind auf der Reise den weißen vorzuziehen, da diese zu schnell schmutzen und leicht stocken oder mosen. Zur Erfrischung nimmt er einige Duzend Flaschen Bier, einige Flaschen Himbeerast oder Himbeereßig und endlich einige Duzend Brausepulver nebst etwas gedörrtem Obst mit.

Zum Lager bedarf er einer leichten Koffhaar- oder Seegras-Matratze, wie eines dito Kopfkissens und zweier Wolldecken, eine schwerere und eine leichte. —

Die Passagiere der 2. Kajüte und des Zwischendecks erhalten zwar auch eine reichliche und verhältnißmäßig gute Kost, aber das ewige Salzfleisch und die Erbsen und Zusammenstellungen im Speisezetteln, wie: Gebackene Pflaumen mit Beeringen und dergl. machen doch einige Abwechslung wünschenswerth. Man kaufe sich daher eine tüchtige Portion gebackenes oder gedörrtes Obst, saure Gurken, Cervelat- oder Knoblauchswurst, Zucker, Wein, Rum oder Cognak und endlich für die Kinder einen gehörigen Theil Zwieback.

Sonst ist auch diesen Passagieren Brausepulver, Citronensäure, Himbeereisig oder Saffi, besonders für die Zeit der Seekrankheit zu empfehlen.

Für Wäsche und Kleider der Kinder Sorge man gut und kaufe zur Reinigung der schmutzigen Leibwäsche die sodahaltigere Seeseife in Hamburg, da andere Seife mit Seewasser (anderes bekommt man nicht zum Waschen an Bord) nicht angreift, oder noch besser man nehme anstatt Seife kohlensaure Soda mit, welche die im Seewasser enthaltene Talkerde nieder schlägt.

Was diese Passagiere an Bettzeug, Trink- und Eßgeschirr bedürfen, wird ihnen der Kapitain oder der Expedient in Hamburg schon sagen; am besten ist, wenn sie letzteres von Weißblech sich beschaffen. Zur Kleidung mögen sie die schlechtesten Anzüge wählen, welche sie besitzen. Haben sie Federbetten und wollen sich von ihnen nicht trennen, so mögen sie selbe wenigstens nicht an Bord in Gebrauch nehmen, da selbe dadurch wunderbar schnell ruiniert werden. Zur Matratze genügt für den Zwischendeckspassagier ein breiter Sack, den er sich in Hamburg mit Heu füllen kann.

Seine Kisten muß er an Bord mit Klammern oder Stricken am Fußboden fest machen, damit sie durch die Schwankungen des Schiffes nicht herumgeworfen und zerbrochen werden. Am Schlusse noch die Bemerkung, daß Passagiere aller Art alle ihre Sachen, besonders aber ihren Vorrath an Getränken gut unter Verschuß halten müssen, da sich überall, besonders zu letzteren eifrige Diebhaber finden und hauptsächlich die Stunden der Seekrankheit und der sie begleitenden Apathie zu diesen Expropriationen benutzt zu werden pflegen.

Als letzten Rath, dessen Erfolg wir indessen nichts weniger als verbürgen können, empfehlen wir die Beschaffung des Elizirs gegen die Seekrankheit, das man neuestens in Hamburg gefunden haben will, jedenfalls als solches verkauft. Wer überflüssig Geld hat, kann ja die Probe machen, hilft es nichts, schaden dürfte es eben so wenig.

Seine Zusammensetzung ist folgende:

Man destillire $\frac{1}{3}$ Unze Hydrochloresäure mit 5 Unzen Alkohol und mische diese Zusammensetzung sodann mit 38 Unzen frischen Wassers, indem man sie mit Zucker syrup versüßt.

Sind alle diese nothwendige Dinge beschafft und untergebracht, so beschäfftige sich der Auswanderer mit der Umwechslung seines Baargeldes.

Geht er nach Rio Grande, so sind, wie in Südbrasilien die spanischen und amerikanischen Unzen in Sta. Catharina aber und Paraná die brasilianischen und portugiesischen Münzen die besten. Nach Rio Grande kann er auch spanisches und nordamerikanisches Silber, wie nord- und südamerikanisches Gold mitnehmen, welches dort guten Cours hat (s. XII. Abschnitt.)

Er hüte sich aber preussische und französische, ja selbst englische Münzen zu nehmen. Wer endlich nach Dona Francisca oder Blumenau geht, kann für ersteres bei dem Handelshause Christian Mathias Schröder in Hamburg und für letzteres gewiß bei oder durch W. Hühn & Comp. Wechsel auf dort gegen sein Baargeld eintauschen.

Endlich vergesse er nicht, sein Gepäck und Eigenthum assuren zu lassen. Die Ausgabe ist gering, die Beruhigung aber groß.

3. Wie die Auswanderer sich während der Reise zu verhalten haben.

Gewöhnlich steht in den Kontrakten für die Ueberfahrt der Abfahrts-tag des für die Reise bestimmten Schiffes bezeichnet. Von diesem Tage an bis zum wirklichen Abgang desselben, der häufig durch nicht in Rechnung zu bringende Faktoren verschoben wird, haben die Auswanderer Anspruch auf Verpflegung durch den Schiffsexpedienten, wenn von Seiten desselben ein Aufschub im Passagekontrakt oder Passschein nicht vorbehalten ist; eigentlich hätten sie nur das Recht an Bord des Schiffes zu wohnen und dort verköstigt zu werden; indessen wird gewöhnlich in der betreffenden Kontraktsklausel festgesetzt, wie viel Kostgeld der Expedient pr. Kopf und Tag zu zahlen habe. Wir machen die Auswanderer auf diesen Punkt aufmerksam, obgleich in Hamburg theils die Behörde, theils die ehrenhaften Expeditionshäuser selbst, ihres Rufes willen, streng über jede Bevortheilung des Auswanderers in dieser Hinsicht wachen. Geht nun das Schiff endlich ab und tritt in See, so beginnt meist die Seekrankheit, welchem fast unvermeidlichen Uebel man am besten entgegenarbeitet, daß man die liegende Stellung so wenig als möglich verläßt und zwar am liebsten in frischer Luft. Der Kopf gewöhnt sich dann bald an das Geschaukel. Man suche ferner eine leichte Leiböffnung zu erhalten, besonders aber versuche man trotz des starken Stetels vor allem, insbesondere fettem Essen immer, hauptsächlich nach jeder Explosion, etwas zu sich zu nehmen. Die besten Dienste leistete uns im Beginn der Seekrankheit gekochter Schinken, stark gewiebert und mit viel englischem Senf nebst einer kleinen Flasche Bier.

Die Passagiere erster und zweiter Kajüte haben für die Reinhaltung ihrer Kojen, sowie für das Kochen nicht Sorge zu tragen.

Die Zwischendeckspassagiere werden indessen in „Backs“ eingetheilt, von denen immer zwei Personen den Tag und die Reinigung des der Back angewiesenen Raumes, so wie das in Empfangnehmen und die Zubereitung der für die Back bestimmten Lebensmittel zu besorgen haben; d. h. der Schiffskoch giebt ihnen etwas Raum in der Kombüse, um die Kochtöpfe ans Feuer zu stellen und sie wieder abzuholen. Kaffee und Thee wird vom Schiffskoch im Großen bereitet. Sonst besteht die Zubereitung der Spei-

fen im allabendlichen Einwässern des für den folgenden Tag bestimmten Salzfleisches im Kartoffelschalen zc. zc. Es wird dies zwar manchen unbequem und sehr lästig erscheinen, indeß ist dies eine sehr wohlthätige Einrichtung, da Müßiggang der größte Feind einer Schiffsgesellschaft ist.

Bei schönem Wetter müssen die Passagiere ihr Bettzeug auf Deck bringen und klopfen und lüften, eine um so zweckmäßigere Maßregel, als sich bei dem Zusammenleben so vieler verschiedenen Individuen häufig Ungeziefer erzeugt.

Am Schiffe muß jeder Passagier den Anordnungen des Kapitäns unbedingt Folge leisten, wenigstens in Allem, was die Schiffsordnung betrifft. Haben sie Grund zu Klage, so mögen sie dem Kapitan durch Einzelne aus ihrer Mitte bescheidene Vorstellungen machen lassen, und im Falle er eine Abänderung verweigerte, können sie ihn gleich bei der Ankunft im ersten Hafen vor den Ortsautoritäten oder bei dessen oder sonst irgend einem europäischen Konsul belangen, wobei sie sicher sein können, daß ihnen ihr Recht wiederfahren wird. Auf der Reise suche man sich so viel als möglich ein heiteres Gemüth zu bewahren; nirgends ist leichter ein Zank herbeigeführt, als im Schoße eines Auswandererschiffes, wo meist die Beschäftigungslosigkeit regiert. Davor suche man sich zu hüten, so gut oder übel es geht. Man trete in Viedergesellschaften zusammen, arrangire improvisirte Spiele; den frühen Morgen fülle man durch Sturzbäder aus; Lektüre und kann es nicht anders sein, selbst die Karten mögen gänzlichem Müßiggange abhelfen.

Wer sein Handwerk an Bord ausüben kann, wie Schuster, Schneider zc. thut wohl daran; die Frauen haben ohnehin mit Waschen, Stricken, Nähen, Kinderwarten vollauf zu thun. Hat man sich einmal an eine geregelte Einteilung des Tages gewöhnt, so vergeht die Reise schnell genug.

4. Verhalten des Auswanderers bei und nach der Ankunft.

Wenn das Schiff endlich in den bestimmten Hafen eingelaufen, so kommt zuerst die ärztliche und dann die zollämtliche Visite an Bord, und erst wenn diese beiden abgethan, ist es erlaubt, an's Land zu gehen. Die nächsten Schritte, welche man zu machen hat, hängen nun von der Bestimmung, welcher sich jeder Einzelne gewidmet, ab. Ist das Schiff ein sogenanntes direktes, d. h. ist der Bestimmungsort desselben die Kolonie Dona Francisca oder Blumenau, so haben wir schon im VIII. Abschnitte das Nähere hierüber für die sich dorthin begebenden Auswanderer angegeben. Auch die Reiseroute der Auswanderer nach einer der andern bereits bestehenden deutschen Kolonien verzeichneten wir in jenem Abschnitte. Es handelt sich nur mehr um die Parcerie-Kolonisten und jene Auswanderer, welche auf eigene Kraft zu stützen sich entschlossen haben.

Die Halbpacht-Kolonisten werden gewiß in Hamburg angewiesen, bei wem sie sich im Landungshafen vorzustellen haben, wo dann weiter für ihre Unterkunft und fernere Reise gesorgt wird. Ihnen haben wir keine anderen Verhaltensmaßregeln zu geben, als daß sie genau ihrem Contrakte nachkommen; sie wahren sich dadurch das Recht, nöthigenfalls energisch auf-

zutreten. Wir wiederholen hier abermals die im VIII. Abschnitte gegebene und im IX. wiederholte Warnung, sich den Contract vorerst wohl anzusehen, damit die Auswanderer die Verpflichtungen genau kennen, denen sie sich unterziehen, sowie die Rechte, welche sie zu beanspruchen haben. Doch fürchten wir, die wir unsere Landsleute kennen, hier ebenso in den Wind zu sprechen, als indem wir ihnen Mäßigkeit und besondere Enthaltfamkeit in Cachaça-Trinken dringlichst empfehlen.

Wir können daher zu den auf eigene Faust Auswandernden zurückkehren. Diese theilen sich wieder in Handwerker oder überhaupt solche, welche sich in Städten oder Ortschaften niederzulassen beabsichtigen, und in Landbauern.

Der Handwerker findet in den Städten Baranaguá, Sta. Catharina, Rio grande und Porto Alegre, wo in Südbraßilien allein die Auswanderer-Schiffe, überhaupt alle Schiffe von langem Cours anzulegen pflegen, Landsleute genug, welche ihm Auskunft und Nachweisung ertheilen können über Alles, was sein spezielles Geschäft betrifft. Wir können ihm jedoch bei diesen Nachforschungen nur empfehlen, vorsichtig zu sein, da es auch in Südbraßilien schon Spitzbuben genug giebt, welche den Unerfahrenen unter dem Mantel der Landsmannschaft zu betrügen verstehen. Hat er viel Geld bei sich, so begebe er sich zu einem der angesehenen deutschen Kaufleute des Orts und deponire das für den Augenblick Ueberflüssige gegen einen sicheren Schein, wobei er manchmal ganz artige Zinsen bedingen kann. Hiezu empfehlen wir ihm in Sta. Catharina Hr. Schutel, in Rio grande Lind & Comp., Jansen & Brende, Claus & Bertram, und in Porto Alegre H. Fraeb, Bohrmann &c. Vorzüglich hat er sich an die ihm von dem Hamburger Expedienten aufgegebenen Häuser zu wenden.

Hat der Auswanderer Familie bei sich, so miethet er eine Wohnung, d. h. ein ganzes Häuschen, das überall wohlfeil zu haben ist, welches er aber mit seinen eigenen Möbeln auszustatten hat.

Sind bereits einer oder mehrere seines Handwerks im selben Orte ansässig, so wird er gut thun, für's Erste als Geselle bei ihm zu arbeiten, um den landesüblichen Geschmack kennen zu lernen, bevor er sich selbst etablirt. Zum selbstständigen Etablissement bedarf es nur der Anzeige an die Municipal-Kammer und der jährlichen Abgabe von 40 \$ rs. für jede offene Thür des Verkaufsladens. Weder Vermögensnachweise noch Lehrbriefe oder Meisterstücke sind hiezu erforderlich, indem man voraussetzt, daß bei der unbeschränkten Concurrrenz ohnehin nur der Käufer finde, welcher das relativ Beste liefere.

Hat der Einwanderer aber gar kein oder ein nicht hinreichendes Capital, besigt aber in seinem Fache große Geschicklichkeit und ist dies Fach noch nicht zu sehr besetzt, so findet er leicht, besonders bei den deutschen Kaufleuten, ausgedehnten Credit, und ist er sonst ein nüchternen fleißiger Mann, auch unter den Braßilianern Unterstützung, selbst Compagnons.

Ist der Einwanderer aber so bemittelt, daß er in Deutschland bereits Personen zu seinem Gewerbe contractlich gebunden und ihnen zu diesem Zwecke die Ueberfahrt bezahlt oder sonst Vorschüsse gemacht hat, so bleibt für ihn hiebei Folgendes zu bedenken:

1. Muß der Contract in Deutschland bereits von einem brasilianischen Consul oder Gesandten legalisirt worden sein.
2. Muß dieser Contract die Summe der gemachten Vorschüsse enthalten.
3. Sollte derselbe auf nicht zu lange Zeit lauten, um sich nicht selbst die Hände zu binden und ihn ohne große Verdrießlichkeiten lösen zu können.
4. Muß der Dienstgeber mit seinen Arbeitern und dem betreffenden Contracte sich gleich nach der Landung, noch ehe verderbliche Einflüsterungen stattgefunden haben können, zu einem Notar, tabelliao, verfügen, um den Contract ratificiren zu lassen, wodurch er erst die volle Rechtsverbindlichkeit erlangt.

Dasselbe kommt auch bei ackerbauenden Ansiedlern in gleicher Weise zur Geltung. Diese müssen aber noch andere Vorrichtungen treffen. Für sie hat schon die Zeit der Abfahrt aus Deutschland eine für andere ungekannte Wichtigkeit. Sie müssen womöglich Ende März, April, Mai oder längstens Anfangs Juni abgehen, um im brasilianischen Winter hier anzulangen. Dies geschieht weniger der Afflimasation wegen, die gleichwohl hiedurch bedeutend erleichtert wird, als um für den Feldbau, der im August, September und Februar am lebhaftesten, rechtzeitig eingetroffen zu sein und vielleicht schon diese Zeit, jedenfalls aber die Fäll- und Brennzeit, September bis Dezember, mitbenutzen zu können.

Der Auswanderer dieser Kategorie, er mag wohlhabend oder arm sein, wird wohl thun, wenn er sich nicht länger in der Stadt aufhält, als unumgänglich nöthig ist, sondern irgendwo auf dem Lande, natürlich möglichst bei Deutschen, sich sammt seiner Familie einrichtet. Er wird auf diese Art, auch wenn er sich nicht verdingt, schnell das Nöthigste vom brasilianischen Feldbau weghaben, und kann mit Ruhe seinem Ziele, dem Landkaufe, nachstreben, wobei wir dringend vor Ueber-eilung warnen.

Der Kauf von Staatsländereien ist sehr sicher; es knüpfen sich indes hieran der Uebelstände mehrere. Zuerst sind devolute oder Staatsländereien nur in der Provinzhauptstadt, beim Landamte, zu kaufen, wenn in der Provinz überhaupt schon Ländereien zum Verkaufe bereit liegen; dann sind sie meist zu sehr von anderen Niederlassungen und bequemen Communicationen entlegen, als daß sie für den einzelnen Ansiedler einen großen Reiz böten; endlich muß er ein Minimum von 250,000 Quadrat-Brassen, 463 preuß. Morgen, kaufen, ein Quantum, das offenbar für eine Familie zu groß ist, da selbst sehr fleißige und zahlreiche Familien in einem Zeitraum von 15—20 Jahren kaum mehr als 20, höchstens 25 Morgen anzubauen und im guten Zustand zu erhalten vermögen. Zum Schlusse fällt wenigstens noch jetzt der Umstand ins Gewicht, daß man schon bebaute Privatländereien in der Nähe von Absatzorten und an Communicationen belegen, verhältnißmäßig wohlfeiler kaufen kann.

Die größere Sicherheit des Besitzes der Staatsländereien kommt gar nicht in Betracht, wenn der Landkäufer beim Ankauf von Privatländereien nur mit der nöthigen Vorsicht zu Werke geht. Wir folgen bei Ertheilung dieses Rathes ganz dem trefflichen Werkchen des Dr. Blumenau:

„Man bediene sich, wenn möglich, bei dem Geschäfte des Rathes irgend eines wackeren Landmannes, sei aber immer sehr sorgfältig und selbst mißtrauisch in jeder Hinsicht und befrage bei zweifelhaften Fällen einen rechtlichen Advokaten, deren man in jedem größerem Orte findet, so wie andere zuverlässige Personen unter der Hand über die Verhältnisse des zu verkaufenden Landes und seines derzeitigen Besitzers. Schreitet man zum Ankauf, so lasse man sich, wenn irgend ein Grund dazu vorhanden, was indeß nicht immer der Fall, einen rechtsgültig ausgefertigten Schein geben, daß keine Hypothekenschulden auf dem Lande haften, oder fordere ihn selbst vom Registrator des Hypothekenbuchs des Bezirkes, wofür eine geringe Gebühr zu entrichten ist; man sehe ferner alle auf das Grundstück Bezug habenden Papiere des Verkäufers durch, um sich zu überzeugen, ob keine Zweifel obwalten, ob das Land vermessen ist u. s. w. und befrage die Besitzer der benachbarten Grundstücke über die Richtigkeit der Vermessung oder falls diese noch nicht völlig geschehen, über die Größe ihrer Besitzungen, die Grenzen an der Fronte und die Erstreckung in die Tiefe. Ist der Verkäufer Wittwer oder die Verkäuferin Wittve mit minderjährigen Kindern, so bedarf es noch eines Erlaubnißscheines des Waisenrichters (s. VI. Abschnitt) weil sonst der Kauf nichtig ist und hat der Verkäufer denselben noch vor Abschluß des Geschäftes herbeizuschaffen; bei Eheleuten muß sich die Frau mit unterzeichnen, allen Rechten und Ansprüchen auf das Grundstück entsagen und dem Käufer den sicheren Besitz, wie ihr Ehemann, für alle Zeiten garantiren.

Der Kaufkontrakt kann bei kleinen Summen von den Interessenten allein unter Zuziehung von gesetzlich gültigen Zeugen oder von dem Schreiber, Escrivão, des Friedensrichters des Bezirkes abgeschlossen werden; bei größeren Beträgen muß man ihn vor dem Notar (Tabellião) des Municipis vollziehen, was überhaupt am gerathensten erscheint, da für einen kurzen Kontrakt nur einige Milreis Gebühren zu bezahlen sind und dieser hat ihn in sein Buch zu tragen, aus welchem er nach Verlangen Abschrift zu geben verbunden ist. Bei Vermeidung beträchtlicher Strafe muß alsdann die Siza oder der Zehnten der zu zahlenden Summe an den Einnehmer oder Collector des Municipis, entrichtet und Schein darüber empfangen werden; wer von beiden Contrahenten denselben zu entrichten hat, wird in Kontrakten bestimmt, gewöhnlich ist es indeß der Käufer zu seiner eigenen Sicherheit, da die Strafe für Nichterlegung der Siza auch ihn trifft, und er zahlt dann einen geringen Preis. Ist auch diese berichtigt, wobei Einheimische oft einen niederen Preis, als den wirklich bezahlten, aufnehmen, was aber Fremden wegen möglicher großer Verdrießlichkeiten **entschiedenst** abzurathen ist, so muß noch der gesetzliche Stempel, der sich ebenfalls nach dem Werthe des Gegenstandes richtet, aber höchst gering ist, — wenn ich nicht irre, eins vom Tausend oder noch weniger — bei Vermeidung von Strafe bald bezahlt werden und hiemit ist der Kaufkontrakt dann rechtsgültig und rechtsverbindlich. Gewöhnlich bezahlt man ein Angeld, ehe man den Kontrakt vollzieht, entweder gegen Schein oder in Gegenwart einiger Männer, die als

Zeugen dienen können, dann beim Abschluß des Kontraktes die Hälfte der Kaufsumme mit Abzug des Angeldes; nach 6 Monaten das dritte und nach 12 das letzte Viertel, worüber in jenen die nöthigen Bestimmungen aufgenommen werden müssen; häufig kann man auch auf längere Zeit kaufen, muß dann aber einen höheren Preis geben."

"Hat man obige Schritte mit Umsicht gethan, so ist man seines Besitzes schon ziemlich sicher, zumal, wenn das Land bereits vermessen und abgegrenzt war; um sich vollends gegen alle späteren Angriffe zu verschanzten, wende man sich indeß gleich beim Abschluß des Kontraktes an den Schreiber der Municipalkammer (Escrivão da camara municipal) in deren Bezirk das erkaufte Grundstück liegt, mit dem Gesuche (Edictale (Edictaes) zu erlassen, daß Jeder, welcher Ansprüche irgend einer Art in Bezug auf das Grundstück, seine Grenzen u. zu haben glaube, solche binnen 6 Monaten bei Verlust derselben geltend machen solle. Man lasse sich über das Erlassen dieser Edictale den gesetzlichen Schein geben und Sorge selbst mit, daß sie an den Kirchthüren mehrerer Ortschaften des Bezirks angeschlagen, worüber man von den Schreibern dieser Ortschaften sich ebenfalls Bescheinigungen geben läßt, und wo öffentliche Blätter vorhanden, in diese mehrmals eingerückt werden, von denen man die betreffenden Nummern als Beweisstücke aufbewahrt.

Ist das Land nun noch nicht vermessen, so lasse man damit alsbald durch einen beeideten Feldmesser beginnen und versäume nicht die Nachbarn vorher von diesem Akte in einer Weise zu benachrichtigen, daß sie sich vor Gericht nicht entschuldigen können, davon nicht gewußt zu haben; finden sie sich dann zur bestimmten Frist ein, so beendet man mit ihnen, womöglich unter Zuziehung des Verkäufers die Vermessung, erhält vom Feldmesser den gesetzlichen Schein und läßt bei wichtigeren Grundstücken allenfalls auch noch vom Escrivão eine förmliche Akte aufnehmen; kommen die Nachbarn nicht, so thut man die Arbeit allein, verfährt übrigens wie oben angegeben, und läßt sich in allen Fällen, wo es etwa erforderlich ist, auf diese verschiedenen Scheine u. s. w. gestützt, vom Präsidenten der Provinz den Besitztitel ausfertigen, der vielleicht noch fehlt, und von dem sehr viel abhängt für die Sicherheit des Besitzes. Wenn aber in Folge der Edictale Reclamationen erhoben werden, so muß sie der Verkäufer erlebigen und der Käufer behält so lange bis Alles in Ordnung ist, den Rest des Kaufgeldes zurück; meldet sich jedoch Niemand, so kann der Letztere von jetzt an ruhig sein, über die Unantastbarkeit und Sicherheit seines Grundeigenthums da sie ihm nun eben so vollkommen gewährleistet sind, wie in irgend einem andern Lande.

Ist der Kolonist endlich in den Besitz des Landstückes gekommen, so erübrigt nichts weiter, als nach der im Abschnitte III. vorgezeichneten Weise der Landwirthschaft zu verfahren, wobei wir ihn nicht auf die Winke zu vergessen bitten, welche wir im Laufe dieses Buches zu wiederholten Malen über Akklimatisation und sonstige Maßregeln zur Erhaltung der Gesundheit, dieses höchsten Gutes eines Auswanderers zu geben Gelegenheit hatten. —

XII. Abschnitt.

Handel, Steuern, Zölle, Münze, Maß und Gewicht.

Handel.

Die Handelsstatistik Brasiliens aufzustellen, ist ungemein schwierig, wenn nicht geradezu unmöglich.

Es existirt bis jetzt keine genaue Controлле über die Handelsbewegung im Innern und selbst der Handel, welcher über die Seehäfen geht, läßt bei dem ziemlich schwunghaft betriebenen Schmugglerwesen recht fühlbare Lücken in seiner Statistik. Indeß genügt es, die uns bekannten Zahlen anzugeben, um die Zunahme des Handels, also des Wohlstandes Brasiliens zur Genüge zu erweisen.

Im Jahre 1853/54 betrug die Anzahl der Schiffe von langem Kurs, welche aus dem Auslande in brasilianischen Häfen einliefen:

2249 Fahrzeuge mit 717,952 Tonnen Tragfähigkeit und 27,266 Mann Besatzung;

während im Jahre 1855:

2556 Schiffe mit 791,520 Tonnen Tragfähigkeit und 30,313 Mann Besatzung einliefen.

Aus brasilianischen Häfen auf langem Kurs abgefegelt waren 1853/54:

2246 Schiffe mit 743,893 Tonnen Tragfähigkeit und 27,032 Mann Besatzung;

während im Jahre 1855:

2519 Schiffe mit 869,495 Tonnen Tragfähigkeit und 29,447 Mann Besatzung ausliefen.

Darunter waren 1853/54 133 brasil. Schiffe mit 31,521 Tonnen Gehalt, während 1855 ihre Zahl auf 144 Schiffe mit 33,922 Tonnen Gehalt angewachsen war.

Uebrigens beschäftigte die große Küstenschiffahrt, wie in Brasilien diejenige Küstenschiffahrt genannt wird, welche zwischen den einzelnen Provinzen betrieben wird, im Jahre 1855 3294 brasilianische Schiffe mit 387,263 Tonnen Tragfähigkeit und 30,156 Mann Besatzung.

Ueber die Bewegung des Handels an den Küsten der drei Sübprovinzen liegen uns leider keine näheren Angaben vor. Der Handel der Sübprovinzen beschränkt sich hauptsächlich auf die Erzeugnisse der Viehzucht, als: Häute, Hörner, Talg, Haare, Carne secca u., auf die Produkte des Ackerbaues, als: Mais, Bohnen, Mandiokmehl, etwas Zucker und Branntwein, Matè und sehr wenig Kaffee, mit Ausnahme Paranaguas, welche Gegenstände nebst den in Sta. Catharina gewonnenen Brettern meist die Fracht der Küstenfahrer ausmachen.

Der Importhandel hingegen beschäftigt sich mit der Einfuhr aller Fabrikwaaren in Metall, Holz, Glas, Leder, Schafwolle, Seide, Linnen und Baumwolle, geistigen Getränken, Quincailleries, Hanf, Del, gesalzenen Fischen, Wachs, Thee, Kupfer, Blei, Zinn, Eisen, Steinkohlen, Weizenmehl, Butter, italienischen Pasten, Kofmen, Käse, Schinken, Seife, Salz, Lichtern, Brettern und tausend anderen Dingen.

Im Finanzjahre 1854—55 belief sich der Werth der Gesamteinfuhr, welche die 10 Zollhäuser der Seestädte passirte, auf 84,760:240\$ = 70,634,000 pr. Thlr., so wie die ebenfalls die Seehäfen passirende Ausfuhr auf 90,570:635\$ = 75,475,530 pr. Thlr., während die Einfuhr im Jahre 1853—54 83:753\$ mehr und die Ausfuhr um 13,728:145\$ = 11,440,000 pr. Thlr. weniger betrug.

Alle, oder fast alle großen Handelshäuser des Südens, welche den Im- und Exporthandel in ihren Händen haben, sind Ausländer, zumieist Portugiesen, Deutsche, Engländer und Franzosen, neben wenigen Italienern. Auch erben sie sich meist unter Ausländern fort, da weder der Eigenthümer, noch die Commis, welche aus demselben Grunde aus Ausländern sich rekrutiren, als Fremde dem Nationalgarbedienste unterliegen. Vergebens hat die Regierung versucht, einen Zoll auf alle ausländischen Commis zu setzen, um so einigermaßen das Unterbringen Einheimischer zu ermöglichen; an Frankreichs Widerspruche, das sich auf ältere Verträge berief, scheiterte dieser Versuch. Indessen wird doch die Regierung ihr Augenmerk hierauf richten, um bei günstiger Gelegenheit dieser Ungerechtigkeit ein Ende zu machen.

Steuern.

In Brasilien kennt man kein Staatsregal. Die Einnahmequellen des Staates, wie des Provinzialreges, bestehen in Zöllen, Patent- und Stempelsteuern, dem Zehnten bei gewissen Käufen, so wie einer Erwerbssteuer, die übrigens sehr gelinde bemessen ist. Hierbei ist zu bemerken, daß die Gewerbefreiheit eine völlig unbeschränkte ist.

Um ein Bild von den im Lande gebräuchlichen Steuern zu geben, führen wir hier jene an, welche die Finanzverwaltung der Provinz Rio Grande erhebt.

Von städtischen Grundstücken (Predios urbanos) den Zehnten der Bodenrente.

Erbschaftsteuern.

Schiffspasssteuern, je nach der Größe.

Matrikelgebühren für den Gymnasial- und höhern Unterricht.
Brücken- und Ueberfuhrgebühren.

Von jeder im Lande ausgeschenkten Pipe Branntwein 1 \$.

Für jedes zum Verkaufe ausgeschrotete Stück Rindvieh 2 \$.

Für jeden Schnittwaarenkaufsladen jährlich 40 \$.

Für Verkauf von Sklaven den 20. Theil für jede öffentliche Ver-
steigerung 40 \$.

Für Verkauf von Loosen zu solchen Lotterien, welche außerhalb der
Provinz veranstaltet werden 100 \$.

Beim Avancement der Provinzbeamten 10% des Gehalts.

Tonnengelder für jedes Schiff, welches von außenher die Barre von
Rio Grande passiert pr. Tonne 100 rs.

Leuchthurmelder für jedes die Lagoa dos Patos befahrende Schiff
pr. Tonne 40 rs.

Ferner zahlt jeder aus einer der andern Provinzen eingeführte Sklave
Eingangszoll 32 \$.

Ausfuhrzoll wird erhoben von Trockenfleisch, wie von jedem Produkt
des Ackerbaues und der Viehzucht 3%.

Außer von Rindshäuten, welche pr. Stück 80 rs. zahlen, so wie für
jedes Stück Rindvieh, Pferd, Maulthier oder Esel 400 rs.

Endlich noch für Pipe-Holz 8%.

Zölle.

Die Importartikel unterliegen ziemlich hohen Zöllen, die meistens fest
sind oder ca. 25 pCt. vom Werth betragen. Da diese Zölle fast die ein-
zige Quelle der Staatseinnahmen sind, so ist an ihrer Höhe nichts unbilliges
und dem industriellen Fremden, der sich in Brasilien niederläßt, dienen sie
als wirksamer Schutz gegen ausländische Concurrenz.

In neuerer Zeit ist der Grundsatz, daß durch möglichste Verringerung des
Zolls auf die nöthigeren Importartikel der Volkswohlstand vermehrt und demzu-
folge die Consumtion verstärkt und die Einnahmen aus den Zöllen erhöht werden,
auch in Brasilien zur Anerkennung gekommen. Davon zeugt der neue Zoll-
tarif vom 28. März 1857, der am 1. Juli d. J. in Kraft getreten ist.
Durch denselben sind an Stelle der meisten Werthzölle des früheren Zoll-
tarifs vom 12. August 1844 den Wünschen der deutschen Kaufleute und
Fabrikanten gemäß feste Zölle eingeführt. Nur 65 von 1704 Positionen
beruhen noch auf Werthzöllen. Auch ist die Zahl der Klassen des früheren
Tarifs vermindert. Die Zollsätze vieler Waarenartikel sind bedeutend er-
mäßigt und zu diesen gehören besonders verschiedene der vornehmlichsten
Erzeugnisse des Zollvereins.

Die Zölle von Werkzeugen, Geräthen und Rohstoffen für Gewerbe und
Landbau, so wie von gewöhnlichen Nahrungsmitteln sind sehr niedrig ange-
setzt. Ackerbau-Maschinen zahlen 5 pCt. vom Werthe. Brod- und Hülsen-
Früchte zahlen feste Zölle, welche 5 pCt. von einem angenommenen sehr
niedrigen Werthe betragen. Weizenmehl wird mit 15 pCt. von dem an-
genommenen Werthe von 16 Milreis pr. Faß von 192 A verzollt. Das

Register der übrigen besteuerten Gegenstände ist zu lang, um es hier mitzutheilen; es mögen die obigen Angaben genügen.

Von besonderem Interesse ist für die Auswanderer nach Brasilien das Kapitel V., welches von der zollfreien Einfuhr handelt. Nach Art. 20 § 2 desselben sollen die üblichen Betten, das gebrauchte und gewöhnliche Stein- und Thongeschirr, sonstiges Hausgeräth und andere Gebrauchsgegenstände der Einwanderer „so weit sie nicht das Maas und die Menge ihres eigenen oder des ihrer Familie nothwendigen Bedarfes überschreiten“ zollfrei eingehen; eben so nach § 3 die den Einwanderern eigenthümlich zugehörigen Lebensmittel, so weit sie zum Unterhalt derselben während der Zeit bestimmt sind, während welcher sie noch in keine dauernde Beschäftigung getreten. Es sind ferner zollfrei nach § 11, die von den Einwanderern mitgebrachten Werkzeuge, welche zum Ackerbau, oder für Ausübung eines Handwerks, oder mechanischen Gewerbes nöthig sind; ferner nach § 12: die getragenen, zum persönlichen und täglichen Gebrauch dienende Kleidung von Passagieren und Reisenden, auch wenn sie in einem anderen Schiffe als diese selbst befördert werden; ferner nach § 17 kleine Handmaschinen, die Einwanderern angehören, und endlich nach § 18 kleine Proben von Hölzern, so wie alle Modelle von Maschinen, Schiffer-Werkzeugen und gewerblichen Erfindungen und Verbesserungen.

Die Ausfuhrzölle sind in der letzten Reichstags-Session auf 7 pCt. erhöht worden.

Curs.

Der Curs variirt sehr häufig, indeß sind die Schwankungen meist unbedeutend. Maßgebend ist die Londoner Börse, im Lande die Börse von Rio de Janeiro.

Durchschnittlich wird der Milreis = 27 d. berechnet, während der französische Frank = 345 rs. und die Hamburger Mark Banco = 650 rs. notirt wird.

Münzen.

Die brasilianische Münzeinheit ist der ideelle Real, als Silbermünze das Tausenddreißstück, der Milreis, wovon nicht ganz 17 auf die feine kölnische Mark Silber gehen.

Die Landesmünzen sind nach der moeda fraca berechnet, im Gegensatz zu der portugiesischen moeda forte, von welcher 8 $\frac{1}{2}$ 480 rs. auf die kölnische Mark gehen. Auch hat man außer den unten angeführten Landesmünzen noch folgende imaginäre Münznamen:

Cruzado	400 rs.
Patacca	320 „
Tostão	100 „

Gewicht.

Das Gewicht ist dem portugiesischen vollkommen gleich. Man rechnet
 den Quintal = 4 Arrobas,
 die Arroba = 32 Libras = Pfunde,
 die Libra = 16 Onças = Unzen,
 die Onça = 8 Oitavas = Grammen;
 das brasilianische Pfund = 9552 holl. Aß,
 100 bras. Pf. = 98,132 pr. Pf. = 91,795 Zollpf. = 82,115 B. Pf.

Dann hat man noch das Gold- und Silbergewicht:

der Aratel = 2 Mark = 16 Unzen = 128 Oktaven = 384 Scrupel
 = 9216 Gran = 31 Loth $\frac{1}{2}$ Quentchen preuß. = 28 Loth
 $3\frac{3}{4}$ Quentchen österr. = 454 $\frac{1}{4}$ Grammen = 9549 $\frac{3}{5}$ holl. Aß.

Maß.

Längenmaße.

Der Grad = 18 Legoa,
 1 Legoa = 3000 Braças oder Klafter,
 1 Braça = 10 Palmos oder Spannen,
 1 Palmo = 8 Pollegadas oder Zolle.
 1 Vara (Ellenmaß) = 5 Palmos.
 1 Covado (Brabanter Elle) = 3 Palmos.
 1 Pé (Schuh) = 12 Pollegadas,
 1 Pollegada = 12 Linhas,
 1 Linha = 12 Pontos.
 1 Braça = 6' 7,09" Wiener Maß = 6' 8,1" pr. Maß.

Flächenmaß.

3 □-Braffen = 1 preuß. □-Ruthe.
 540 " = 1 preuß. Morgen.
 1215 " = 1 österr. Joch.
 16,666 $\frac{2}{3}$ pr. Morgen }
 7,407 $\frac{1}{3}$ österr. Joch } = □-Legoa.

Hohlmaße für Flüssigkeiten.

Die Tonne, o tonnel = 2 Pipen, pipas,
 die Pipe = 26 Almudes,
 der Almude = 2 Cantaros oder potes,
 der Pote oder Cantaro = 6 Canádas oder Medidas,
 die Medida oder Canáda = 4 Quartilhos,
 die Medida = 2,875 Quart preußisch oder 2,088 österr. Maß.

Hohlmaß für Früchte.

Der Molo = 15 Fanegas, 1 Fanega = 2 Säden, 1 Sad = 2 Alqueiren,
 1 Alqueire = 4 Quartos, 1 Quarto = 4 Selamins.

Die Alqueire hält 2218 Kubitzoll und ist ungefähr $\frac{2}{3}$ österr. Megen
 oder $\frac{4}{5}$ preußische Scheffel, nach Anderen 0,73 pr. Scheffel.

XIII. Abschnitt.

Deutsch-portugiesisches Vocabularium der allernothwendigsten Ausdrücke.

Wir geben hier ein kleines Wörterbuch in gedrängtestem Auszuge für die gewöhnlichen Vorkommnisse im Leben und senden dieser Sammlung nur noch die Regeln der Aussprache voraus.

c wird vor e, i und wie ein scharfes ff, und a, o und u wie k ausgesprochen; hat es aber eine Gedille ç, so wird es auch vor diesen Selbstlauten wie ein scharfes ff ausgesprochen.

ch, überall wie ein hartes sch.

g, vor e, i und y wie ein weiches sch; vor andern Selbst- und Vokalen, wie das deutsche g.

h ist stumm, kommt es zwischen den Buchstaben l oder n vor, gequetscht; z. B. manhan, sprich: man-*jang*, culher, sprich: kul-*jer*.

j wie weiches sch vor jedem Selbstlaute.

m im Anfange der Silben wie im Deutschen; einem Selbstlaute angehängt wird es wie ng ausgesprochen; z. B. parabem, sprich: parabeng; algum, sprich: al-*gung*, alecrim, sprich: ale-*kring* &c.

Nur der Buchstabe a, dem ein m folgt, verwandelt sich in o und man schreibt auch statt am häufig ao, was wie ong ausgesprochen wird; z. B. Maranham oder Maranhão, sprich: Maran-*jong*.

n wie u; nur klingt es bloß am Ende der Wörter und nicht der Silben nach der Nase, so manhan oder manhá, sprich: man-*jang*, aber nicht pendiente, pengdengte sondern sprich: pen-*dente*.

qu, vor e, i und y wie f, sonst wie fw.

x hat zwei Laute; in den Wörtern, welche mit ex anfangen, kann man ex oder f sagen, z. B. expirar, sprich: ex-*pirar* oder es-*pirar*, sonst wird es insbesondere vor Selbstlauten wie sch ausgesprochen.

v wie w.

z, wie ein sanftes f.

Von Doppellauten ist nur das *ão*, *ões* und *ãos* und *ães* zu erwähnen. Das *ão* wird wie *ong*, das *ães* wie *angs* ausgesprochen; z. B. *cão*, sprich: *long*, *cães*, sprich: *langß*; *ões*, wie *ongs*, z. B. *corações*, *forassongs*.

Das Zeichen ~ wird *Til* genannt und bedingt immer den Nasenlaut des bezeichneten Buchstabens.

ei ai und sonstige im Deutschen gebräuliche Doppellaute werden getrennt und jeder der hier nicht besonders genannten Buchstaben ganz wie im Deutschen ausgesprochen.

Zahlwörter, vozes numeraes, wofes numeraes.

eins,	um,	ung.
zwei,	dous,	dois.
drei,	tres,	treß.
vier,	quatro,	kwatro.
fünf,	cinco,	finfo.
sechs,	seis,	se-is.
sieben,	sete,	fete.
acht,	outo,	oito.
neun,	nove,	nowe.
zehn,	dez,	des.
elf,	onze,	onse.
zwölf,	doze,	dose.
dreizehn,	treze,	trese.
vierzehn,	quatorze,	kwatorse.
funfzehn,	quinze,	finse.
sechszehn,	dezaseis,	desase-is.
siebenzehn,	dezasete,	desafete.
achtzehn,	dezoito,	desoito.
neunzehn,	dezanove,	desanove.
zwanzig,	vinte,	winte.
einundzwanzig,	vinte um,	winte ung.
zweiundzwanzig,	vinte dous,	winte dois u.
dreißig,	trinta,	trinta.
vierzig,	quarenta,	kwarenta.
funfzig,	cincoenta,	finquentä.
sechszig,	sessenta,	seffenta.
siebenzig,	setenta,	fesenta.
achtzig,	oitenta,	vitenta.
neunzig,	noventa,	nowenta.
hundert,	{ cento,	fento.
	{ cem,	feng.
hundertundeins,	cento e um,	fente e ung u.
zweihundert,	duzentos,	dusentos.
dreihundert,	trezentos,	tresentos.

vierhundert,	quatrozentos,	kwatrozentos.
fünfhundert,	quinzentos,	kinzentos.
sechshundert,	seiscentos,	se-iescentos.
siebenhundert,	setecentos,	setescentos.
achthundert,	oito centos,	oitoscentos.
neunhundert,	novecentos,	nowescentos.
tausend,	mil,	mil.
Million,	{ milhão,	Miljong.
	{ conto,	Conto.

Die Ordnungszahlen numeros ordinaes. numeros ordinæes.

Der erste,	o primeiro,	o primero.
" zweite,	" segundo,	" segundo.
" dritte,	" terceiro,	" terçero.
" vierte,	" quarto,	" kwarto.
" fünfte,	" quinto,	" kinto.
" sechste,	" sexto,	" seſto.
" siebente,	" setimo,	" setimo.
" achte,	" oitavo,	" oitawo.
" neunte,	" nono,	" nono.
" zehnte,	" decimo,	" deſſimo.
" elfte,	" onzeno od. undecimo	" onſeno oder undeſſimo.
" zwölfte,	" duodecimo,	" duodeſſimo.
" dreizehnte,	" tercio decimo,	" terſto deſſimo.
" vierzehnte,	" decimo quarto,	" deſſimo kwarto.
" fünfzehnte,	" decimo quinto,	" deſſimo kinto.
" sechszehnte,	" decimo sexto,	" deſſimo ſeſto 1c.
" zwanzigste,	" vigesimo,	" wiſcheſſimo.
" dreißigste,	" trigesimo,	" triſcheſſimo.
" vierzigste,	" qnarantesimo,	" kwaranteſſimo.
" fünfzigste,	" quinqagesimo,	" kinſwaſcheſſimo.
" sechszigste,	" sexagesimo,	" ſexaſcheſſimo.
" siebenzigste,	" septuagesimo,	" ſeptuaſcheſſimo.
" achtzigste,	" octogesimo,	" octoſcheſſimo.
" neunzigste,	" nonagesimo,	" nonoſcheſſimo.
" hundertste,	" centesimo,	" ſenteſſimo.
" tausendste,	" milesimo,	" mileſſimo.

Die Jahreszeiten ets estações, as estaſſongs.

Der Frühling,	a primavera,	a primawera.
Der Sommer,	o verão,	o werong.
Der Herbst,	o outono,	o outono.
Der Winter,	o inverno,	o inwerno.

Die Monate, os mezes, os meses.

Januar,	Janeiro,	Eschaneiro.
Februar,	Fevereiro,	Feivreiro.
März,	Março,	Marſſo.
April,	Abril,	Abril.
Mai,	Maió,	Majo.
Juni,	Junho,	Schunſo,
Juli,	Julho,	Schulſo.
August,	Agosto,	Agosto.
September,	Septembro,	Septembro.
Oktober,	Outubro,	Outubro.
November,	Novembro,	Novembro.
Dezember,	Dezembro,	Deſembro.

Die Wochentage, os dias da semana, os dias da semana.

Sonntag,	Domingo,	domingo.
Montag,	segunda feira,	segunda-feira.
Dienſtag,	terça feira,	terſſa-feira.
Mittwoch,	quarta feira,	kwarta-feira.
Donnerſtag,	quinta feira,	kinta-feira.
Freitag,	sexta feira,	ſeſta-feira.
Samſtag, Sonnabend,	sabado,	ſabodo.

Feiertage, festas, festas.

Neujahr,	Anno bom,	anno bong,
Dreikönig,	Dia de Reis,	dia de Re-iſ.
Faſching,	Entrudo,	entrudo.
Aſchermittwoch,	quarta de cinzas,	kwarta de ſinſas..
Oſtern,	Pascoa,	paſſwa
Charſfreitag,	Sexta-feira ſanta,	ſeſta-feira ſanta.
Pfingſten,	Pascoa do Eſpirito Santo,	paſſwa do eſpírito ſanto.
Allerheiligen,	Todos, os ſantos,	todos os ſantos.
Weihnachten,	Natal,	natal.
Geburtſtag,	Anniversario,	anniverſario.
Namenſtag,	a feſta,	a feſta.

Zeiteintheilung.

Das Jahr,	o anno,	o anno.
Das Halbjahr,	o ſemestre,	o ſemestre.
Das Vierteljahr,	o trimestre,	o trimestre.
Der Monat,	o mez,	meſ. *

Wierzeñn Tage,
Acht Tage,
Eine Woche,
Heute,
Morgen,
Uebermorgen,
Gestern,
Vorgestern,

quinze dias,
oito dias,
uma semana,
hoje,
amanhã,
despois de manhã
hontem,
antes de hontem,

finse dias.
oito dias.
uma semana.
oshe.
amanjang.
despois de manjang.
onteng.
antes de onteng.

Die Wäsche,
Das Hemd,
Die Unterhose,
Der Unterrock,
Die Strümpfe,
Das Schnupftuch,
Das Halstuch,
Das Vorhemd,
Die Manschetten,
Das Tischtuch,
Die Serviette,
Das Handtuch,
Das Bettlaken,
Das Häubchen,
Die Nachtmütze,

A roupa,
a camisa,
a ciroula,
a saia curta,
as meias,
o lenço,
o lenço do pescoço,
o periquito,
os punhetes,
a toalha de mesa,
o guardanapo,
o toalha,
o lençol,
o barrete, a touca,
o barrete de malha,

A roupa.
a camisa.
a firola.
a saia curta.
as meias.
o lenço.
o lenço do pescoço.
o perifito.
os punjetes.
a toalha de mesa.
o guardanapo.
o toalha.
o lençol.
o barrete, a tonta.
o barrete de malja.

Essen und Trinken,
Frühstücken,
Mittageffen,
Abendessen,
Kaffee,
Milch,
Thee,
Suppe,
Gefochtes Rindfleisch,
Braten,
Spießbraten,
Kalbfleisch,
Schweinebraten,
Hammelfleisch,
Schinken,
Schwarze Bohnen,
Eier mit Speck,
Fische,
Kartoffel,

Comer e beber,
almoçar,
jantar,
cear,
café,
leite,
chá,
sopa oder caldo,
vaca cozida,
açado,
açado de espeta,
vitello oder terneiro,
porco,
carneiro,
presunto,
seijões pretas,
ovos com toucinho,
peixe oder pescado,
batata inglez,

Komer e beber.
almosçar.
schantar.
sear.
kafee.
le—ite.
scha.
sopa oder caldo.
waka kosida.
aßado.
aßado de espetta.
witello oder ternero.
porco.
karnero.
presunto.
fesçongs pretas.
ovos kon toucinho.
pefche oder peskado.
batata ingles.

Bataten,
Dams,
Apfelsinen,
Bananen,
Wildepret,
Indian,
Fuhn,
Taube,
Gans,
Ente,
Spanferkel,
Messer,
Gabel,
Löffel,
Trinkglas,
Flasche,
Wasser,
Wein,
Bier,
Teller,
Waschbecken,
Brod,
Obst,
Gemüse,
Das Salep,

batates doces,
inhamie,
laranjas,
bananas,
veado,
peru,
gallinha,
pomba,
ganso,
pato,
leitão,
faca,
garfo,
culher,
copo,
garafa,
agoa,
vinho,
cerveja,
prato,
hacia,
pão,
frutas,
hortaliças,
o sal

batates doses.
injame.
laranschas.
bananas.
weado.
peru.
gallinja.
pomba.
ganso.
pato.
le-itong.
fafa.
garfo.
tuller.
topo.
garafa.
agwa.
winjo.
ferweschä.
prato.
bassia.
pong.
frutas.
ortalißas.
o sal.

Kleidung,
Mantel,
Rock,
Frack,
Ueberrock,
Gilet,
Hose,
Cravate,
Der Hut,
Regen- od. Sonnenschirm,
Hosenträger,
Leibriemen,
Strippen,
Stiefel von Rindsleder,
Stiefel von Kalbsleder,
Stiefel von Lackleder,
Wasserdichte Stiefel,
Schuhe,
Ein Kleid,

Vestidos,
capa oder capote,
casaca,
vestido,
sobracasaca,
vestia,
calça,
cravata;
o chapeo,
chapeo do sol,
suspensorio,
corrêa,
presilhas das calças,
botas de vaca,
botas de vaquete,
botas envernizadas,
botas d'agua,
sapatos,
uma saia,

Vestidos.
kapa oder kapotē.
kasaka.
westido.
sobrakasaka.
westia.
kassa.
kravata.
o schapeo.
schapeo do sol.
suspensorio.
korrea.
presilha-das kassas.
botas de waka.
botas de wakete.
botas envernizados.
botas dagwa.
sapatos.
uma saja.

Ein Seidenkleid,	veste de seda,	veste de seda.
Rattunkleid,	veste de algodão,	veste de algodong.
Schmuck,	joias,	schojas.
Handschuhe,	luvas,	luwas.
Glaceehandschuhe,	luvas de pellica,	luwas de pessita.
Friskamm,	pento grosso,	pento grosso.
Staubkamm,	pente fino,	pente fino.
Bahnbürste,	escovinha de dentes,	escowinja de dentes.
Kleiderbürste,	escova,	eskowa.
Schuster,	sapateiro,	sapatero.
Schneider,	alfaiate,	alfajate.
Handschuhmacher,	luveiro,	luvero.
Putmacher,	chapeleiro,	schapelero.
Barbier,	barbeiro,	barbero.

Die Wohnung,	a habitação,	a abitassong.
Die Haupt- u. Residenz-		
stadt,	a côrte,	a forte.
Die Provinz-Hauptstadt,	a capital,	a kapital.
Die Stadt,	a cidade,	a sidade.
Der Flecken,	a villa,	a willa.
Das Dorf,	a aldeia,	a aldeia.
Der Bezirk,	o municipio,	a munisipio.
Das Kirchspiel,	a freguezia,	a fregesia.
Das Haus,	a casa,	a tassa.
Das Dach,	o tecto,	o tekto.
Das Thor,	o portão,	o partong.
Der Hof,	o pateo,	o pateo.
Der Garten,	o jardim,	o scharbing.
Die Küche,	o cozinha,	a koshinja.
Das Zimmer,	o quarto,	o kwarto.
Der Tisch,	a mesa,	a mesa.
Die Kommode,	traste com gaveta,	traste kon gaweta.
Das Bett,	a cama,	a fama.
Der Hängekasten,	o armario,	o armario.
Der Stuhl,	a cadeira,	a fadera.
Das Schreibzeug,	a escriptura,	a escriptura.
Das Fenster,	a janella,	a schanella.
Die Bank,	o banco,	o banco.
Die Thür,	a porta,	a porta.
Die Werkstatt,	a officina,	a offissina.
Der Abort,	a secreta,	a sekreta.
Der Spiegel,	o espelho,	o espelho.
Die Wanduhr,	o relógio de parede,	o reloscho de parede.
Der Kessel,	a caldeira,	a faldera.

Der Topf,
Die Pfanne,
Der Schaumlöffel,
Das Plätteisen,
Der Herd,
Der Wassereimer,
Der Wassertrug,
Das Weinsäß,
Die Essigflasche,
Die Oelflasche,
Der Keller,
Brennholz,

a panella,
frigideira,
espumadeira,
ferro de engomar,
fogão,
alcatruz,
bilha,
barril de vinho,
garafa de vinagre,
garafa de azeite,
cova,
lenha,

a panella.
frischidera.
espumadera.
ferro de ingomar.
fogong.
alfatruz.
bilja.
barril de winjo.
garafa de winagre.
garafa de asete.
foma.
lenja.

Metalle.

Steinkohle,
Gold,
Silber,
Kupfer,
Eisen,
Blei,
Zinn,
Zink,
Messing,
Platina,

carvão de pedra,
ouro,
prata,
cobre,
ferro,
chumbo,
estanho,
zinco,
latão,
ouro branco,

karwong de pedra.
ouro.
prata.
fobre.
ferro.
schumbo.
estanho.
zinko.
latong.
ouro branco.

Der menschliche

Körper

Der Kopf,
Die Haare,
Die Ohren,
Das Gesicht,
Die Stirn,
Die Augenbrauen,
Die Augen,
Die Nase,
Der Mund,
Die Zähne,
Das Kinn,
Der Schnurrbart,
Der Backenbart,
Der Vollbart,
Der Hals,
Die Schultern,
Die Brust,

O corpo humano,

a cabeça,
os cabellos,
as orelhas,
a cara,
a frente,
a sobrançelha,
os olhos,
o nariz,
a bocca,
os dentes,
a barba,
os bigotes,
as faveritas,
a barba,
o pescoço,
o hombro,
o peito,

o corpo umano.

a kabessa.
os cabellos.
as orelhas.
a cara.
a frente.
a sobranselja.
os olhos.
o nariz.
a boka.
os dentes.
a barba.
os bigotes.
as faworitas.
a barba.
o pestosso.
o ombro.
o peto.

Die Frauenbrust,	o seio,	o seio.
Das Herz,	o coração,	o corassong.
Der Magen,	o estomago,	o estomago.
Der Bauch,	a barriga,	a barriga.
Die Scham,	as pudendas,	as pudendas.
Der Hintere,	o cu,	o tu.
Der Rücken,	o dorso,	o dorso.
Die Schenkel,	as coxas,	as cosças.
Die Kniee,	os joelhos,	os schoellos.
Die Waden,	as polpas,	als polpas.
Die Knöchel,	os tornozelos,	os tornoselos.
Der Fuß,	a perna,	a perna.
Die Hand,	a mão,	a mong.
Die Finger,	os ditos,	os ditos.
Die Nägel,	as unhas,	as unjas.

Sonstige Benennungen.

Maulthier,	mula,	mula.
Pferd,	cavallo,	kawallo.
Stute,	egoa,	egwa.
Stier,	touro,	touro.
Ochse,	boi,	boi.
Milch-Kuh,	vaca de leite,	waka de le-ite.
Kalb,	terneiro,	ternero.
Ziege,	cabra,	kabra.
Schaf,	ovelha,	owelja.
Lamm,	cordeiro,	kordero.
Hund,	cachorro,	kaschorro.
Vogel,	passaro,	passaro.
Katze,	gato,	gato.
Schlange,	cobra,	kobra.
Tiger,	onça,	onssa.
Ameisen,	formigas,	formigas.
Wald,	matto,	matto.
Beg,	caminho,	kaminjo.
Urwald,	matto virgem,	matto wirscheng.
Steppe,	campo,	kampo.
Steppenwäldchen,	capão,	kapong.
Fluß,	rio,	rio.
Kleiner Fluß,	arroyo,	arrojo.
Bach,	ribeiro,	ribero.
Quelle,	fonte,	fonte.
See,	lagoa,	lagoa.
Stromschnelle,	caxoeira,	kaschoeira.

Rahn,
 Straße
 Maulesellarren,
 Ochsenfarren,
 Der Berg,
 Die Kirche
 Der Arzt,
 rechts,
 links,
 gradeaus,
 Das Salz

canoa,
 estrada,
 carroça,
 carrete,
 o morro,
 a igreja,
 o medico,
 á direita,
 á es querda
 direitio,
 o sal,

lanoa.
 estrada.
 carrossa.
 farrete.
 o morro.
 a igreja.
 o mediko.
 a direta.
 a eslerda.
 direthio.
 o sal.

Einige Redensarten.

Guten Morgen,
 Mein Herr,
 Madame,
 Wie befinden Sie sich?
 Wie viel Uhr ist es?
 Wollen Sie kaufen?
 Wie viel kostet dies?
 Es kostet drei Milreis,
 Haben Sie schon gespeist?
 Er ist krank,
 Wo wohnt der Arzt?
 Sie hat sich erkältet.
 Ich will abreisen.
 Ich wünsche an Bord zu
 gehen.
 Ich wünsche ans Land zu
 fahren.

Seien Sie so gut,
 Ich danke Ihnen,
 Nein,
 Ja,
 Es ist wahr,
 Es thut mir leid,
 Ich habe Hunger,
 Ich bin durstig,
 Es ist Mittag,
 Es ist Mitternacht,
 Es ist schlechtes Wetter,
 Es regnet,
 Es wird Nacht,
 Es ist kalt,

bons dias,
 senhor,
 senhora,
 Como está Vmce?
 que horas são?
 Quer comprar?
 Quanto custa isto?
 Custa tres milréis,
 Tem jantado Vmce?
 Ests doente,
 onde está o medico;
 Está com desfluxo,
 Quero sahir,

Quero ir à bordo,
 Desejo ir em terra,
 faça o favor,
 o brigado,
 não senhor,
 simsenhor,
 è verdade,
 sinto muito,
 tenho fome,
 tenho sede,
 è meio dia,
 è meia noite,
 faz pessimo tempo,
 chove,
 anoitece,
 faz frio,

bons dias.
 senjor.
 senjora.
 tome esta Boffemffe?
 Ke oras song.
 Ker komprar?
 Kwanto kusta isto?
 Kusta tres milre-is.
 Teng schantada Boffemffe?
 Esta do ente.
 onde esta o mediko.
 Esta kon desfluxo.
 Kero sa-ir.
 Kero ir a bordo.

desescho ir in terra.
 fasser o favor.
 o brigado.
 nong senjor.
 sing senjor.
 e wverbade.
 sinto mu-ito.
 tenjo fome.
 tenjo sede.
 e mejo dia.
 e meja noite.
 fas pessimo tempo.
 schowe.
 anoiteffe.
 fas frio.

Es ist warm,	faz quente,	fas lente.
Es blizt,	relampaga,	relampaga.
Es donnert,	troveja,	trouvesça.
Es ist Mondschein,	faz luar,	fas luar.
Gute Nacht,	boas noites,	boas noites.

Hiemit glauben wir dem Auswanderer die allernothwendigsten Benennungen und Redensarten bezeichnet zu haben, die hinreichen dürften, ihn für die erste Zeit zwischen Brasilianern durchzulootsen.

Wir waren schon im IV. Abschnitt genöthigt, auf den herrschenden Mangel an portugiesischen Sprachlehren und Wörterbüchern aufmerksam zu machen; ja selbst die wenigen, welche wir besitzen, sind ohne Berücksichtigung Brasiliens geschrieben und nichts weniger als populair gehalten.

Bei G. Fröbel in Rudolstadt ist ein deutsch-portugiesischer Dolmetscher von F. Boock-Arkossy erschienen, der zwar von Irrthümern und besonders Druckfehlern wimmelt, indeß doch das für Auswanderer geeignetste Buch dieser Art ist und daher bis nicht etwas Besseres vorliegt, jedem nach Brasilien Auswandernden zu empfehlen ist. Es ist nur Schade, daß es nicht auch zugleich ein kleines Wörterbuch anstatt der statistisch-geographischen Notizen über Brasilien enthält, was seinen Werth bedeutend erhöhen würde.

Ferners erschienen in neuester Zeit in Hamburg:

Eduard Th. Bösch. Neue portugiesische Sprachlehre. Zum Schulgebrauch und Selbstunterricht. Hamburg 1853. Preis 1 Thlr. pr. Ert.

Dr. Diego Monteiro. Portugiesische und deutsche Gespräche oder Handbuch der portugiesischen und deutschen Umgangssprache, zum Gebrauche beider Völker. Eine leichtfaßliche Anleitung, sich in allen Verhältnissen des Lebens verständlich zu machen. Für den Unterricht, für Geschäftsleute, Reisende und Auswanderer nach Brasilien. Nebst einem Anhang von Titulaturen, Formularen zu Briefen, Rechnungen, Quittungen, Wechselfeln, Vergleichen der Münze, Maße und Gewichte. Hamburg 1853. Preis 24 Sgr.

E n d e.

Druck von Adermann & Wulff.

Im Verlage der Herren **Neumann & Wulff** in **Hamburg** erscheint:

Hamburger Zeitung für deutsche Auswanderungs- und Kolonisations-Angelegenheiten.

Diese Zeitung verfolgt die Aufgabe, dem Auswanderungslustigen über die verschiedenen Länder, nach welchen die Auswanderung aus Deutschland sich richtet, genaue Auskunft zu erteilen, so daß derselbe vor Täuschungen bewahrt bleibt und beurtheilen kann, welches Land seinen Wünschen, Absichten, Fähigkeiten und Mitteln am besten entspricht. Sowohl in den Originalcorrespondenzen, als auch in sonstigen, zum Theil ihr allein zu Gebote stehenden Quellen entnommenen Berichten bietet die Zeitung ein reichhaltiges, gediegenes und nicht allein für den Auswanderungslustigen, sondern **für jeden Gebildeten interessantes Material** zur richtigen Beurtheilung der Verhältnisse der betreffenden überseeischen Länder. Sie liefert zuweilen Landkarten und Pläne als Beilagen. In jeder Nummer befindet sich ein Verzeichniß sämmtlicher im Hamburger Hafen in Ladung liegenden Schiffe, mit Angabe des Tonnengehalts und der Bestimmungsorte; ebenso werden in jeder Nummer Nachrichten über die von Hamburg und anderen Häfen, aus welchen deutsche Auswanderer befördert werden, nach transatlantischen Plätzen abgegangenen Schiffe, mitgetheilt.

Die Zeitung erscheint wöchentlich einmal in großem Folioformat. Sie ist für Bekanntmachungen, namentlich der Schiffserpedienten, Agenten, Verwaltungsbehörden von Eisenbahnen und Dampfschiffen, Wirthe, Buchhändler (Auswanderungsschriften), Verkäufer von Artiteln, welche der Auswanderer zu seiner Ausrüstung bedarf u. sehr geeignet.

Bestellungen auf Abonnements werden in Hamburg von der Expedition, Alter Wandrahm 54, und in den Zeitungskäben, außerhalb Hamburgs von allen Postämtern und Buchhandlungen angenommen. Inserate bitten wir direct an die Expedition zu senden.

Abonnementspreis in Hamburg jährlich 2 R Preuß. Ert. , halbjährlich 1 R Preuß. Ert. , vierteljährlich 18 $\text{Sgr. Preuß. Ert.} = \text{Ert. M. 8 } \frac{1}{2}$. — Insertionsgebühr, incl. Staatsabgabe von 1 $\frac{1}{2}$ R , für den Raum einer Petitzeile 3 R oder 2 $\frac{1}{2}$ Sgr. Bei Wiederholung derselben Anzeige in demselben Monate wird ein Rabatt bewilligt.

Vollständige Exemplare der Jahrgänge 1853—1857, mit systematisch geordneten Inhaltsverzeichnissen, sind für den Preis von 1 $\frac{1}{2}$ R Pr. Ert. für jeden oder für 5 R Pr. Ert. für alle 5 zusammen von der Expedition in Hamburg oder durch die Buchhandlungen zu beziehen.

Die Herren Buchhändler machen wir noch besonders darauf aufmerksam, daß Besprechungen und Anzeigen von Auswanderungsschriften, so wie überhaupt von Büchern und Karten über diejenigen Länder, nach denen sich die deutsche Auswanderung richtet, ganz besonders dazu geeignet sind, in dieser Zeitung in weitem Kreise die Beachtung der Interessenten zu gewinnen. Die Redaction läßt ersuchen, die Neuigkeiten in dieser Branche möglichst schnell an uns einzusenden, damit sie einer unparteiischen Besprechung unterworfen werden, für welche ihnen natürlich nichts berechnet wird.

Im Verlage von **Gustav Carl Würger** in Hamburg sind ferner
erschienen:

Gedichte

von

Bernhard Endrulat.

Miniaturausgabe. Elegant in Goldschnitt gebunden. 2 $\mathfrak{M}$.

Von einem verlorenen Posten.

Ein Buch der Erinnerung an Schleswig-Holstein

von

Bernhard Endrulat.

Preis 1 $\mathfrak{M}$ 15 Ngr.

Heinrich Heine's Wirken und Streben.

Dargestellt an seinen Werken

von

Adolf Strodtmann.

Preis 22 $\frac{1}{2}$ Ngr.

Kobana.

Ein Liebesleben in der Wildniß.

Adolf Strodtmann.

Elegant cartonnirt mit Goldschnitt.

Preis 18 Ngr.

**RETURN TO the circulation desk of any
University of California Library
or to the**

**NORTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY
Bldg. 400, Richmond Field Station
University of California
Richmond, CA 94804-4698**

ALL BOOKS MAY BE RECALLED AFTER 7 DAYS

**2-month loans may be renewed by calling
(415) 642-6753**

**1-year loans may be recharged by bringing books
to NRLF**

**Renewals and recharges may be made 4 days
prior to due date**

DUE AS STAMPED BELOW

28 1991

SENT ON ILL

JAN 22 2004

U. C. BERKELEY

MS. 10087

M310087

U.C. BERKELEY LIBRARIES



C035213270

